This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

The
German-American
Goethe Library

University of Michigan.

838
G6
F20
S385

34896

Ueber

Goethe's Faust.

Vorlesungen

von

Dr. Karl Ernst Schubarth.

Berlin, 1830.

In der Enslin'schen Buchhandlung.

Breite Straße Nr. 23.

An

Seine Excellenz

Herrn

Staats-Minister von Goethe.

Recat. 5-1-36 Sjm

Ew. Excellenz verdanke ich nebst vielen Deutschen, so mannigfaches, mich in meinem geistigen Leben förderndes Gute, daß der Wunsch wohl als ein sehr natürlicher erscheint, dieß bei dargebotener Veranlassung auch besonders an den Tag zu legen.

Welche Gelegenheit könnte mir nun hierzu geeigneter erscheinen, als indem ich Ew. Excellenz ehrfurchtsvoll ersuche, die Zueignung einer Arbeit anzunehmen, welche dadurch entstanden ist, indem mich die Theilnahme Gleichgesinnter ermuthigte, mir die Vorzüge einer Production Ew. Excellenz näher zu vergegenwärtigen, welche in diesem Augenblick der Aufmerksamkeit der Zeitgenossen vorzugsweise zu bedeutender Anregung dient.

Ew. Excellenz wollen jedoch nicht sowohl auf den Werth der dargebotenen Gabe sehen, als vielmehr die reine, treue, dankbare Gesinnung in eine gnädige Erwägung ziehen, mit der sie Hochdenselben gewidmet wird.

Der ich mit lebenslänglicher, tiefster Ehrfurcht verharre

Hirschberg,
den 16. März 1830.

Ew. Excellenz

gehorsamster
Karl Ernst Schubarth.

Vorrede.

Die nachstehenden Vorlesungen sind von dem Verfasser an dem gegenwärtigen Aufenthaltsorte desselben vor einer recht zahlreichen, gebildeten, achtungswerthen Versammlung auf Veranlassung und Aufforderung einiger Literatur-Freunde im Laufe des gegenwärtigen Winters wirklich gehalten worden.

Wenn der Dichter an seinem Faust während mehr als funfzig Jahren gearbeitet hat, ohne

denſelben bis jetzt vollendet zu haben, ſo hat der Verfaſſer auf die Abfaſſung ſeiner Vorleſungen freilich kaum funfzig Tage verwenden können. Dieß wird nun gerade nicht zu einer Empfehlung derſelben angeführt; jedoch wollte der Verfaſſer dieſen Umſtand nicht verſchweigen, ſollte etwa dieſe Arbeit nicht alle die Vollkommenheit und Abrundung erlangt haben, die er ihr bei mehr Muße und unter andern Verhältniſſen vielleicht zu geben vermocht hätte. Da er nun nicht abſieht, wie bald etwa in dieſer Hinſicht eine günſtige Aenderung für ihn eintreten könnte, ſo hat er ſich zur unverzögerten Herausgabe dieſer etwas tumultuariſchen Bogen in ihrer jetzigen Geſtalt entſchloſſen.

Indeſſen hofft er doch, daß er damit in Manchem den Freunden des goethiſchen Gedichts

genug thun, in Anderm sie bedeutend anregen werde, wie es ihm in seinem Zuhörerkreise nicht ganz mißlungen, für dessen freundliche Theilnahme und Aufmerksamkeit er seinen Dank hiermit nochmals öffentlich aussprechen mag. Was nämlich diese Vorlesungen von andern bisher über das Gedicht erschienenen Erklärungsversuchen nicht unvortheilhaft unterscheiden dürfte, ist, daß sie sich über das Ganze und Einzelne desselben, so weit es vorliegt, verbreiten, Plan und Idee beider Theile nach ihrem Zusammenhange zu entwickeln suchen.

Würde man dem Verfasser einräumen, daß er auch nur einige wenige Fingerzeige zu besserm Verständniß geliefert habe, so würde er schon sehr zufrieden seyn: denn, wie es nicht seine Meinung gewesen ist, etwas durchaus

Möglichkeit zu liefern, so beabsichtigt er auch hinsichtlich gründlichern und bessern Eingehens in das Wesen dieser Dichtung mit seinem Versuche in den Weg zu treten.

Hirschberg, den 1. Februar 1830.

Dr. L. E. Schubarth.

Inhalt.

Seite

Erste Vorlesung 3

Ueber den Dichter und seine Poesie überhaupt.

Zweite Vorlesung 32

Einleitung zum Faust, Urtheile, Mißverständnisse der Zeitgenossen anführend, berichtigend, ausgleichend.

Dritte Vorlesung 85

Zueignung, Vorspiel, Prolog.

Vierte Vorlesung 113

Der Tragödie erster Theil. Nacht. (Monolog, Geisterbeschwörung, Chorgesang).

Fünfte Vorlesung 148

Vor dem Thor. (Spaziergang, der Pudel.) Studirzimmer. (Beschwörung, Entweichen des Teufels.)

Sechste Vorlesung 195

Studirzimmer (Wiederkehr des Teufels, Pakt, Tröstung des Schülers, neuer Lebenslauf).

Siebente Vorlesung 229

Auerbachs Keller in Leipzig, Hexenküche.

Achte Vorlesung 255

Straße. (Erstes Zusammentreffen mit Margareten.) Abend. (Margaretens Zimmer.) Spazier-

Seite

gang. (Mephistopheles Ergrimmen über den Verlust des Schmucks.) Der Nachbarin Haus. (Neuer Plan.) Straße. (Faust auf Bericht harrend.) Garten. (Die Unterhaltung.) Gartenhäuschen. (Die Liebeserklärung.)

Neunte Vorlesung 281

Wald und Höhle. (Faust in der Einsamkeit, die Versuchung.) Gretchens Stube. (Gretchen am Spinnrade.) Marthens Garten. (Das Examen über den Glauben, Zusage einer Nacht.) Am Brunnen. (Gretchen und Lieschen.) Zwinger. (Gretchen vor dem Andachtsbilde der mater dolorosa.) Straße vor Gretchens Thür. (Valentins Ermordung, Gretchens Verfluchung.) Dom. (Gretchen unter vielem Volk. Böser Geist hinter ihr.)

Zehnte Vorlesung 311

Walpurgisnacht. (Besteigung des Brocken.) Walpurgisnachtstraum. (Oberons und Titanias goldene Hochzeit.) Trüber Tag, Feld. (Faust von Gretchens Einkerkerung unterrichtet.) Nacht, offenes Feld. (Rabenstein.) Kerker. (Die Rettung.)

Eilfte Vorlesung 337

Zweiter Theil. Anmuthige Gegend. (Fausts Herstellung durch die Elfengeister.) Kaiserliche Pfalz. (Faust und Mephistopheles am Hofe.)
Amor und zwei Teufelchen.
Helena. Classisch-romantische Phantasmagorie.

Zwölfte Vorlesung 364

Auslegung der Fragmente des zweiten Theils, Muthmaßungen über den Schluß.

Vorlesungen

über

Goethe's Faust.

Erste Vorlesung.

Es ist wohl unbestreitbar, daß unter den deutschen Dichtern die Aufmerksamkeit keiner in so hohem Grade fort und fort auf sich zieht, als Goethe.

Hieran mag zunächst der Umstand großen Antheil haben, daß er der einzig Ueberlebende aus einer großen Epoche deutscher Cultur und Literatur ist, welche sich mit ihm als völlig vergangen darstellen dürfte. Denn hat die Nation politisch seit 1813 und 1814 eine große Veränderung und Umgestaltung in ihren Verhältnissen erlitten, so haben auch ihre Geistesbestrebungen eine sehr veränderte Richtung angenommen. Wir dürfen daher mit Recht von hier einen großen Abschnitt, wie für ihre bedeutendern äußerlichen Lebensverhältnisse, so auch für ihre geistigen ansetzen. Die Stiftung des deutschen Bundes darf gewiß für ein eben so merkwürdiges Ereigniß in Absicht der Folgezeit geachtet

werden, wie der Abschluß des westphälischen Friedens im Jahre 1648 es für die Vergangenheit geworden ist, von dem wir uns nicht verhehlen können, daß die durch ihn herbeigeführte damalige große Grundstellung der politischen Verhältnisse Deutschlands die Basis für jene Literaturperiode geworden ist, die sich als der Ruhm Deutschlands im 18ten Jahrhundert vollendet entfaltet hat, und uns durch Goethe auf eine so ausgezeichnete Weise noch vergegenwärtigt wird. Nehmen wir hierzu die an sich seltene Erscheinung eines in hohem, ja höchsten Alter mit jugendlicher Frische fortlebenden und fortwirksamen Geistes — Goethe hat gegenwärtig sein 81stes Lebensjahr betreten — so wird es schon hieraus vollkommen erklärlich, warum er noch heute eben so sehr ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung und freudigen Erstaunens ist, wie vor funfzig und mehr Jahren, wenn auch auf andere Weise.

Doch, wenn diese Umstände äußerlich die Aufmerksamkeit bedingen, die Goethen dermalen zu Theil wird: so übt die höchste Vortrefflichkeit alles dessen, was sich von ihm herschreibt, einen noch größern Einfluß aus. Sie ist es allein, die ihn zu einem würdigen Gegenstande unserer fortgesetzten Aufmerksamkeit und nähern Beschäftigung mit ihm

macht. Die Bürgschaft aber für diese Vortrefflichkeit gewährt uns die, nach Erwägung aller Umstände zu gewinnende Einsicht, daß er sich zugleich als den Gipfel der Culturperiode darstellt, deren einzig überlebender Repräsentant er ist.

Unter jene Umstände, welche Goethe zu so großem Vorzuge berechtigen, rechne ich:

1) Das Einwohnen des schönsten Talents.
2) Das Geborenwerden zur rechten Zeit.
3) Den Hinzutritt aller Verhältnisse, jenes beides zur glücklichsten Entwickelung zu bringen.

Keine dieser drei Bedingungen darf fehlen, damit das Vollkommene entstehe, was die Mitwelt aufzufordern, die Nachwelt aber zu befriedigen im Stande ist. Jede dieser Bedingungen einzeln genommen, ergiebt in Kunst- und Literatur nur das einseitig Vortreffliche, das mit seiner Zeit herankommt und vorübergeht. Gewiß werden die schönsten Talente zu allen Zeiten geboren, und an allen Orten getroffen. Aber das schön und edelgeborne zur höchsten Vollendung zu entfalten, ist nicht jeder Zeit und jedem Orte gegeben. Daher so viel Culturen auf Erden, die bei herrlicher, reicher Anlage, uns doch unbefriedigt lassen. Dieses Glück einer vollkommenen Ausbildung ist fast noch mehr zu preisen, als die Inwohnerschaft eines großen, gött-

lichen Talents. Wiederum zeigen sich glückliche, begünstigende Verhältnisse bei einem Mangel von Talent schwach und erfolglos. Wenn demnach das Verdienst, das eingeborene oder erworbene auf andern Gebieten Alles entscheidet: so entsteht durch dasselbe, insofern es sich als Besitz eines herrlichen Talents und als Streben möglichster Ausbildung desselben ausweist, in Literatur und Kunst noch nicht das Höchste, wenn nicht das Glück noch alle andern begleitenden Umstände hinzufügt. Dieses Verdienst und Glück im außerordentlichsten Maaße ist es, was Goethe seinen hohen Vorzug, sein Uebergewicht vor seines Gleichen verschafft.

Sein Talent, um hiervon zunächst zu beginnen, darf ich wohl das größte, umfassendste nennen, das in der neuern Zeit geboren ward, insofern ich darunter den weitesten Complex geistiger und sinnlicher Anlagen in vollkommenster Stärke und Zartheit verstehe. Die Abgründe der Ahndung, ein sicheres Anschauen der Gegenwart, mathematische Tiefe, physische Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verstandes, bewegliche, sehnsuchtsvolle Phantasie, liebevolle Freude am Sinnlichen — dieß sind die Eigenschaften, welche das Genie in seiner Eigenthümlichkeit und Ueberlegenheit kenntlich machen, und alle finden sich bei

unserm Dichter. — Man werfe einen Blick auf Goethe's Beschäftigungen und Productionen, so wird die Mannigfaltigkeit, die Ausführlichkeit derselben in Absicht auf Gegenstände und Behandlung allein schon im Stande seyn, das zu bestätigen, was ich die Größe, den Umfang seines Talents nannte.

Wer hat, wie er, in fast allen Gattungen der Poesie sich versucht? Es sey die epische, lyrische, dramatische Richtung, in allen hat er einzige, bewunderungswürdige Werke hervorgebracht. Kein Dichter übertrifft ihn an Reichthum dieser Mannigfaltigkeit, an Wechsel der verschiedenartigsten Formen vom kleinsten Liede bis zum ausgeführtesten, bänderreichen Roman, vom wenigzeiligen Epigramm bis zur großen Tragödie. Aus ihm allein kann fast eine vollständige Poetik zusammengestellt werden, wozu es sonst der Kräfte einer ganzen Nation und ihrer verschiedensten Dichtungs- und Culturepochen bedarf. Und nicht hierauf beschränkt sich sein Verdienst allein. Er ist als Aesthetiker, als Kritiker überhaupt, als Beurtheiler fremder Poesie, als Kenner, als Darsteller im Kunstfache und in der Biographie eben so groß, wie als ausübender Dichter. Ja sein höchster Ruhm wurzelt dereinst vielleicht in der Wissenschaft,

deren mannigfache Gebiete, hauptsächlich als Naturwissenschaft, er nicht nur in ihren Tiefen, Breiten und Höhen durchdrungen, sondern auch mit neuen Schöpfungen und Entdeckungen bereichert hat. Dieß beweist zunächst seine originelle Ansicht über die Entstehung der Farben, die er in einem großen Werke ausführlich dargelegt hat, ferner die Lehre von der Metamorphose der Pflanzen, die er zuerst aufgestellt, und welche in ihrer weitern Ausbildung und Anwendung das System des berühmten Linné auf dem Gebiete der Botanik fast verdrängt. Als Merkwürdigkeit verdienen in diesem Sinne auch seine Beobachtungen über Wolkenbildung, nach dem Vorgange des Engländers Luke Howard, angeführt zu werden. Ueberhaupt scheint das große Naturgebiet, sofern es sich in seinen Bildungen unter dem Gesetze und der Wirkung der Form, der sichtbaren Gestaltung und Umwandlung äußert, in ihm seinen feinsten und zartsinnigsten Beobachter gefunden zu haben, wozu in seinem Künstler- und Dichtergenie, als Formen und Gestalten hervorbringendem Geiste, der natürlichste Uebergang gegeben war. Männer, wie Blumenbach, Curt Sprengel, Alexander von Humboldt nehmen nicht Anstand, Goethe zu den ausgezeichnetsten Entdeckern auf dem Gebiete der Natur zu zählen. Alles

dieſes iſt wohl hinlänglich im Stande, für die Größe, für den Umfang ſeines Talents zu zeugen.

Aber dieſes mächtige herrliche Talent ward, und dieß iſt als das Zweite zu erwägen, genau zur rechten Stunde geboren. Hierher rechne ich, daß durch vorzügliche vorausgehende Talente, edle Geiſter und Beſtrebungen der Weg in ſo weit angebahnt war, daß ſich ein ſolches Talent mit Leichtigkeit fortbewegen konnte, ohne durch Vorwegnahme des Beſten und Trefflichſten nur auf Mittleres eingeſchränkt zu ſeyn. Jene Geiſtesepoche umſchrieb bei ihrem Erwachen einen Kreis, der ſie nicht nur mit dem Trefflichſten der Nation aus ihrer eigenen Vergangenheit, ſondern gleichzeitig mit dem Herrlichen und Guten aller Culturen in die engſte Verbindung und Beziehung brachte. Welche Anſichten, welche Gegenſtändlichkeiten mußten ſich einem Talente darbieten, das ſeiner Natur nach ſchon zur höchſten Production und Reproduction geeignet war. Dieſe Friſche, und zugleich dieſe Größe und Vielſeitigkeit der Beſtrebungen ſeiner Epoche, in welche Goethe's Geburt und Jugend fiel, hat unſtreitig zu den glücklichſten Erfolgen ſeines poetiſchen, wie anderweitigen Wirkens das Entſcheidendſte beigetragen.

Welche zum Theil höchſt bedeutende Namen ſind

es, die Goethe's Jugend wie herrliche Sterne umgeben? Klopstock, Kleist, Geßner, Rabener, Gleim, Ramler, Wieland, Lessing, Hamann, Winckelmann, Oeser, Herder, Schöpflin, Lavater, Basedow, der Arzt Zimmermann, der herrliche Justus Möser, Hölty, Jacobi, Voß und von den Ausländern der Alles überragende Voltaire, dessen Ruhm trotz seiner französischen Beschränktheit und Begränzung damals zuerst ein europäischer ward. Nicht zu vergessen sind auch der Genfer Rousseau und Diderot. Keine bedeutende Richtung damaliger Zeit ward befördert, mit deren Urhebern Goethe nicht persönlich in näherer Verbindung gestanden, oder doch wenigstens brieflich und durch Schrift in Verkehr gekommen wäre, und woran er nicht Theil genommen hätte.

„So ward ich, sagt er von sich selbst in seiner Biographie, und durfte es mit Recht von sich sagen, aus meinem engen Privatleben in die weite Welt gerückt, die Gestalten von hundert bedeutenden Menschen, welche näher oder entfernter auf mich eingewirkt, traten hervor; ja die ungeheuren Bewegungen des politischen Weltlaufs, die auf die ganze Masse der Gleichzeitigen, den größten Einfluß gehabt, mußten vorzüglich beachtet werden.“ Und so ist denn die Darstellung seines Lebens, die

in den ersten drei Bänden ohngefähr bis in sein viet und zwanzigstes Lebensjahr geht, ein Schatz von höchst interessanten Notizen, selbst für den bloßen Literator, überhaupt aber ein Muster von Entwickelung eines Lebensganges, um, damit ich mich seiner eigensten Worte bediene, daran zu zeigen, „in wiefern dem Menschen das Ganze widerstrebe, in wiefern es ihn begünstige, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet, und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abspiegele.“

Nun aber denke man sich drittens endlich dieses herrliche Talent, indem es gleichsam auf der Stelle von alle dem bewillkommt ward, was geistesverwandt auf die innere Richtung seiner Entwickelung von Entscheidung war, auch noch in Absicht auf äußere, nächste Lebensbedingungen von Allem umgeben, was das Loos des Menschen wünschenswerth machen kann. Da zeigen sich keine moralischen, bürgerlichen, religiösen, politischen Hindernisse, welche dasselbe hätten einschränken oder niederbeugen können, nach deren mühseligster Beseitigung es einigermaßen zu einer kümmerlichen Freiheit und Behaglichkeit gelangt wäre.

Die protestantische Abkunft, welche allen religiös düstern Wahn niederhielt, und dagegen dem

Geiste seine angestammte Freiheit unter einer höchsten sittlichen Zügelung bewahrte, muß hier vor Allem angeführt werden.

Niemand glaube, daß es so gleichgiltig sey, in welcher Religion der Mensch geboren werde, um in Absicht auf seine geistige Entwickelung sich der höchsten Vorzüge, welche Natur in ihn gelegt, auch ganz zu erfreuen. Es ist in diesem Sinne keineswegs einerlei, ob einer als Muhamedaner, Jude oder Christ geboren wird. Eben so sehr machen die verschiedenen christlichen Bekenntnisse einen großen Unterschied. Wenn es nämlich nicht bloß eine gewisse mittlere Region gilt, sondern die höchsten Lebensinteressen betrifft, so ist es keineswegs so gleichgiltig, ob einer als Protestant oder als Katholik oder Grieche geboren und erzogen wird. Ja in demselben Bekenntnisse thut sich der Unterschied hervor, ob einer z. B. als Lutheraner, oder Reformirter, oder Calvinist unterrichtet, gebildet ward. Wie sollte es auch anders seyn, da die Religion als Glaube auf den höchsten Gegenstand, auf Gott, gerichtet, die eigenthümliche Ansicht von diesem höchsten Gegenstande fixirt, in dem sich alle andern Gegenständlichkeiten wiederspiegeln, und erst Licht und Leben gewinnen! Ist diese Ansicht des höchsten Gegenstandes eine freiere oder beschränktere, mehr

oder weniger mit Wahn, mit Düsternheit umgeben: so werden es auch alle andern Lebensansichten seyn.

Goethe hat das Glück einer protestantischen Abkunft mehrmals gepriesen, anerkannt und gewürdigt. Am entschiedensten ist dieß in seiner Vergleichung Shakespeares mit Calderon in einem durch seine Zeitschrift, Kunst und Alterthum, mitgetheilten Aufsatze über letztern, und in einem frühern Aufsatze geschehen, welcher die Ueberschrift führt: Shakespeare und kein Ende! und im Morgenblatt bekannt gemacht worden ist. In dem zuerst genannten Aufsatze heißt es:

„Bei dieser Gelegenheit bekennen wir öffentlich, was wir schon oft im Stillen ausgesprochen: Es sey für den größten Lebensvortheil, welchen Shakespear genoß, zu achten, daß er als Protestant geboren und erzogen worden. Ueberall erscheint er als Mensch mit Menschlichem vollkommen vertraut, Wahn und Aberglauben sieht er unter sich und spielt nur damit, außerirdische Wesen nöthigt er, seinem Unternehmen zu dienen; tragische Gespenster, possenhafte Kobolde beruft er zu seinem Zwecke, in welchem sich zuletzt Alles reinigt, ohne daß der Dichter jemals die Verlegenheit fühlte, das Absurde vergöttern zu müs-

sen, der allertraurigste Fall, in welchen der seiner Vernunft sich bewußte Mensch gerathen kann."

So ist also unverkennbar, welchen großen Einfluß Goethe den Angelegenheiten der Religion auf die höhere Entwickelung und Richtung des Talents einräumt. Und wie wäre es gerade bei ihm zu verkennen, da, wie seine Biographie lehrt, die Beschäftigung mit der Bibel in allen ihren Theilen sich als ein ununterbrochener Faden durch sein Leben, vor Allem die Jünglingsperiode, hindurchzieht. Er gesteht selbst, daß dieses Religionsbuch nebst Spinoza's Ethik auf seine Lebensansicht gerade den entschiedensten Einfluß geübt. Hier war es, wo er bei einem zerstreuten Leben, bei einem zerstückelten Lernen, dennoch seinen Geist, seine Gefühle auf einen Punct zu einer stillen Wirkung sammelte. Hier gewann er den Frieden, der ihn umgab, wenn es draußen noch so wunderlich und wild herging. Wenn das Gemisch von Fabel und Geschichte, Mythologie und Religion ihn zu verwirren drohte, so flüchtete er gern nach jenen morgenländischen Gegenden, versenkte sich in die ersten Bücher Moses, und fand sich dort unter den ausgebreiteten Hirtenstämmen zugleich in der größten Einsamkeit und in der größten Gesellschaft. Aber auch

das Neue Teſtament blieb für ihn ſtets ein Gegenſtand großer Aufmerkſamkeit und anhaltender Forſchung. Außer der Schilderung der erſten Urzuſtände der Bücher Moſes aus der patriarchaliſchen Zeit in ſeinem biographiſchen Verſuche, und einer ſpätern, in ſeinem Divan erfolgten Mittheilung über den Zug Moſes in die Wüſte, den er dort ſtreng kritiſch beleuchtet, außer der herrlichen Darſtellung des Hauptcharakters der chriſtlichen Religion in ſeinen Wanderjahren, außer der Vergleichung der chriſtlichen Religion im Umfange aller Weltreligionen in den Anmerkungen zum Divan, ſprechen dafür noch einzelne kleine Abhandlungen, zum Theil aus ſeiner Jünglingszeit, z. B. die Beantwortung zweier wichtigen bibliſchen Fragen, der Brief eines Landgeiſtlichen an ſeinen Amtsbruder ꝛc. Eine weniger bekannte Stelle aus dem hiſtoriſchen Theile zur Farbenlehre, die aus ſeiner ſpäteſten Lebenszeit ſich herſchreibt, wo er ſich ins Ganze über die Bibel und ihren Werth äußert, iſt folgende:

„Wer das menſchliche Herz, den Bildungsgang der Einzelnen kennt, wird nicht in Abrede ſeyn, daß man einen trefflichen Menſchen tüchtig heraufbilden könnte, ohne dabei ein anderes Buch zu brauchen, als etwa Tſchudi's ſchweizeriſche

oder Aventin's bayerische Chronik. Wie vielmehr muß also die Bibel zu diesem Zwecke genügen, da sie das Musterbuch zu jenen erst genannten gewesen, da das Volk, als dessen Chronik sie sich darstellt, auf die Weltbegebenheiten so großen Einfluß ausgeübt hat und noch ausübt."

„Es ist uns nicht erlaubt, — fährt Goethe fort — hier ins Einzelne zu gehen; doch liegt einem Jeden vor Augen, wie in beiden Abtheilungen dieses wichtigen Werkes der geschichtliche Vortrag mit dem Lehrvortrage dergestalt innig verknüpft ist, daß einer dem andern auf und nachhilft, wie vielleicht in keinem andern Buche. Und was den Inhalt betrifft, so wäre nur wenig hinzuzufügen, um ihn bis auf heutigen Tag durchaus vollständig zu machen. Wenn man dem Alten Testamente einen Auszug aus Josephus beifügte, um die jüdische Geschichte bis zur Zerstörung Jerusalems fortzuführen; wenn man nach der Apostelgeschichte eine gedrängte Darstellung der Ausbreitung des Christenthums und der Zerstreuung des Judenthums durch die Welt, bis auf die letzten treuen Missionsbemühungen Apostel-ähnlicher Männer, bis auf den neusten Schacher- und Wuchertrieb der Nachkommen Abrahams, einschaltete; wenn man vor der Offenbarung Johannis die

reine christliche Lehre im Sinne des Neuen Testamentes zusammengefaßt, aufstellte, um die verworrene Lehrart der Episteln zu entwirren und aufzuhellen: so verdiente dieses Werk gleich gegenwärtig wieder in seinen alten Rang einzutreten, nicht nur als allgemeines Buch, sondern auch als allgemeine Bibliothek der Völker zu gelten, und es würde gewiß, je höher die Jahrhunderte an Bildung steigen, immer mehr zum Theil als Fundament, zum Theil als Werkzeug der Erziehung, freilich nicht von naseweisen, sondern von wahrhaft weisen Menschen, genutzt werden können."

Zeigen sich also die Angelegenheiten der Religion von so großem Einflusse auf den Menschen, ist es nicht gleichgiltig, welches Bekenntniß er ergreift, welchem Bekenntnisse er folgt: so ist ferner eben so wenig gleichgiltig, in welcher Familie, unter welchen Lebensgewohnheiten, ja, in welchem Stande und in welcher Gegend und Nation einer geboren worden, ob zur Zeit der Schmach, der Unterdrückung derselben, oder zur Zeit ihrer Freiheit, ihres Ruhms, deren sie sich auf eine würdige Weise nach außen bewußt wird.

Ich beleuchte dieſe wichtigern Hauptpuncte und Momente für das Leben unſers Dichters mit Wenigem, da ſie bewirkten, daß er, was die Natur Herrliches in ihn gelegt hatte, der Bildungsgang der Nation, des Jahrhunderts Treffliches ihm entgegen führte, mit Behagen, Fruchtbarkeit und auf würdige Weiſe ſich zuzueignen, zu entfalten, feſtzuhalten und zu verarbeiten vermochte.

Zuerſt ſey hier jene Ehrbarkeit des deutſchen Familienweſens genannt. Die Lebensperiode des Dichters trat noch um ſo mehr in den vollen Beſtand deſſelben ein, als durch die kirchlichen Angelegenheiten von dem ſiebzehnten Jahrhundert ſeit dem Abſchluſſe des weſtphäliſchen Friedens, und noch früher von der Reformation her, als den wichtigſten und größten Ereigniſſen, der ganze Lebensbau der Proteſtanten der Hauptſache nach auf ſittlich religiöſem Fundamente ruhte, was dem Familienſinne der Nation eben ſo ſehr zuſagte, als es ihn hervorrief, erregte und ſtärkte. So erſcheinen uns Goethe's Vater und Großvater in ganzer Würde und Strenge dieſer patriarchaliſchen Einfachheit von Familienoberhäuptern, die Mutter als eine feine, geiſtreiche, lebendig empfängliche Frau, die ſich jedoch zugleich als wackere Hausfrau hervorthut.

Mochte diese Ehrbarkeit des deutschen Familienwesens durch das Gefühl bewahrter Würde, und Strenge der Grundsätze zu manchen Wunderlichkeiten und Eigenheiten, an denen es auch in unsers Dichters Familie nicht fehlte, hingetrieben werden: so ward doch dadurch Zuchtlosigkeit in gleichem Grade, wie damit verwandte Schwächlichkeit und Ueberspannung der Empfindung, wie sie leider nicht so selten in unsern Tagen getroffen werden, abgewehrt, und physisches, wie moralisches Gesunden durchaus gefördert und erhalten.

Als einen Zug von der Unschuld der Sitten damaliger Zeit führt der Dichter selbst in seinem Leben folgende Anekdote an. Von der Tafel des französischen Königslieutenants Grafen von Thoranne, der während der Periode des siebenjährigen Kriegs in Frankfurt am Main als Einquartirung bei Goethe's Eltern lag, ward den Kindern einst Gefrornes geschickt, welches die Mutter jedoch weggoß, weil es ihr unmöglich vorkam, daß der Magen ein wahrhaftes Eis, wenn es auch noch so durchzuckert sey, vertragen könne.

Dieß ging in einer Familie vor, die keineswegs etwa wegen Armuth oder Beschränktheit ihrer Lage und Niedrigkeit ihrer Stufe mit der-

gleichen Genuß unbekannt und davon ausgeschlossen gewesen wäre. Im Gegentheil war des Dichters Familie, obwohl nur eine bürgerliche, durch ihren patricischen Rang und den Werth unmittelbar reichsfreier Bürgerlichkeit berechtigt, sich nichts überzuordnen, als das allgemein anerkannte Reichsoberhaupt, den Kaiser. Goethe's Großvater von mütterlicher Seite war als Schultheiß die erste obrigkeitliche Person in Frankfurt, und durfte als solcher wohl bei den vorkommenden feierlichen Gelegenheiten Ansprüche auf Fürstenrang machen; so wie denn Goethe's Vater kaiserlicher Rath war, eine in damaligen Verhältnissen nicht unbedeutende Würde.

Nun war Frankfurt am Main, des Dichters Geburtsort, recht geeignet, dieses Gefühl von Würde des Lebens aufrecht zu halten. Als freie, unabhängige Stadt, mitten unter mehreren kleinen fürstlichen Residenzen gelegen, durfte es sich schon mit den Bewohnern derselben messen und vergleichen, und der frankfurter freie Bürger sich nicht scheuen, bei wahlverwandtem Geist und Sinn, zu dem dortigen Bessern und Besten unmittelbar hinan zu treten. So lag es gleichsam als unabhängiger freier Mittelpunct zwischen mehrern höchst interessanten Orten, von denen das vielseitigst

aufstrebende Leben ausging, dessen Vortheile es sich alle zu beliebigem Gebrauch aneignen und nach Befinden anziehen oder abstoßen durfte.

Am höchsten aber erschien des Dichters Geburtsort in dieser seiner Wichtigkeit und Würde zu eintretender Wahl- und Krönungszeit eines deutschen Reichsoberhaupts, wo es unstreitig nach damaliger Verfassung der wichtigste Ort in Deutschland war. Dem Dichter vergegenwärtigen sich zweimal solche Vorgänge in seiner Jugend, das höchste Gefühl des Daseyns anregend.

Dieß Alles stelle man sich in seiner vollen Integrität wirkend vor, erinnere sich dabei, wie Friedrich II., für den Goethe's Familie, namentlich Vater und Sohn, enthusiastisch eingenommen waren, damals die politische Ehre Deutschlands gegen eine verbündete Welt rettete, und so das Hochgefühl des Deutschen selbst nach außen entflammte, und man wird sich sagen müssen, daß der Dichter nicht zu glücklicherer Zeit und unter begünstigenderen Umständen geboren werden konnte. Diese günstigen Verhältnisse erhalten sich, ja steigern sich für des Dichters fernere beste Lebenszeit, auf welche Alles ankommt, um ihn für immer in der glücklichen Richtung seines Naturells zu befestigen. Zu diesem Behufe erwähne ich

nur ganz kurz seines Ueberganges in den edlen weimarischen Lebenskreis. Dort, wo er von der großherzoglichen Familie und ihren Mitgliedern — den eigentlichen und wahren deutschen Mediceern — geschätzt, von seinem Fürsten mehr als Freund, denn als Diener behandelt, gefördert und zu den höchsten Ehren empor gehoben worden, waltet und wirkt er nun seit länger denn funfzig Jahren, als der Ruhm und Stolz Deutschlands, und ich darf vielleicht bei den gegenwärtigen, nicht günstigen Verhältnissen für Talent und Literatur sogar sagen, als Trost Deutschlands.

Ist es daher wohl ein Wunder, wenn dem so ausgezeichnet Begabten und Begünstigten auch das Ausgezeichnete gelang? Wenn seine Poesie eben so von höchster Anmuth der Form und Vollendung des Ausdrucks, als von ausgezeichneter Neuheit, Kraft, Tiefe, Wahrheit und Originalität ihres Inhalts und der Behandlung zeugt? Kurz, wenn sie ganz der Ausfluß eines harmonischen und überall im Einzelnen wie im Ganzen meist begnügten Lebens ist? Da zeigt sich von unaufgelöstem Widerstreit des Daseyns nur wenig, und was davon in dieser Dichtung aufgenommen, in ihr übrig geblieben ist, hat sich der Dichter nur erwählt und aufgespart, um seine

Alles überwindende Kraft nur desto glänzender zu entwickeln.

Denn, was will alle Poesie Anderes, als uns an die Stelle des gemeinen Lebens, das uns mit seinen Stockungen unaufhaltsam bedroht, ein anderes hinzaubern, ein Leben, das zwar nicht die Form des Lebens besitzt, welche wir Wirklichkeit nennen, nichts desto weniger aber seine eigenthümliche Form hat, die, obgleich sie uns unwahr und nur Schein zu seyn vorkommt, demungeachtet in ihrer luftgeborenen, erfundenen Hülle den höchsten Gehalt und die Wahrheit des Lebens erkennbar macht. Poesie ist, je ächter sie ist, nicht Unwahrheit, Lüge des Lebens, sondern höchste Wahrheit unter einer der Wirklichkeit entgegengesetzten Form. Was an der Wirklichkeit dagegen wahr ist, ist meist nur ihr Stoff, nicht ihr Gehalt, noch ihre Form. Diese ergeben sich nicht von selbst, sondern müssen hervorgebracht werden und kommen in der Hülle vollkommener Dichtung am glücklichsten zur Erscheinung.

Räumen wir daher Goethen und seiner Poesie vor vielen andern Dichtern den Vorzug ein, so ist dieß nicht Partheilichkeit noch blinde Vorliebe. Es zeigt sich hierin nur die richtige Schätzung dessen, was er erreicht, in Vergleichung zu den

Bestrebungen Anderer, die vielleicht mit nicht minder schönem Talent geboren waren, weil sich ihnen aber nicht Alles darbot, was die natürliche Würde ihres Genius zu seiner vollkommensten Entwickelung erheischte, dennoch das Gleiche nicht zu leisten vermochten.

In diesem Betracht sey es mir erlaubt, an Goethe's edlen Freund Schiller und seine Poesie mit Wenigem zu erinnern.

Gewiß konnte nach Goethe Deutschland kein schöneres Talent empfangen, als Schillern beschieden war. Aber eben so gewiß kann man sich die ursprüngliche Situation eines solchen Genius nicht ungünstiger denken, als es Schillers Jugendzeit gewesen ist, die denn doch mehr oder weniger bestimmend für alle folgende Zeit bleibt. Was war nun das Resultat hiervon? Daß Schiller, wie für sein Leben, so für seine Dichtung nie einen gewissen Widerstreit überwinden konnte, daß ihm jene Harmonie und höchste Wahrheit, die ich als Eigenschaften goethischer Poesie bezeichnete, mehr oder weniger fehlt. Wohl gemindert, vergeistigt so zu sagen, erscheint der erste grelle Widerspruch der jugendlichen Productionen in den spätern Werken dieses ausgezeichneten Talents, aber nie ganz ausgeglichen und aufgehoben. Hierin hat seinen

eigentlichsten Grund, was man als Sentimentalität dieses Dichters bezeichnet hat, im Gegensatze jener lebenskräftigen Dichtungsweise Goethe's, die man mit Recht zur naiven Dichtung zählt.

Thekla's Worte im Wallenstein:

— Da kommt das Schicksal — Roh und kalt
Faßt es des Freundes zärtliche Gestalt
Und wirft ihn unter den Hufschlag seiner Pferde —
— Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!

sind der eigentliche Text, den sämmtliche Werke Schillers, nur weitläuftiger durch die verschiedensten Situationen und Abstufungen commentiren, und der Zauber der Form und Sprache gießt eine Wehmuth und Rührung über diese Dichtungsart aus, die wohl von keinem Talente, weder alter noch neuer Zeit, jemals so erreicht worden ist.

Wende ich mich nun aber wieder zu Goethe's lebenskräftiger, solcher Rührung mehr fremder und entgegenwirkender Poesie, so kann es nicht meine Absicht seyn, sein Verdienst in dieser Beziehung durch alle Productionen desselben genau zu verfolgen und ins Einzelne nachzuweisen. — Was ich von den Bedingungen und der Beschaffenheit seiner Poesie im Allgemeinen erwähnt, soll mir vielmehr überhaupt nur als Einleitung dienen, um mich dem eigentlichen Gegenstande

meiner Aufgabe näher zu bringen, nämlich das bessere Verständniß und den Hauptgesichtspunct über Faust heranzuleiten.

Bei dieser Gelegenheit mag es dienlich seyn, eines Vorurtheils zu gedenken, das zwar schon oft genug widerlegt worden, doch trotz dessen immer wiederkehrt, und selbst unter Gebildeten häufiger getroffen wird, als man erwarten sollte.

Es ist nämlich das Vorurtheil, daß man es bei Werken der Poesie und der Kunst mit Auffindung und Entwicklung des ihnen zu Grunde liegenden Gedankens und mit der eigentlichen Idee derselben nicht so genau und strenge zu nehmen habe. Ja, man ist wohl gar der Meinung, daß Künstler und Dichter, die ihre Aufgaben nach einem unwillkürlichen Antriebe, der sogenannten Begeisterung vollbrächten, sich in der Regel nicht viel oder gar nichts dabei dächten. Es sey daher eitele und vergebliche Mühe in ihnen viel zu suchen, man müßte es denn in sie hinein tragen.

Allerdings, wenn die fast absolute Gedankenlosigkeit, die man hier im Sinne hat, und in der wir uns häufig genug befinden, eben den wahren Künstler und Dichter bildet, dann wäre es leicht, Dichter oder Künstler zu seyn.

Aber man muß sich zuvörderst wundern, wenn es nur auf eine bloße blinde Begeisterung, die man wohl gar mit dem Namen Genie stempeln mag, ankäme, daß es der wahren, ächten Künstler und Dichter zu allen Zeiten so wenige gegeben: denn an jener blinden Begeisterung und an Gedankenlosigkeit ist doch eben kein Mangel.

Dieß sollte wohl schon einiges Bedenken erregen, ob es mit jener Vorstellung so recht richtig seyn möchte, daß man es mit dem Gehalte des Gedankens, der Idee, bei Dichtungen und Kunstwerken nicht so genau zu nehmen habe, und daß es genüge, Alles auf einen bloßen blinden impetus zu schieben. Sehen wir doch so manchen, dem es bei einem glücklichen Gefühl und Sinn für Rhythmus und Reim, bei Einbildungskraft und sogenannter Begeisterung gelingt, gelegentlich einige artige Verse zusammen zu bringen. Aber warum will es eben diesen nicht gelingen, in größern Werken irgend etwas, auch nur Erträgliches, hervor zu bringen? Unsere Literatur, namentlich die neueste, ist an poetischen Werken, in welchen das eigentlich Technische der Poesie, Sprache, Versification, nicht besser gewünscht werden können, gar nicht so arm. Ein gewisses poetisches Talent und Material ist hier-

bei unverkennbar. Gleichwohl sind diese Hervorbringungen unwirksam und unzulänglich, und warum? Weil ihnen der eigentliche höhere Gehalt, ein tüchtiger, würdiger Gedanke, die Idee fehlt. Diese allein sind es, welche einem Kunst-, einem Dichtwerke Dauer und Haltung verleihen.

Hier mischt sich nun gewöhnlich ein zweites Vorurtheil, welches der eigentliche Grund von jenem erstern ist, hinein, daß man nämlich glaubt, Gedanken und Ideen besitze nur der, welcher sie auf schulmäßige Weise entwickelt, wie etwa unsere Philosophen.

Allein dieß ist bloß die abstracte Art der Entwickelung von Gedanken und Ideen.

Wenn der Philosoph sich nothwendig im Besitz von Gedanken und Ideen befinden muß, sobald er nur etwas halbwege Wahres leisten will, so kommt ihm doch das Vermögen, Ideen, Gedanken zu haben oder zu entwickeln, nicht ausschließlich zu. Die Idee ist vielmehr ein Eigenthum des Universums und alles Geistigen in ihm. So viele Geister und Geisterklassen und Geisterordnungen es im Universum giebt, eben so viele Entwickelungsarten der Idee giebt es. Der Philosoph besitzt weder die Idee ausschließlich, noch ist die Art seiner Entwickelung derselben die einzig zulässige, noch voll-

kommenſte, wiewohl er vorzugsweiſe darauf Anſpruch macht.

Es iſt, um mich dieſes Ausdruckes zu bedienen, nur die proſaiſche Art der Entwickelung, die ihm zu Gebote ſteht, und da zu dieſer ein geringerer, ein, ſo zu ſagen, herabgeſtimmter Complex von geiſtigen Anlagen gehört, wie zu jeder andern, z. B. der poetiſchen und wiſſenſchaftlichen, die ich hier von der philoſophiſchen trennen und unterſcheiden mag: ſo iſt ſie die gewöhnlichere, faßlichere, an die Jedermann von der Schule her durch die dort betriebene Logik und Dialektik, Grammatik und Rhetorik eingewohnt und eingeübt iſt.

Wir bedienen uns ihrer im gewöhnlichen Lebensverkehr und bei höhern Geſchäften, im eigentlichen Geſchäftsleben, beim Predigen, beim Unterricht u. ſ. w.

Daher aber kommt es, daß wir uns gegen die Möglichkeit einer Entwickelung, einer Darlegung des Gedankens, der Idee ungläubig ſträuben, die nicht auf jenem bekannten, auf dem Schulwege in logiſcher, dialektiſcher Weiſe, in Form einer Chrie oder Abhandlung ſtatt findet.

Daß gar dieſe Art immer nur eine mangelhafte, unvollkommene ſeyn und bleiben möchte, welche zwar für die gewöhnlichen Fälle vollkommen aus-

reichend, uns von dem eigentlichen Wesen der Idee nur einen trockenen Schattenriß, d. i. immer nur das halbe, unwahre Bild derselben giebt, fällt Niemandem ein, oder wer etwas der Art zu behaupten Lust hätte, möchte wohl in den Fall kommen, sich einer Art von Ketzerei an Verstand und Vernunft verdächtig zu machen. Gleichwohl hat die Sache ihre Richtigkeit, daß die Entwickelung der Idee in der Kunst und Poesie ein anderer Weg derselben sey, als die vorhin bezeichnete Art, und ich will meine Meinung darüber nicht verhehlen, auch auf die Gefahr mißverstanden zu werden, und mich selbst deßhalb einem Tadel auszusetzen, daß, um auf diesem Wege etwas Vollkommenes zu leisten, ein höherer Complex von geistigen und sinnlichen Eigenschaften erforderlich sey, als, um auf dem philosophischen und jedem andern didaktischen Wege Epoche zu machen.

Daraus erklärt es sich nun aber, wenn es neben der prosaischen Entwickelung der Idee einen andern, einen poetischen, einen künstlerischen und wissenschaftlichen Weg der Entwickelung giebt, warum Kunst- und Dichtwerke, je vollkommener sie als solche sind, in der Regel von prosaisch höchst verständigen und gebildeten Menschen nur selten verstanden, begriffen, ja geschätzt

werden. Eben darin liegt auch der Grund zu der Meinung, ein solches Kunst- und Dichtwerk enthalte wohl gar keinen Gedanken, weil er ihnen in der gewöhnlichen Art und Sprache nicht entgegen tritt. Sie sollen nämlich etwas in einer ihnen ungewohnten, unbekannten Sprache lesen. Natürlich entzieht sich ihnen mit dieser Ungeübtheit jegliches Verständniß, und sie begehen den ihnen allerdings verzeihlichen, nichts desto weniger aber übereilten Schluß, das, was Mangel ihres subjectiven Vermögens ist, dem Gegenstande, dem Dicht- und Kunstwerke unterzuschieben.

Daraus aber folgt die Nothwendigkeit des Geschäfts der Erklärung, der Auslegung von Werken der Poesie und Kunst von selbst, welches somit eigentlich nichts Anderes ist, als ein Uebersetzen aus der poetischen, ungeläufigen Sprache in die gewöhnliche prosaische. Diese Bemerkungen werden hier um so passender seyn, als das Geschäft, dem ich mich gegenwärtig unterziehe, in nichts bestehen wird, als die eigentliche Idee, den Gedanken, welcher der goethischen Dichtung des Faust zu Grunde liegt, in die prosaische Sprache überzutragen und verständlich zu machen. Ich zweifle nicht, mein Vorhaben hierdurch richtig bezeichnet zu haben.

Zweite Vorlesung.

So wie man Goethe die Ehre anthut, ihn für den vorzüglichsten neueren Dichter Deutschlands zu halten, so wird der Faust für das Hauptwerk seiner Poesie ausgegeben. Franz Horn erklärt diesen irgendwo nebst dem Hamlet von Shakespeare und dem Don Juan von Mozart für das unergründlichste Werk der ganzen neuern Poesie. Was Aug. Wilh. v. Schlegel in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur über den Faust sagt, scheint auf einer ähnlichen Voraussetzung zu beruhen. Im Auslande, z. B. in Frankreich, hat unter den Werken Goethe's der Faust ebenfalls die größte Sensation gemacht, wie die in neuester Zeit zu Paris in einer Prachtausgabe herausgekommene Uebersetzung desselben von Stapfer, mit 17 Zeichnungen von De Lacroix, hinreichend beweist. Schon früher waren die Franzosen durch Frau von Staël auf dieses Werk

aufmerksam gemacht worden. Daß der Dichter die Vollendung seiner Dichtung nur nach und nach wagt, scheint auch von seiner Seite eine Bestätigung für die herrschende Ansicht, daß die Aufgabe unermeßlich sey.

Ich jedoch kann mich nicht entschließen, dieser Ansicht unbedingt beizutreten. Ich halte den Faust wohl für ein höchst vorzügliches, sehr ausgezeichnetes Werk Goethe's, aber nicht für das Hauptwerk, den Gipfel, die Krone seiner Poesie.

Es scheint mir nämlich überhaupt höchst mißlich zu seyn, bei einem wirklich ausgezeichneten Dichter und Künstler, der nicht in einer einzelnen Richtung, sondern in so mannigfachen Schöpfungen sich bewegt, ein einzelnes Werk hervor zu heben, und diesem die Eigenschaften der Universalität, der Allheit der Dichtung und Kunst vorzugsweise zuzuschreiben. Es läßt sich wohl ein solcher Dichter und Künstler epochen- und gattungsweise im Ganzen mit sich vergleichen; aber schwerlich auf der Stufe seiner Vollendung ein einzelnes Werk durchweg als Stellvertreter aller seiner Vorzüge und Eigenschaften nennen. Ein wahrhaft großer Dichter und Künstler läßt dieselbe Vollkommenheit und Meisterschaft in allen seinen Werken durchwalten, und diese, wenn wir

ſie gewahren, iſt es, die uns entzückt und hinreißt, und zu dem irrigen Urtheil verführt, hier ſey das Einzige, das Sichſelbſtübertreffende geleiſtet. Freilich in dieſem einzelnen Falle iſt das Einzige geleiſtet: denn unter den tauſend Arten der möglichen Behandlung deſſelben Gegenſtandes hat das Genie gerade die vorzüglichſte, paſſendſte ausgewählt; aber dieſelbe Erſcheinung wiederholt ſich in jedem andern, dritten, vierten Falle u. ſ. w. ebenfalls. Es giebt nämlich für das ächte Genie keinen einzelnen, ausſchließenden Fall, ſo wenig als es für die Schöpfungsfülle der Natur und Gottes nur Eine Erde, Sonne und Welt giebt. Mit einem Worte, der große Künſtler und Dichter erſcheint in jedem ſeiner Werke einzig und vollkommen; aber eben darum in keinem ausſchließlich und vorzugsweiſe. Dem Dilettantismus iſt es jedoch verzeihlich, daß er ſich gerade am liebſten an demjenigen Werke ergeht, was mit ſeinen Neigungen, Empfindungen und Wünſchen am meiſten übereintrifft. So iſt es denn geſchehen, daß man nach ſolch' einer individuellen Beziehung den Fauſt über alle goethiſchen Werke erhoben hat. Darüber wollen wir um ſo weniger böſe werden, als man ja einen Dichter überhaupt ſchlechtweg über alle andern zu ſetzen pflegt.

Dieß läßt sich allerdings vor den Augen eines Kenners auch rechtfertigen, nur muß man nach Einsicht und Ueberlegung, nicht bloß nach Neigung und Empfindung dabei verfahren. Das Talent muß dabei in seinem Zeitkreise, innerhalb seiner Nationalität, des Bildungsgangs seines Jahrhunderts mit seines Gleichen zusammen gehalten und gewürdigt werden. Aber von vorn herein und auf absolute Weise läßt sich hierin nichts entscheiden, noch festsetzen. Der ächte Kenner wird vielmehr im ganzen Umfange der Geschichte und Menschheit Bedenken tragen, einem einzelnen, einzigen Talente Alles zuzuschreiben. Er wird ein einzelnes Talent nicht als das einzige anerkennen wollen, sondern er wird sogleich die Talente unterscheiden, und Talente des ersten Ranges, der ersten, zweiten, dritten Ordnung u. s. w. bezeichnen. Er wird also Goethe nicht als den Dichter schlechtweg benennen wollen, sondern er wird ihm in gleichem Range, wenn auch als durchaus verschieden, Shakespeare, Homer, Aeschylus, Sophokles, Pindar, Aristophanes u. s. w., an die Seite stellen, wie er im zweiten, nahe verwandten Range als herrliche, ver[illegible]nartige Gestirne den Euripides, Calderon, Schiller, Cervantes, Wieland, Jean Paul,

Ossian und viele Andere glänzen sehen, und mit Vergnügen bewundern wird. So werden Talente geringern Grades ihm ebenfalls noch Freude gewähren, und er wird sie zu würdigen wissen. Dasselbe ist auf dem Kunstfelde der Fall. Raphael und Rubens z. B. müssen dem Range nach durchaus gleich genommen werden, obwohl im Einzelnen eine Vergleichung unter ihnen schwer, wo nicht unmöglich, und eine ungeheure Kluft zwischen ihnen befestigt ist. Es fällt freilich oft selbst dem vorzüglichsten, feinsten Kenner schwer, eine durchaus unpartheiische Gerechtigkeit zu üben, um nicht von kleiner, unmerklicher Vorliebe geleitet, hier und dorthin zu neigen. Wir müssen hier die allgemeine Grenze unseres Vermögens, ja der Menschheit anerkennen. Immer aber ist ins Ganze als der leitende Gedanke festzuhalten: daß allem Vortrefflichen eine gewisse Einzigkeit zukommt, nur daß es sich nicht als ausschließender Fall darstellt. Und so glaube ich denn, daß der eigentliche, wahre Republicanismus, der in irdischen Beziehungen unausführbar bleibt, das eigentliche, höhere Gesetz der Geisterwelt ist. Hier herrscht nämlich die wahre Gleichheit und Freiheit, welche in der Vollkommenheit wurzelt, und so ist es einerlei, ob der Geist Cherub, Mensch,

ob er Künstler, Dichter, Astronom, Naturforscher Entdecker, Fürst, Staatsmann, Feldherr, Bürger oder sonst wie heißt. Es wird bloß von seinem eigensten Thun, von seiner eigenen Vortrefflichkeit, deren Anlage ihm Niemand als Gott verleihen kann, und die er auch nur, durch Gott begünstigt, zur höchsten Vortrefflichkeit ausbildet, abhängen, ob er in die erste, zweite, dritte oder niedrigste Klasse gehört. Ja der gründlichste, ächte Monarchismus schlägt in dieser Beziehung allemal in den Republicanismus um. Damit soll jedoch nichts Anderes gesagt seyn, als daß eine jede gründliche, in ihrer Art einzige Tugend sich ins Tausendfache verzweigt, und ihres Gleichen ins Unendliche hervorzubringen trachtet. Wenn Gott nicht der trefflichste, absolute Monarch wäre, der nur sich selbst Alles zu verdanken hat — und außer ihm kann Niemand sagen, daß er sich selbst Alles zu verdanken habe — hätte er sich dann wohl in einem Andern als vollkommen und gut wieder erschaffen, in den Geistern, Naturen und Welten? litte er dann wohl die Millionen derselben um und neben sich? Wenn wir nun freilich, als begrenzte Wesen, seiner unermeßlichen Schöpferkraft nicht gleich kommen können: so liegt doch wenigstens eine unendliche Kraft des Aufneh-

mens und seiner Mannigfaltigkeit in uns. In dieser vermögen wir es, uns auszubilden, und wir sollen uns hierin willkürlicher Weise durch nichts beschränken lassen, ehe wir nicht die wahren Grenzen erreicht haben. Diese aber verfehlen wir, wenn wir nach bloßer Vorliebe oder Eigensinn an dem Schönen, Wahren und Guten uns begrenzen, das uns auf unendliche Weise nach allen Seiten aufgeschlossen ist. Eben so thun wir nicht wohl daran, wenn wir in dem Schöpfungsbereiche eines und desselben Dichters an einem einzelnen Werke unsere ganze Empfänglichkeit gefangen nehmen, und gleichsam daran aufzehren lassen, so daß uns für die vielen anderweitigen Vorzüge des Uebrigen fast der Begriff und Maaßstab ausgeht.

Wenn ich daher jene Bewunderung, die Goethe's Faust ausschließlich und vorzugsweise vor andern Werken desselben zu Theil wird, bei nahen und fernen Zeitgenossen wahrnehme: so kann ich sie an sich nicht billigen. Wenn ich sie aber genauer untersuche: so scheint sie mir weit weniger aus einer genügenden Schätzung und Erkenntniß der wirklichen Vorzüge dieser Production hervor zu gehen, als ihren Grund und Ursprung in dem Unbefriedigenden, Seltsamen, Schwierigen, Ver-

fänglichen des Stoffs zu haben. Die Behandlung desselben, wie wir in der That nicht läugnen wollen, konnte dem Dichter wohl Schwierigkeiten und theilweise Entfremdung des Interesse an demselben verursachen, beweist jedoch nichts für die angebliche Unergründlichkeit und Unermeßlichkeit der Aufgabe. Wenigstens möchte ich die Aufgabe und den Gegenstand des Faust nicht mehr einen unergründlichen und unermeßlichen nennen, als jeden andern, ächt poetischen. Daß es aber die unbefriedigende Natur, das Grenzenlose, das Seltsame, das Ungeheure des Stoffs sey, welches die große Wirkung ausübt, scheint der Dichter selbst anzudeuten, wenn er sich folgendergestalt äußert:

„Faust's Charakter auf der Höhe, wohin die neue Ausbildung aus dem alten rohen Volksmährchen denselben hervorgehoben hat, stellt einen Mann dar, welcher in den allgemeinen Erdenschranken sich ungeduldig und unbehaglich fühlend, den Besitz des höchsten Wissens, den Genuß der schönsten Güter für unzulänglich achtet, seine Sehnsucht auch nur im mindesten zu befriedigen, einen Geist, welcher deßhalb nach allen Seiten hin sich wendend, immer unglücklicher zurückkehrt. Diese Gesinnung ist dem modernen Wesen so analog, daß mehrere

gute Köpfe die Lösung einer solchen Aufgabe zu unternehmen sich gedrungen fühlten."

Hiermit stimmt überein, was der Dichter noch an einem andern Orte über dieses Werk sagt:

„Den Beifall, den es nah und fern gefunden, mag es wohl der seltenen Eigenschaft schuldig seyn, daß es für immer die Entwickelungsperiode eines Menschengeistes festhält, der von Allem was die Menschheit peinigt auch gequält; von Allem, was sie beunruhigt auch ergriffen; in dem, was sie verabscheut gleichfalls befangen, und durch das, was sie wünscht, auch beseligt worden. Sehr entfernt sind solche Zustände gegenwärtig von dem Dichter, auch die Welt hat gewissermaßen ganz andere Kämpfe zu bestehen; indessen bleibt doch meistens der Menschenzustand in Freud und Leid sich gleich, und der Neugeborene wird immer noch Ursache finden, sich nach demjenigen umzusehen, was vor ihm genossen und gelitten worden, um sich einigermaßen in das zu schicken, was auch ihm bereitet wird."

So viel ist indessen wohl zuzugeben, daß die Behandlung eines solchen Stoffes einem Dichtergeiste, wie Goethe, vorzüglich und mehr als jedem andern zusagen mußte, und daß nur die Eigenthümlichkeit seiner Poesie die glückliche Lösung der Aufgabe verbürgen konnte. Denn jene Lebenskräftig-

keit goethischer Poesie, wovon ich bereits in meiner ersten Vorlesung gesprochen habe, scheint hier bis zur höchsten Verwegenheit ihren Spielraum gefunden zu haben. Die theils sittlichen, theils ethischen, theils ästhetischen Schwierigkeiten und Hindernisse, welche der Stoff ursprünglich an sich trug, haben den Dichter gleichsam herausgefordert, um an dem Verfänglichsten in jeder der angegebenen Beziehungen sich zu versuchen und sich ihm gewachsen zu zeigen.

Dieß erklärt, zunächst in Absicht der Behandlung, das vielfältig Abweichende in dieser Production, wie sich das in den mancherlei ästhetischen und moralischen Urtheilen über dieselbe abspiegelt.

Die zunächst weit über alle Grenzen gewöhnlicher, theatralischer Darstellung hinausgehende Form hat schon vielfältige Beachtung gefunden; eben so der rasche Scenenwechsel und Anderes der Art. Bekannt ist Aug. Wilh. von Schlegel's Urtheil darüber, welcher dem Werke sogar die Einheit absprechen mochte. In seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur äußert er er sich dahin:

„Die wunderbare Volkssage von Faust ist ein sehr theatralischer Stoff, und das Marionetten-

spiel, woraus Goethe nach Lessing den ersten Gedanken zu einem Schauspiele hergenommen, entspricht dieser Erwartung selbst noch in den verstümmelten Auftritten und dürftigen Worten, womit es von unwissenden Puppenspielern vorgetragen wird. Goethe's Darstellung, die sich in einigen Punkten genau an die Ueberlieferung hält, in andern aber sie gänzlich verläßt, geht nach allen Richtungen absichtlich über die Dimensionen der Schaubühne hinaus. Viele Scenen sind stehende Schilderungen von Faust's innern Zuständen und Stimmungen, Entwickelungen seiner Gedanken über die Unzulänglichkeit des menschlichen Wissens und über das unbefriedigende Loos der Menschheit in langen Monologen oder Gesprächen; andere Auftritte, wiewohl an sich äußerst geistreich und bedeutsam, haben den Schein der Zufälligkeit für den Gang der Handlung; viele sehr theatralisch gedachte sind nur flüchtig skizzirt: es sind rhapsodische Bruchstücke ohne Anfang und Schluß, worin uns der Dichter einen überraschenden Anblick gönnt und dann plötzlich wieder den Vorhang fallen läßt, da in einem dramatischen Gedicht, welches auf der Bühne mit sich fortreissen soll, die einzelnen Theile nach dem Bilde des Ganzen gegliedert seyn müssen, so daß man sagen kann,

jede Scene habe ihre Exposition, ihre Verwickelung und Auflösung. Einige Scenen, voll von der höchsten dramatischen Kraft und von zerreissendem Pathos, z. B. die Ermordung Valentins, und Gretchen und Faust im Kerker, beweisen, daß dem Dichter die populäre Wirkung auch zu Gebote stand, und daß er sie nur umfassendern Ansichten aufgeopfert hat. Er fordert oft die Einbildungskraft der Leser auf, ja er nöthigt sie, seinen fliehenden Gruppen zum Hintergrunde unermeßliche, bewegliche Gemählde zu geben, die keine theatralische Kunst vor die Augen zu bringen vermag. Um Goethe's Faust aufzuführen, müßte man Faust's Zauberstab und Beschwörungsformeln besitzen. Bei solcher Unfähigkeit zur äußern Darstellung ist dennoch aus dem seltsamen Werke erstaunlich viel für die dramatische Kunst, sowohl in der Anlage als Ausführung zu lernen. In einem vermuthlich spät hinzugedichteten Prologe erklärt der Dichter, warum er seinem Genius treu, sich nicht den Forderungen eines gemischten Haufens von Zuschauern fügen könne, und schreibt gewissermaßen dem Theater einen Scheidebrief."

So weit Aug. Wilh. von Schlegel in seinem Urtheil über die Form des Werks.

Nicht minder indessen ist der Inhalt an vie-

len Stellen höchst gewagt, ja bedenklich, und kann anstößig erscheinen, wie in den Hexenscenen, auf dem Spaziergange, in Auerbachs Keller u. s. w. Das Absurde und das Gemeine werden zwar auf eine höchst geistreiche Weise vorübergeführt, doch müssen wir über unser Entzücken daran, zu dem uns der Dichter verführt, fast erschrecken.

Aber nicht bloß von Seiten der Abweichung von äußerlicher, conventioneller Gesetzlichkeit und Anständigkeit, noch klarer liegt das Verfängliche der Aufgabe in ihrem tiefsten sittlichen Grunde vor, indem nämlich bösen Dämonen zur Schadenfreude und zum Hohne das höchste und edelste menschliche Bemühen preisgegeben, und so das böse Princip für sich selbst als berechtigt und triumphirend erscheint.

Genug, der Faust bewegt sich — obenhin angesehen — um Alles, was jeden irgend edlern Begriff, den sich der Mensch über sich erlaubt, sehr zweifelhaft zu machen scheint, wo nicht umstößt. Scheint doch selbst kühn zur Rechtfertigung und Verstärkung des Eindrucks bis zu jenem allgemeinen Grunde des Daseyns, der Natur, vorgeschritten, und das Häßliche, Widerwärtige in derselben als ihre Nothwendigkeit absichtlich herausgesucht zu seyn. Ein Dichter von Lord

Byron's Neigungen und Talenten würde hier für sich den schrecklichsten, grausendsten Stoff gefunden haben, um sich zu endloser Selbstqual in denselben zu vertiefen und für grenzenlose Unzufriedenheit Nahrung und Bestätigung zu erhalten. Und dieß ist ja in der That auch in seinem Manfred geschehen, wenn wir einer Mittheilung Goethe's in Kunst und Alterthum, der darüber wohl unterrichtet seyn konnte, folgen wollen. Goethe äußert sich nämlich an dem angezeigten Orte folgendermaßen darüber:

„Eine wunderbare, mich nah berührende Erscheinung war mir das Trauerspiel Manfred, von Byron. Dieser seltsame, geistreiche Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen, und, hypochondrisch, die seltsamste Nahrung daraus gesogen. Er hat die seinen Zwecken zusagenden Motive auf eigene Weise benutzt, so daß keines mehr dasselbige ist, und gerade deßhalb kann ich seinen Geist nicht genugsam bewundern. Diese Umbildung ist so aus dem Ganzen, daß man darüber, und über die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit mit dem Vorbild höchst interessante Vorlesungen halten könnte; wobei ich freilich nicht läugne, daß uns die düstere Gluth einer grenzenlosen, reichen Verzweiflung am Ende lästig

wird. Doch ist der Verdruß, den man empfindet immer mit Bewunderung und Hochachtung verknüpft."

„Wir finden also in dieser Tragödie ganz eigentlich die Quintessenz der Gesinnungen und Leidenschaften des wunderbarsten, zu eigener Qual geborenen Talents. Die Lebens- und Dichtungsweise des Lord Byron erlaubt kaum gerechte und billige Beurtheilung. Er hat oft genug bekannt, was ihn quält, er hat es wiederholt dargestellt, und kaum hat irgend Jemand Mitleid mit seinem unerträglichen Schmerz, mit dem er sich, wiederkäuend, immer herumarbeitet."

So hat also der berühmteste britische Dichter neuester Zeit denselben Stoff nur für seine selbstquälerische Sinnesweise benutzt. Und so haben gleich ihm Zeitgenossen der Nähe und Ferne dem goethischen Gedicht nur darum den Vorzug gegeben, weil sie darin eine Bestätigung für ungemessene, grenzenlose, nie zu befriedigende Bestrebungen des Menschen zu finden glaubten. Doch hierin dürfte die Sinnesweise des deutschen Dichters schwerlich die ihrige seyn, vielmehr ganz und gar das Gegentheil statt finden.

Wie er, wenn auch auf gewagtem Felde, dennoch, obgleich in unmöglich scheinender Weise,

nur zu ergötzen trachtet: so fühlt er sich allen jenen Schwierigkeiten, jenem Anstößigen, Verfänglichen, ja Düstern und Ungeheuren des Stoffs von seinen tiefsten sittlichen Seiten bis zu allem Bedenklichen in ethischem, physischen und ästhetischen Sinne gewachsen, und weiß es durch seine dichterische Behandlung vollkommen zu beherrschen. Es setzt ihn nicht in Verlegenheit, ob Faust an dem Höchsten scheitert, ob Mephistopheles für sich eine Stelle im Universum in Anspruch nimmt, ob höhere, himmlische Geister selbst das Weltwesen nur leise deutend zu erkennen, vielmehr anzustaunen wagen; ob er fast mit der ganzen Schöpfung werde wetteifern müssen, in Allem, was sie besitzt, an Feuer, Wasser, Luft, Steinen, Thieren und Geistern, vom Cherub an bis zum letzten Kobold. Des Menschen Geist, im Dichter offenbart, fühlt sich in keiner Verlegenheit, selbst da nicht, wo die ganze Menschheit außer ihm mit Allem, was daran hängt und schwebt, Himmel und Erde, Welt und Hölle zerscheitert, und gerade als Dichter soll er, wenn er seinen Beruf wahrhaft erkennt, am wenigsten rettungslos verzweifeln.

Wie nun dieses anscheinend schwierigste ästhetische, sittliche Problem gelöst worden, davon giebt das Gedicht selbst in seiner Entfaltung Schritt vor

Schritt Auskunft. Wir aber wollen versuchen, ob wir dem Dichter einiges von der Art, wie er es vermocht, und von den Mitteln, durch welche er es geleistet, ablauschen und uns verdeutlichen können. Damit werden wir uns von einer bloß blinden Vergötterung des Werks zu einer wahrhaft und gründlich fördernden Einsicht seiner Vorzüge einigermaßen zu erheben im Stande seyn.

Es wird zuvörderst wohl gern zugegeben werden, daß der Dichter, indem er der Hauptsache nach in dieser Dichtung ein großes, edles, menschliches Bestreben anscheinend scheitern läßt, nicht dieses Bestreben selbst als nichtig und das Loos der Menschheit als unbefriedigend darzustellen beabsichtigte. Vielmehr wollte er nur das Falsche, was sich zu dem Wahren hinzugesellte, also das Unwahre in jenem Streben nach dem Höchsten und Richtigen, untergehen lassen. Faust, auf der Höhe der Bildung der neuern Welt stehend, vom Wissensdurst unbefriedigt gequält, soll nicht etwa darstellen, wie für den Menschen das Wissen an sich unmöglich und jedes dorthin einschlägige Bemühen, jeder dahin zielende Versuch vergeblich und eitel sey, sondern, wie der Mensch vielmehr auf sich zu achten habe, daß nicht moralische, geistige Hindernisse, die lediglich

von ihm ausgehen, das an sich Mögliche zu einem schlechthin Unmöglichen machen.

Eines aber der mächtigsten Haupthindernisse hierbei ist die Forderung, daß sich dem Menschen, sobald er den Begriff desselben gefaßt hat, das Vortreffliche auf der Stelle uneingeschränkt darstellen und gleichsam ergeben soll. Ein zweites Hinderniß ist, daß er sofort, was sich dem Seyn und Wollen entgegen setzt, für ein unbedingt Feindliches nimmt. Dazu kommt, daß das, was sich nur dem Geiste auf seiner höchsten Stufe, und nur insofern als der Mensch mit Seyn und Wollen darauf verzichtet, als gegenwärtig und erkennbar darstellt, immer doch als ein Genieß- und Verbrauchbares in eben jenen Kreis des Seyns und Wollens von ihm herabgezogen wird. Auf diese Weise eignet er es sich als ein durch seinen Zweck Bedingtes zu, anstatt es als Zweck an sich und um seiner selbst willen gelten zu lassen. Hören wir nicht sofort fragen, wenn irgend eine merkwürdige Pflanze, ein neues Thier oder Mineral entdeckt wird, wozu es etwa wohl nutzen möchte? Können sich die Meisten wohl, wie der Naturforscher, um einer solchen Entdeckung selbst willen freuen, indem von dem etwaigen materiellen Gebrauch und Nutzen gänzlich abzusehen ist?

Verabscheuen oder schätzen wir nicht nach unsern bloßen, oft armseligen Bedürfnissen bald diese oder jene große bedeutende Naturwirkung, ohne uns um den wahren Zusammenhang auch nur entfernteſt zu bekümmern, der nur dem Geiſte erscheint, und auf eine höhere gesetzliche Nothwendigkeit hindeutet, die als das Wahre daran aufzufassen und zu erkennen iſt? So soll das Höchſte nur eben zur Befriedigung unserer eiteln Luſt, Begier und unseres Sinnenkitzels da seyn.

Nun erscheint dem Menschen eine willkürliche Behandlung der höchſten Gegenstände von seiner Seite nur eine erlaubte Inconsequenz, während er die Consequenz eines mit Willkür nach Nothwendigkeit außer ihm handelnden Wesens durchaus nicht anerkennen mag. Ein solches Wesen, das ſich ihm von Zeit zu Zeit widersetzt und den unüberwindlichen Widerspruch gegen seine aus der Inconsequenz, d. i. auf unerlaubte Weiſe hergeholte Willkürlichkeit ausübt, iſt ihm zuwider, und er wehrt ſich mit aller Macht gegen deſſen Annahme. Er verkennt lieber, nur um seine Willkürlichkeit zu retten, den ſchönſten Vorzug des Universums, durch welchen es ſich als eine harmoniſche Totalität und Oeconomie darſtellt. Auf jeder Seite nämlich und in jedem Sinne ſind es

nur Gesetzlichkeiten, hier anders und dort anders beschaffen, welche den Impuls des Ganzen fortleiten und erhalten.

So ist namentlich Mephistopheles, als eine solche in der Willkür und im Bösen consequent und in höherer Nothwendigkeit handelnde Macht, gegen Faust's inconsequente und unerlaubte Willkürlichkeit aufgestellt, und es ist eben dieser Begriff des Bösen als eines Gesetzlichen seiner eigenen Art, ohne den das Böse als Böses nicht einmal bestehen könnte, welchen der jeder Ordnung geheim widerstrebende, unbedingte Wille des Menschen hier eben so, wie im Guten verabscheut. Wer mag denn etwa so leicht sich überzeugen, daß das Gift in den großen Haushalt der das Leben fördernden Mittel eben so hinein gehört, als das Brodt. Wer mag es ohne Furcht und Graun in seiner Nähe sehen? Wer es nicht verwünschen, wenn er unvorsichtiger Weise von demselben Gebrauch machte, und es für höchst schädlich verschreien? Und doch rettet eine Dosis des stärksten Giftes zur rechten Zeit in manchen Fällen nur von dem sonst unausbleiblichen Tode.

Das Böse also auf ein Princip von seiner in der Willkür des Menschen erzeugten Regellosigkeit zurück zu führen, beabsichtigte der Dichter, und

nur dadurch ist die Regelmäßigkeit, welche das Gute besitzt, gesichert, oder das Gute als Princip selbst hergestellt und anerkannt. Wer das Böse nicht als Princip erschaut und faßt, gelangt nie anders als zufällig und verworren zu dem Guten.

Diese Anschauung eines zum Abschluß der Phänomene der moralischen Welt gehörenden Gegensatzes, wie er im Faust durch Mephistopheles repräsentirt wird, ist freilich eine für die geistig sittliche Welt eben so originelle Anschauung und Entdeckung, wie es auf dem rein physischen Felde jene Ableitung der Farbenphänomene durch Annahme eines ungeheuren, uranfänglichen Gegensatzes von Licht und Finsterniß in der Vermittelung durch etwas Körperliches und Trübes ist. Weicht nämlich in letzterer Hinsicht der Dichter von Newton und der gewöhnlichen monadischen Ansicht ab, welche behufs der Farbenerklärung nur das Licht an sich selbst in seiner Brechbarkeit voraussetzt: so ist nach des Dichters Ansicht die Lösung der Probleme der sittlichen Welt gleichfalls nur durch Annahme eines solchen doppelten Exponenten, einer solchen Zweiheit möglich, die wir von der einen Seite immerhin als Engel, von der andern als Teufel bezeichnen mögen, und zwischen welche unsere ganze Menschheit gestellt ist, um in-

nerhalb derselben ihre eigenthümliche Aufgabe zu vollbringen. Nur sollen wir zugleich begreifen lernen, daß sich dieser Gegensatz an und für sich nicht im Widerspruch gegen sich selbst befindet, so wenig als Gift und Brodt an sich selbst im Widerstreit mit einander stehen. Nur mit der Ungeschicklichkeit des Menschen sind sie in einem kämpfenden Gegensatz, wenn der richtige Gebrauch beider verwechselt wird. Noch weniger steht das Daseyn dieses Gegensatzes höherwärts gegen das, was wir als Gott benamsen und verehren, im Widerstreit, und zwar um das Beispiel fortzusetzen, so wenig, als Gift und Brodt in ihrer entgegengesetzten, verschiedenartigen Wirkung zur Wissenschaft und Kunst des Arztes sich zwiespältig verhalten. Wir nur gerathen an jenem Gegensatze zum Widerspruch und Widerstreit, indem wir nicht wissen, nach welcher Seite hin wir uns wenden sollen. Wenn wir es aber auch wissen, so unterwerfen wir beides am liebsten einer verworrenen Willkür, die wir unsere Freiheit, wohl gar Gottähnlichkeit zu nennen belieben, und gerathen dadurch eben so sehr gegen Licht und Finsterniß, Brodt und Gift, als Teufel und Engel und Gott selbst in ein verkehrtes Verhältniß.

Dieß ist die Art, wie der Dichter im Allge-

meinen sein Problem genommen, indem er das Böse, Verkehrte, Schwache, Willkürliche, Verfängliche, Ungeheure in dieser Production als ihren Inhalt zur Anschauung bringt. Und die Mittel der Ausführung, die ihm hierbei hauptsächlich zu Gebote standen? Es sind keine andern, als Maaß, Humor, Vernunft. Von allen dreien soll jetzt Rechenschaft gegeben werden.

Von der Gewalt des Maaßes, durch welches die Kunst Alles leistet, das roheste Element bändigt und unterwirft, will ich nicht weitläuftiger, als erforderlich, reden. Das gemeinste Mauerwerk ist bereits geeignet, diese bindende Gewalt, welche die Kunst mittelst des Maaßes ausübt, zu veranschaulichen. Indem diese Steine oder Ziegel nach einer gewissen Ordnung, nach einem gewissen Verhältnisse geschichtet, behauen und eingefugt sind, wird es schon klar, was es heißt, den rohen Stoff dem Maaße, als seinem Gesetze, zu unterwerfen. Durch das Maaß werden alle Dinge in der Kunst übersichtlich, und erhalten jene Wohlgestalt für unsere Sinne, die den Geist und seine tiefste Natur, welche eben nichts ist, als diese Gesetzlichkeit selbst, anspricht. Je leichter die Kunst diese ihr inwohnende Gewalt des Maaßes ausübt, je leichter sie den gegebenen Stoff beherrscht, je

edler das Maaß selbst ist, nach dem sie ihn vertheilt und gliedert, um so höher, edler, um so erfreulicher die Kunst selbst und ihre Werke.

Man kann jene Maaß und Form gebende Gewalt der Kunst immer als einen Theil, eine Fortsetzung jener göttlich schaffenden Gewalt der Natur betrachten, mittelst welcher diese aus dem Chaos der Elemente Steine, Pflanzen, Thiere und alle Gebilde ihrer Schöpfung, Erden und Sonnen, jedes in seiner Art, kurz den ganzen Wunderbau sowohl des Organischen als Unorganischen hervorruft. Auch der Dichter bedient sich dieser Kunst und ihres Maaßes bei seinen Schöpfungen, obwohl diese ursprünglich mehr auf Eingebung als Kunst selbst beruhen, und sucht dieselben dadurch zu erhöhen und zu vergeistigen. Zwar sind es zunächst nicht äußere Stoffe, die er kunstgemäß zu bewältigen hat, wie etwa der Bildhauer den Marmorblock; es sind vielmehr die innern Stoffe der Seele, der Gedanke, die Empfindung, die Phantasie, die er in einer Folge von Worten zur Anschauung zu bringen sucht. Rhythmus, Metrum, Reim, und die Eintheilung in Gesänge, Acte, Scenen, Verse u. s. w. machen hinlänglich in die Augen springend, daß er ein Maaß in Anwendung bringt. Eines der Hauptgesetze aber, woraus Alles, was Com-

position in höherem Sinne heißt, entspringt, ist die Einheit, gewissermaßen als das Grundmaaß aller und jeder andern Verhältnisse, als die Urbedingung zu ihrer glücklichen Lösung.

Und so sehen wir unter diesen angegebenen Bedingungen im Faust eine der schwierigsten Aufgaben vollbracht, indem uns durch Rhythmus, Metrum und Reim für unser Ohr ein eben so angenehmes, abwechselndes Ganze entgegen gebracht wird, als uns durch schickliche Anordnung ein an sich ungeheurer, grenzenloser Stoff klar, faßlich, übersichtlich entgegen tritt.

Freilich hat sich der Dichter zu glücklicher Vollbringung seiner Aufgabe manche Abweichungen vom Herkömmlichen, manche Freiheiten erlauben müssen. Aber man hätte dieß nicht aus dem Gesichtspuncte auffassen sollen, wie ein berühmter Kritiker, A. W. von Schlegel, gethan, dessen Ansicht, als sey dadurch ein vollkommenes Unverhältniß, ein Unzusammenhalt des Werks, theils in sich selbst, theils mit gewissen wohlbegründeten Gesetzen der dramatischen Poesie hervorgegangen, ich vorhin angeführt habe.

Genau genommen, heißt denn das doch nichts Anderes als behaupten, der Dichter habe entweder nicht recht gewußt, was er gewollt, oder er habe nicht gekonnt, was er gemocht.

Wie übertrieben indessen Vieles in dieser Hinsicht sey, will ich nur an einem Puncte, an der von Schlegel behaupteten Unaufführbarkeit des Werks zeigen. Die neueste Tagesgeschichte hat von mehrmaligen, theils hinter einander folgenden, theils gleichzeitigen Vorstellungen des Werkes auf den besten deutschen Bühnen gemeldet, die fast immer zur Zufriedenheit der Zuschauer ausgefallen sind.

Es muß indessen auch schon aus der bekannten übrigen Gesinnung des Dichters einleuchten, worüber sich die stärksten Erklärungen in seiner Biographie bei Gelegenheit der Schilderung des Eindrucks finden, den der Goetz und Werther im Publikum hervorbrachten, daß er mit seinem Faust keineswegs ein Panier für Ungebundenheiten, Regellosigkeiten und Abweichungen solcher Art aufstellen wollte, womit den eigentlichen Gesetzen und Forderungen aller Poesie und der dramatischen insbesondere Eintrag geschähe, und junge Genie's, durch ein so mächtiges Beispiel verführt, an Zuchtlosigkeit sich gewöhnen könnten.

Der Dichter hat vielmehr auf einem vollkommen gesetzlosen Felde, wie der Zustand des deutschen Theaters und der dramatischen Dichtung damals, als der erste Theil des Faust abgeschlossen

ward, beschaffen war, ja wie er in Deutschland von jeher beschaffen ist und bleibt, wo nicht dem Theater, doch der Poesie und der dramatischen Dichtung neue Regionen und Gesetzlichkeiten erobert. Sein Faust sollte gerade entgegengesetzt, statt der Anarchie das Siegel aufzudrücken, zeigen, was ein verwilderter Zustand der Bühne und des Geschmacks noch Gutes an sich habe, wenn ein ächtes Genie unternimmt, das Wilde, Regellose, zu einer ihm angemessenen Gesetzlichkeit hinzuführen, die freilich nicht nach den Forderungen eines vollkommen geregelten, sondern nach der eigenen Angemessenheit des Zustandes beurtheilt seyn will. Somit würde sich der Faust als das völlig Umgekehrte von vorhin zeigen, nämlich nicht als die Förderung, sondern den Conflict des Genies in völlig anarchischer Zeit des Theaters und der auf dasselbe bezüglichen Dichtung, in welchem Conflict dieses allen Unregelmäßigkeiten durchaus abholde Genie unternommen hat, sich nur scheinbar und theilweise jener Anarchie und ihren Sonderbarkeiten gleichzusetzen, um auf eine neue Weise diesen Zustand zu etwas Gesetzlichem, Höhern, Einheitsvollen hinzuleiten, das in ihm selbst schon unbewußt und verborgen vorhanden wäre.

Daß der Dichter Mißverständnisse in dieser Be-

ziehung auf jede Weise abzulehnen und ihnen vorzubauen suchte, davon giebt nichts so sehr Zeugniß, als jene Gesänge, die Zueignung, das Vorspiel und der Prolog, die dem Werke, der eigentlichen Tragödie gewissermaßen als Einleitungen vorangehen, um das in der Stimmung des Lesers oder Hörers zu einem vollendet harmonischen Eindrucke zu vollenden, und gänzlich auszugleichen, was etwa das eigentliche Gedicht selbst nicht ganz hervorbringen sollte.

Indem ich weiter unten nochmals hierauf zurück kommen werde, will ich hier darauf aufmerksam machen, daß der Dichter, um ferner das Gleichgewicht in Absicht der Behandlung seines Gegenstandes in jedem Sinne herzustellen, ein Element in diese Production aufgenommen hat, das seiner übrigen Poesie sonst fremd ist, ich meine den Humor.

Diese Behauptung, wonach ich den Humor zu einem vorwaltenden Elemente und ausgleichenden Mittel dieser Dichtung mache und ihm eine besondere Stelle in derselben, ja mehr als in jeder andern Production des Dichters anweise, wird vielleicht nicht gleich einleuchtend seyn. Ich will mich daher zu erklären versuchen.

Eine humoristische Behandlungsart und die

klärlich ist, warum diese Lebensansicht und Behandlungsart der Dinge bei den Alten weniger angetroffen wird, und erst in der neuern Welt sich entwickelt hat.

Wie sich nun aber aus jener Eigenschaft grösserer Kräftigkeit oder überwiegender Zartheit des Sinnes und Wesens der allgemeine Unterschied in der Poesie von naiver und sentimentaler Dichtung ergiebt: so bildet sich hiernach außer dem verschiedenen Charakter und der Mannigfaltigkeit des Humors, welche durch die Gegenständlichkeiten bedingt wird, der Gattung nach ein mehr realistischer, naiver, und ein mehr ideeller, phantastischer, sehnsüchtiger Humor. Der Unterschied beider äußert seine Wirksamkeit vorzüglich in Absicht auf jenes Absolute, den sonstigen Unterschied der Dinge theils Aufhebende, theils neu Contrastirende.

Wird nämlich dieses in irgend etwas Gegenwärtiges, noch Erreichbares, Diesseitiges gesetzt, so entsteht jener naive Humor; wird aber dabei in die Ferne, in ein Jenseits, in überirdische Regionen hinaufgegangen, so entspringt der sentimentale Humor. Ein nahe liegendes, allbekanntes, hochgeschätztes Muster für diesen letztern ist

unser treffliche, köstliche Jean Paul Friedrich Richter.

Durchaus zeigt sich die Eigenthümlichkeit dieses edlen Geistes in einem Hin- und Herwiegen zwischen dem Bedeutendsten und Unbedeutendsten, in dem Uebergange von einer himmlischen Aufregung unserer Gefühle zu irgend einer Abkühlung an einem bedeutungslosen, gleichgiltigen, ja fratzenhaften Gegenstande.

Und womit rechtfertigt unser geniale, liebenswürdige Sonderling dieses Verfahren?

Durch eine der indischen oder platonischen Lehre fast ähnliche Ansicht, die nicht auf dem Werthe dieses irdischen Lebens, sondern seiner Vergänglichkeit ruht. Daher es denn nicht bloß ergötzlich, sondern die höchste Wahrheit selbst ist, alle Gegensätze des irdisch Bedeutenden und Unbedeutenden an diesem höchsten in ideelle und überideelle Regionen sich erhebenden Contraste auszugleichen, oder so zu sagen zerschellen zu lassen, und das Entfernteste mit dem Nächsten, das Gemeine mit dem Edelsten, das Seltsamste mit dem Gewöhnlichsten, Trivialsten durch einander zu werfen.

Auch im Faust muß sich unser Gefühl an einen solchen ziemlich raschen Wechsel der verschiedenartigsten Gegenstände gewöhnen. Auf die herr-

lichste Hymne englischer Geister folgt unmittelbar das Spotten und Necken eines Schalks der entgegen gesetzten Seite. Nach Sonn' und Welten ist unmittelbar darauf die Rede vom Quark, in welchen der Mensch die Nase begräbt. Kurz, auf die Aufregung des Erhabensten folgt sehr bald irgend etwas Gewöhnliches, Alltägliches, sogar Gemeines. Und so müssen wir uns gewöhnen, nach und nach zwischen dem Höchsten und Niedrigsten hin und her zu gehen, als etwas ziemlich Gleichem, ja Gleichgiltigen, nicht so sehr allzu Verschiedenen, fern aus einander Liegenden.

Indem aber der Dichter hierbei von dem Gesichtspuncte ausgeht, daß das Leben in seiner niedrigsten fratzenhaftesten, verstümmeltsten Manifestation noch immer eine unschätzbare, unverwüstliche Gabe sey, die ihren Glanz durch alle Schaalheit, Leere, Verworfenheit nicht ganz zu verlieren vermag, verbreitet er einen erquicklichen Aether über das Seltsamste, Barockeste in seiner Dichtung, der uns auf gleiche Weise bei den erhabensten Stellen derselben, wie bei den niedrigsten anweht. Hier entspringt also das humoristisch Aufhebende nicht aus einer überirdischen Region, sondern aus den überall vertheilten Schlag- und Glanzlichtern einer schon auf Erden heimi-

schen Gabe, die sich durch das Dunkelste und Schwärzeste nicht verdunkeln läßt. Mit einem Wort, aus einem so vollkommenen Behagen, das selbst durch das Fremdartigste und Seltsamste nicht aufgestört wird, sondern liebevolle Neigung genug behält, auf dasselbe in seiner Art einzugehen, und ihm ebenfalls sein Recht widerfahren zu lassen.

So erscheint der im Faust waltende Humor zur liebenswürdigsten Humanität verklärt, und stellt sich als solche letztlich dar. Denn worin könnten wir diese Humanität höher zeigen als eben darin, indem wir das, was sonst tief unter uns ist, ebenfalls dulden, schonen, anerkennen.

Diesen Humor aber, diese Ansicht zu entwickeln hatte der Dichter außer dem Faust in keinem seiner andern Werke so Gelegenheit, wo ein solches Hin- und Herwiegen zwischen dem Fremdartigsten schon durch die Natur des Stoffs abgelehnt ist. Denn, indem ich beispielsweise nur an Iphigenie, Tasso oder die natürliche Tochter erinnern will, wo wäre hier etwas Humoristisches anzubringen gewesen, da Alles hier auf einen gleich edlen und vollkommenen Kreis sich bezieht, ihm gemäß entspringt und darauf zurück deutet?

Indessen wird jene Humanität, welche im Faust unter der Hülle des heitersten, reinsten Humors uns entgegen tritt, doch nur zur wahrhaften Blüthe einer edlen Menschlichkeit, wenn sie sich zugleich auf das Höchste im Menschen, auf Vernunft, gründet. Nur so sind wir versichert, daß jenes Behagen, das durch den Wust alles Unsinns, Verkehrten und Thörichten noch durchschimmert, nicht bloße Nachgiebigkeit und Schwäche gegen das Unzulängliche und Unzulässige sey. Der höchste Vernunftbegriff selbst ist es nun aber in der That, der uns bei aller Milde, gefälligen, heitern Nachsicht des Dichters gegen das Niedrige und selbst verrucht Ungeheure aufs deutlichste entgegen leuchtet.

Dieser Vernunftbegriff des Dichters, der uns als die Blume der Weisheit aus dieser Production entgegen blitzt, äußert sich jedoch darin, daß die Vernunft als mitgegebenes Erbtheil, als eine Anlage, welche zu ihrer vollkommensten Wirksamkeit und Uebereinstimmung, wenn schon nicht auf einmal und ohne Beachtung gewisser beschränkender, aber in ihrem Erfolge doch liebliche Gewißheit mit sich führender Bedingungen, sich entfaltet — daß diese Vernunft den Menschen dergestalt in rein gezogenem, eigenthümlichen Kreise

sichert, daß nichts fremdes Höhere noch Niedere auf ihn einzuwirken, weder ihn zu stören, noch zu fördern im Stande ist; daß Engel und Dämonen gegen sie nur das Draußen sind, welches nicht zu vollbringen noch zu hintertreiben vermag, was diese Vernunft nach dem Werthe ihres eigenen empfangenen, reinsten Maaßes zu vollbringen vermag.

Nur innerhalb dieses Maaßes vernimmt der Mensch die reine Stimme Gottes, die zwar leise aber vernehmlich und seine anfängliche Kraft verstärkend und mehrend spricht. Was Engel und Dämonen sagen, wird ihm von dieser Mitte aus erst recht verständlich, und er vermag es eben nur dann wahrhaft zu beurtheilen, in wie weit es ihn angeht oder nicht.

Diese Geschlossenheit seiner Vernunft, dieser Glaube daran ist dem Menschen aber eben so nöthig, als einem Schiffe, das durch Woge und Brandung hindurch segeln soll, seine Geschlossenheit mit eigenem Steuer und Compaß innerhalb des wohlverwahrten Raumes.

Denn alles Andere außer dem Menschen ist nur Element, seiner Natur nach ihm mehr entgegengesetzt als befreundet. Soweit es ihn stören, hindern könnte, berührt es ihn nicht, wenn

er in seiner vernünftigen Mitte verharrt, und verschwindet gänzlich, soweit es als Begriff höherer Natur und Wesenheit ihn nur beunruhigen, verwirren möchte.

Weisheitsvoll zog sich der Gottheit höchste Macht selbst vor dem Menschen in die Verborgenheit zurück, sie spricht nur soweit zu ihm, als es für ihn nach jenem Maaße seiner Vernunft und seines bestimmt begrenzten Wesens gemäß ist. Aber diese Gemäßheit ist auch des Menschen höchste Wahrheit und ist vollkommen ausreichend, Antwort auf Alles zu ertheilen, wo der Mensch auf die rechte, geziemende Weise fragt.

Das Weitere, was darüber hinausliegt, ist Vorspiegelung eines sogenannten Höhern oder Schönern. Es ist der Wahn. Giebt sich der Mensch diesem hin, so zerbricht er Steuer und Compaß muthwillig, öffnet den verschlossenen Bau dem eindringenden Element, und nun vernimmt er das Tosen der um ihn rauschenden Schöpfung, das als verworrenes Pfeifen und Kreischen der unaufhaltsam gährenden und wirkenden Kräfte der Welt ihn umfängt.

Der Irrthum, bis dahin unschädlich und winzig, gewinnt nun erst in seiner ungeheuren Gestalt, zu der er sich plötzlich riesenhaft erhebt, Macht

über ihn. Das Böse, das bis dahin ahnungsvoll ihn nur von fern als unbekannter Schauer durchdrang, tritt heran, ergreift ihn mit Riesengewalt, und wenn es die höchste Bosheit übt, so trägt es ihn, der sich selbst Compaß und Sonde zerschlug, auf einem Umwege, voll der sonderbarsten Verwickelungen, an jenen Strand, der als fernes Ziel vor ihm stand, und läßt ihn beschämt fühlen, daß er als Sclave dort angelangt, durch eine fremde Macht und Wesenheit errang, wohin die eigene angestammte Gotteskraft ihn zu leiten vermögend war, und wo er als freier Sohn Gottes und seiner ewigen Natur sich darzustellen das angeborne Recht und den ererbten Beruf hatte.

Blicken wir auf des Dichters Gebilde hin, wie es uns bereits in der ersten Scene dargestellt wird, so sehen wir eine zu dem höchsten Vorzug geborene, menschliche Natur, erst durch grenzenlose Wünsche geheim aufgewühlt, dann schärft sich der Verdruß des nie Erreichten an dem offenbar Verfehlten und Verkehrten vorgängiger Bestrebungen. Sie fühlet und ahnet aber aus dem Wust des Falschen das Höchste und Richtige heraus, und dieses deutet bei ihm bewahrter Treue auf erfreuliche Gewißheit schönster Erfüllung in

kommenden Zeiten hin. Statt dessen fordert sie unbegrenzte Ergebung und Gewährung auf der Stelle. Doch, was in ganzer Wahrheit und Fülle nur dem Besonnenen erscheint, als aufgespart, ihn am Ende seiner Laufbahn würdig zu belohnen, das zeigt sich dem Leidenschaftlichen, vor der Zeit gewillfahrt, nur als verworrenes Gesicht und Gespenst. Es treibt ihn in seine Angst zurück, und ein von sonst gewohnter, aus dem Gebiete der Religion herüberklingender, freundlicher Ton, auf Standhaftigkeit und treues Ausharren in schweren Leiden und auf glücklichste Ueberwindung und Vergeltung deutend, rettet nur vom letzten, grimmigsten Ausbruch der Verzweiflung, drängt sie nicht zurück. Jenes geheim Ungebändigte, das der zur Mäßigung auffordernden Vernunft widerstrebt, ringt sich als das Herrschende hervor — und nun, was bedauern wir es oder verwundern wir uns, wenn des Bösen Macht sich leibhaftig naht, wenn es den Zustand des Unglückseligen nur verschlimmert, nicht bessert? — Soll etwa mit dem, der sich selbst nicht bemitleidete, indem er dem Höchsten unmittelbar nahe, das Schönste von sich wies, weil es der trotzig unbedingten Forderung sich nicht gleich ergab, das Böse mehr Mitleid haben? Wir müssen fühlen lernen, daß selbst himmlische

Stimmen dann nur vergebens flehen, wenn das köſtliche Gut der Freiheit ſich in einem menſchlichen Buſen in verworrenen Wahn der Willkür gewandelt, und daß des Teufels Macht, ſo unabhängig und groß wir ſie uns denken, nur eine ſchwache Nachhülfe der Vollendung deſſen iſt, was der Menſch ſelbſt begann. — Und wie beſchämt muß, wenn das Böſe, das ihm von außen entgegen trat und ihm ſcheinbar ausreichenden und gerechten Stoff zur Anklage des ihn hindernden Unrechts gab, der blind und unbedingt Vorwärtsſtrebende zuletzt daſtehen, wenn dieß Böſe, nicht ſo geſetzlos, wie er es glaubte und ihm von ſeiner Willkür andichtete, ihn vielmehr in beharrlichem, ſich als etwas Geſetzliches hervorthuenden Widerſpruch auf den Weg eines urſprünglichſt Bejahenden zurückführt, und ihn, ſey es auch gewaltſam und mit aller Schmähung und harten, jedoch für den Schuldigen wohlverdienten Strafe, daran ermahnt.

So zeigt uns der Dichter das intereſſante Schauſpiel eines menſchlichen Weſens, das gegen eine Welt des Guten und Böſen außer ihm, gleich anziehend und abſtoßend, immer unbefriedigter darnach vordringt, aber immer gequälter davon zurück kommt. Die ganze Löſung des aufgege-

benen Räthsels beruht aber einfach darauf, daß sie nicht außen bei Engeln, Göttern, Dämonen und Teufeln, sondern in dem Menschen selbst allein gefunden werden kann, und zwar nur insofern, als er in dem ihm zugemessenen Kreise seines Wesens, wie ihn ein Gott zuerst zog und dann ehrend selbst zurück trat, liebevoll und treu gesinnt zu verharren im Stande ist. Darum muß der Mensch den Schmerz eben so als Leid und Freude auf dieser Welt allein ausringen. Darum aber hat er auch Ursache das Widerwärtige, Mißwollende außer ihm weniger anzuklagen und weniger als ein hartes Loos zu beweinen, denn es vielmehr selbst in seiner äußersten Gestalt und Maske — als Teufel und seiner Hölle verbündetes Wesen, gelassen, mild und sogar heiter zu betrachten.

Und sollte, wer es auch sey, Leser, Hörer oder Zuschauer, der ja nicht in jenes tragische Mißgeschick des Helden verflochten ist, sondern sich auserhalb unbedrängt, in unaufgestörter Ruhe seiner Vernunft befindet, nicht um so mehr mit Heiterkeit, Lächeln und vollem Behagen den Dichter begleiten, wie er ihn nach und nach vom Himmel durch die Welt zur Hölle zieht?

Und so denke ich mir, wird auch Niemandes

Moralität und Sittlichkeit mit dem, was etwa in dieser Dichtung von dem Dichter kühn und in schalkhafter Verwegenheit je zuweilen als derber Scherz gewagt worden, erst einen Strauß zu bestehen haben. Die züchtige Grazie ist ja gerade von dem Allerverwegensten nimmer fern, und lauscht dahinter. Wollte daher Jemand den Dichter des Gemeinen beschuldigen, so möge er sich wohl vorsehen, daß der Splitter nicht an ihm haften bleibe, daß nicht eine falsche Ziererei und erlogene Sittsamkeit ihn nur blind und scheu macht, die Wahrheit in ihrer höchsten Spiegelung zu betrachten. Denn der Genius in seinem höchsten angeborenen Adel verschmäht von Natur schon das Gemeine; wo er es aber ergreift und faßt, da ist es nur der gewaltige Flügelschlag desselben wider die übertünchte Wand der Gleißnerei, die er niederstürzt. — Und da ist denn freilich gar Mancher oft genug ein armer Wicht, um den nicht bitterlich zu hassen, der ihm den ärmlichen Flitterstaat seiner Alltagstugend als untauglich herunterreißt. Doch wer Wahrheitssinn und die ächte Sittlichkeit und Unschuld besitzt, wird den erzürnten, schaamerglühten, streng richtenden Genius in des Dichters fürchterlich rollendem Wort nicht verkennen, wenn er die große

Generalbeichte in dieser Production über des Menschen Art ablegt, die unter dem Vorwande des höchsten Bestrebens nur zu dem Niedrigsten herabplumpt.

Nach dieser Verständigung, Besprechung, Beleuchtung und wo möglich Beseitigung einiger der gewöhnlichsten Vorurtheile und Mißverständnisse über den Faust, werde ich nun mit der nächsten Vorlesung zur Betrachtung der einzelnen Theile der Dichtung übergehen, und nachzuweisen versuchen, wie es sich mit allem oben Behaupteten im Besondern darin verhalte. Beschließen aber will ich die dießmalige Vorlesung damit, daß ich einige Stellen des Dichters aus andern Werken anführe, welche zum Belege der hohen Sinnesweise desselben, wie sie sich im Faust spiegelt, und derjenigen Hauptgesichtspuncte dienen mögen, aus denen dieses Werk allein genügend und fruchtbar zu betrachten ist, und wovon ich Einiges vorhin zu entwickeln bemüht gewesen bin.

Vor allen finde hier jene herrliche Stelle aus den Geheimnissen ihren Platz über die große, weltüberwindende sittliche Kraft, welche im Menschen ruht und ihm das zueignet, was sein wahres, eigentliches Verdienst ist.

Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der schwachen Thon zu solcher Ehre bringt:
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt;
Dann kann man ihn mit Freuden Andern zeigen,
Und sagen: Das ist er, das ist sein eigen!

Denn alle Kraft bringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort;
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort:
In diesem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Daß Verwirrung, Willkür auf Erden wenig schaden, wenn Vernunft und scharfes Auge darüber wachen, und daß somit zur Erhaltung unserer höchsten Wachsamkeit das böse Princip förderſamſt dienstbar und mithin nicht so gänzlich zu verabscheuen sey, davon giebt folgende Stelle des Dichters Zeugniß, die er seinem Mephistopheles in den Mund legt, bei Gelegenheit jenes in Anwesenheit der Kaiserin Maria Feodorowna von Rußland zu Weimar im Jahre 1818 gehaltenen Festzuges, wo das Personal von Faust mit auftrat:

So den Kreis zu füllen,
Komm' ich als böser Geist mit bestem Willen.
Denn böser Wille, Widerspenstigkeit, Verwirrung
Der besten Sache fährdet nicht die Welt,
Wenn scharfes Aug' des Herrschers die Verirrung
Stets unter sich, in kräft'ger Leitung hält;
Und wir können besonders sicher hausen,
Wir spüren nichts; denn alles ist da draußen.

Wenn die beiden eben angeführten Stellen von der sittlichen Kraft und ihrer Macht im Menschen Zeugniß geben: so klärt uns folgende schöne Stelle aus den Wanderjahren über den Bezug des Menschen zum ganzen Universum auf, wenn er sich damit paralletisirt, und wie er es wagen dürfe, in dieser grenzenlosen Ueberschwänglichkeit muthigst zu verharren:

„Nach einigen Stunden ließ der Astronom seinen Gast die Treppe zur Sternwarte sich hinaufwinden, und zuletzt auf die völlig freie Fläche eines runden, hohen Thurmes heraustreten. Die heiterste Nacht von allen Sternen leuchtend und funkelnd, umgab den Schauenden, welcher zum erstenmale das hohe Himmelsgewölbe in seiner ganzen Herrlichkeit zu erblicken glaubte. Denn im gemeinen Leben, abgerechnet die ungünstige Witterung, die uns den Glanzraum des Aethers verbirgt, hindern uns zu Hause bald Dächer und Giebel, auswärts bald Wälder und Felsen, am meisten aber

überall die innern Beunruhigungen des Gemüths, die uns alle Umsicht mehr als Nebel und Mißwetter zu verdüstern, sich hin- und herbewegen."

„Ergriffen und erstaunt hielt er sich beide Augen zu. Das Ungeheure hört auf erhaben zu seyn, es überreicht unsere Fassungskraft, es droht uns zu vernichten. Was bin ich denn gegen das All? sprach er zu seinem Geiste, wie kann ich ihm gegenüber, wie kann ich in seiner Mitte stehen? Nach einem kurzen Ueberdenken jedoch fuhr er fort: das Resultat unsers heutigen Abends löst ja auch das Räthsel gegenwärtigen Augenblicks. Wie kann sich der Mensch gegen das Unendliche stellen, als wenn er alle geistigen Kräfte, die nach vielen Seiten hingezogen werden, in seinem Innersten, Tiefsten versammelt, wenn er sich fragt: Darfst du dich in der Mitte dieser ewig lebendigen Ordnung auch nur denken, sobald sich nicht gleichfalls in dir ein herrlich Bewegtes, um einen reinen Mittelpunct kreisend hervorthut? Und selbst wenn es dir schwer würde diesen Mittelpunct in deinem Busen aufzufinden, so würdest du ihn daran erkennen, daß eine wohlwollende, wohlthätige Wirkung von ihm ausgeht und von ihm Zeugniß giebt."

Hieran wird sich am passendsten eine Stelle aus den biographischen Bekenntnissen anschließen,

wo sich der Dichter über die große Selbstständigkeit äußert, in welche den Menschen die Gottheit selbst versetzt, indem sie dessen Vertrauen, Ehrfurcht, Liebe nicht gerade immer im dringenden Augenblick erwiedert: welches Ausbleiben ihrer unmittelbaren Wirksamkeit sich damit rechtfertigt, daß sie dem Menschen ein überfließend Maaß herrlichster, zulänglicher Kräfte verlieh, in deren richtiger Benutzung bei Unverzagtheit, bei einigem Heroismus im Leiden sich Alles herstellt.

„Das gemeine Menschenschicksal, an welchem wir Alle zu tragen haben, muß denjenigen am schwersten aufliegen, deren Geisteskräfte sich früher und breiter entwickeln. Wir mögen unter dem Schutze von Eltern und Verwandten emporkommen, wir mögen uns an Geschwister und Freunde anlehnen, durch Bekannte unterhalten, durch geliebte Personen beglückt werden; so ist doch immer das Final, daß der Mensch auf sich zurückgewiesen wird, und es scheint, es habe sogar die Gottheit sich so zu dem Menschen gestellt, daß sie dessen Ehrfurcht, Zutrauen und Liebe nicht immer, wenigstens nicht gerade im dringenden Augenblick erwidern kann. Ich hatte jung genug gar oft erfahren, daß in den hülfsbedürftigsten Momenten uns zugerufen wird: „Arzt hilf dir selber!“ und wie

oft hatte ich nicht schmerzlich aufseufzen müssen: „ich trete die Kelter allein!“ Indem ich mich also nach Bestätigung der Selbstständigkeit umsah, fand ich als die sicherste Basis derselben mein productives Talent. Es verließ mich seit einigen Jahren keinen Augenblick; was ich wachend am Tage gewahr wurde, bildete sich sogar öfters Nachts in regelmäßige Träume, und wie ich die Augen aufthat, erschien mir entweder ein wunderliches neues Ganze, oder ein Theil eines schon vorhandenen. Aber auch Abends, ja tief in die Nacht konnte man von mir fordern, was man wollte; es kam nur auf eine Gelegenheit an, die einigen Charakter hatte, so war ich bereit und fertig. Wie ich nun über diese Naturgabe nachdachte und fand, daß sie mir ganz eigen angehöre und durch nichts Fremdes weder begünstigt noch gehindert werden könne, so mochte ich gern hierauf mein ganzes Daseyn in Gedanken gründen.“

Der Mensch hat demnach Unrecht, wenn er in irgend einer Rathlosigkeit sein Mißgeschick entweder Gott oder bösen Dämonen leidenschaftlich zuschreibt; ja wenn er in irgend einer anderweitigen Bedrängniß statt die Lösung des Räthsels und die Quelle des Problems in sich aufzuspüren, sie nach außen im Fremden sucht. Hierauf bezieht sich die

Aeußerung des Dichters in den Mittheilungen zur Naturwissenschaft:

„Unsere Zustände schreiben wir bald Gott, bald dem Teufel zu, und fehlen ein wie das anderemal: in uns liegt das Räthsel, die wir Ausgeburten zweier Welten sind. Mit der Farbe geht es eben so, bald sucht man sie im Licht, bald draußen im Weltall, und kann sie gerade da nicht finden, wo sie zu Hause ist.

Nachschrift.

Um mancher Leser willen dürfte eine kurze Wiederholung der Hauptmomente der vorstehenden, etwas längeren Vorlesung nicht unpassend erscheinen, die hiermit folgendermaßen gegeben sey.

Von der Vorliebe, welche unter Goethe's Werken dem Faust vorzugsweise unter nahen und fernen Zeitgenossen zu Theil geworden, wird Veranlassung genommen, einleitend zu bemerken, daß es unrecht sey, alles Verdienst eines wahrhaft großen Dichters in einem einzelnen Werke zu suchen, da dieses Verdienst vielmehr nur in der Gesammtheit der Leistungen eines großen Talents sich vollständig offenbare. Der Faust dürfe daher nicht

über irgend eines der andern vortrefflichen Werke des Dichters gesetzt werden.

Hierauf wird der Uebergang auf die verschiedenen Mißverständnisse gemacht, welche die Form und den Inhalt des Werks betreffen, so sehr dieses ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung ist. Angeführt wird namentlich A. W. v. Schlegel's Urtheil, welches den Faust für unaufführbar auf der Bühne, mithin dessen Form weit über alle theatralische Darstellung gehend erklärt: eine Behauptung, die in der neusten Zeit durch die öftern, gelungenen Aufführungen des Faust auf den besten deutschen Bühnen widerlegt worden. Eben so wird die Ansicht jenes berühmten Kritikers bestritten, welche dem Faust den sonstigen Zusammenhang in seinen verschiedenen Scenen und Theilen, also die vollkommene Einheit, abspricht, wiewohl A. W. v. Schlegel der Behandlung im Einzelnen und theilweise alle Gerechtigkeit widerfahren läßt.

In dem Inhalte haben die Meisten nur eine Darstellung des gänzlich unbefriedigenden Looses des Menschen auf dieser Welt erkannt, gleichsam also eine geheime, versteckte Anklage, daß der Mensch auf seine liebsten, besten Wünsche verzichten müsse, und ihm nichts übrig bleibe, als mit dem Niedrigen, Gemeinen sich zu begnügen. Von diesem

Standpuncte aus hat namentlich Lord Byron in seinem Manfred den Stoff und Inhalt des Faust reproducirt.

Nun wird gezeigt, wie weit entfernt Goethe in seinem Faust von einer solchen Absicht gewesen, da er vielmehr eine Theodicée, eine wahre Rechtfertigung Gottes im Sinne hatte, und zeigen wollte, wie sogar das Böse in dieser Welt nur als ein Reiz- und Weckmittel zum Guten vorhanden sey. Indem es sich nämlich der Trägheit, dem Streben nach unbedingter Ruhe des Menschen in den Weg stelle, feure es seine schlummernden Kräfte zur Thätigkeit an; oder wenn der Mensch gar keinen Widerstand, gar keine Kraft der Ermannung besitze: so räume es die unzulängliche Halbheit, Untüchtigkeit und Ohnmacht, die sich wohl gar deßhalb noch stolz bläht, aus dem Wege. In diesem Sinne sey die Einführung des Mephistopheles als bösen Princips bewirkt worden, und Faust's bloßem heftigen Anstürmen gegen das Gute, das sich jedoch nicht durch Ausdauer als wahre Virtuosität bewährt, entgegen gestellt worden.

Hierauf wird von den drei Mitteln der Behandlung, deren sich der Dichter bedient, Maaß, Humor und Vernunft gehandelt und gezeigt,

wie dem Dichter die Ausführung dadurch vollkommen gelungen.

Das Maaß wird als das schöpferische Mittel aller Kunst nachgewiesen, wodurch diese ihre Aufgabe auf die mannigfaltigste Weise vollbringt, dieses Maaß möge sich nun für das Ohr als Tact, Rhythmus, für das Auge als Composition, Gruppirung, Symmetrie, oder für den Geist als Disposition, Anordnung und Einheit darstellen.

Sodann wird vom Humor bemerkt, er sey diejenige Ansicht der Dinge, welche den gewöhnlichen Gegensatz des Hohen und Tiefen von einem noch höhern Standpuncte dergestalt überschaue, daß derselbe verschwinde. Zur Erläuterung wird beispielsweise auf den Anblick von der Koppe herab hingewiesen, in welchem das in der gewöhnlichen Ansicht zureichend Große einen lächerlichen Anstrich des Kleinen gewinne, und gegen das Uebergroße sich vernichtige. Im Faust sey nun eine solche Behandlungsart der Dinge, wo die gewöhnliche Bezeichnungsart des Hohen und Niedern einem noch höhern Standpuncte gegenüber sich gänzlich ausgleiche, und daher walte der Humor in diesem Werke Goethe's vorzugsweise vor.

Zuletzt wird ausgesprochen, daß der Dichter mit dem selbst gewagtest Erscheinenden dieser Pro-

duction als letztes Ziel und Ausgang nur die Ve
nunft vor Augen gehabt habe, um deren Vollkom
digkeit, Trefflichkeit und Ausreichendheit als höch
stes, herrlichstes Geschenk Gottes auszusprechen, da
uns, wie Compaß und Steuer das Schiff, sich
durch alle Stürme und Brandungen dieses Lebens
hindurchführt, wenn wir ihm nur getreu und ganz
folgen.

Dritte Vorlesung.

Der eigentlichen Tragödie, als erstem Theil derselben, gehr eine Zueignung, ein Vorspiel auf dem Theater, und ein Prolog im Himmel voraus.

Diese Vorgaben können gewissermaßen als poetisches Vorwort und Einleitung zu dem Nachfolgenden betrachtet werden. Daß der Dichter sie vorangehen ließ, deutet auf eine von ihm lebhafter gefühlte Nöthigung und Veranlassung hierzu hin, da er sonst von solchen Vorreden und Einleitungen kein Freund ist, sondern sie eher nutzlos findet.

Ich habe meine Ansicht im Allgemeinen über Zweck und Absicht dieser Vorgaben schon in der vorigen Vorlesung ausgesprochen. Der Dichter fühlte nämlich lebhaft, daß er sich mit diesem Werk nicht auf gewöhnlichem Boden befinde. Er hielt es daher für nützlich, sich und seinen theil-

nehmenden Freunden sowohl über die Art und Weise der Entstehung desselben, als über die dabei befolgten Maximen der Behandlung, theils in der eigentlich ästhetischen, theils in der sittlichen Ausführung, wo nicht Rechenschaft, doch einige Andeutungen zu geben. Für jenes Erstere, nämlich die Art der Entstehung ist nun die Zueignung, für jedes der beiden Andern aber, nämlich die ästhetische und sittliche Behandlungsweise, das Vorspiel und der Prolog bestimmt.

Die Zueignung setzt das eigene wundersame Verhältniß des Dichters zu seinem Gedicht auseinander.

Die erste Strophe entdeckt uns, daß das Gedicht zu den frühsten Conceptionen des Dichters gehört, und deutet auf das Eigene, Seltsame, Magische, Phantastische, Dämonische des Stoffs hin.

Die zweite Strophe enthüllt uns, welchen großen gemüthlichen Werth dieser Stoff für den Dichter habe. Werthe, theure Erinnerungen aus seiner Jugendzeit knüpfen sich daran. Das Liebste aus derselben hat sich damit verschlungen, erste Liebe und Freundschaft, der erste Schmerz des Lebens, die Klage über seinen wunderbar labyrinthischen Lauf, über das Verschwinden schöner Stun-

den und über die Täuschungen guter Menschen, welche sich den lockenden Versprechungen des Lebens hingaben, kommen mit herauf.

Diese rührende Betrachtung wird in der dritten Strophe fortgesetzt, indem der Dichter sich zu dem Geständniß genöthigt sieht, daß auch sein Gedicht in seiner Vollendung nicht mehr den Seelen vernehmbar ist, denen er die ersten Gesänge desselben sang. Auch hier hat das Leben dem ersten herrlichen Antriebe nicht Wort gehalten, und nur seine zerstreuende, verzettelnde Macht bewiesen. Denn der größere Theil der Freunde, welche sich an den Anfängen, an den Ursprüngen des Gedichts erfreuten, ist gestorben; die etwa noch leben, irren in der Welt jetzt zerstreut umher. So sieht sich der Dichter genöthigt, einer ganz fremden, neuen Generation sein Gedicht mitzutheilen. Der Beifall selbst, den dasselbe finden könnte, verursacht seinem Herzen Bangigkeit, nachdem es nunmehr aus jenem ersten traulichen Kreise heraustritt.

Und so ergreift ihn eine wunderbare Rührung, ein längst entwöhntes Sehnen nach dieser verschwundenen herrlichen Jugendzeit, nach den Freunden, Freuden und allen Gestalten derselben, die nun für ihn gleichsam ein ernstes, abgeschiedenes Gei-

sterreich bilden. Die vierte Strophe zeigt uns, wie diese Rührung den Dichter so erschüttert, daß jene Gesangweise des Gedichts, jener früheste Ton desselben, mächtig in ihm aufbricht. Er fühlt sich so unwiderstehlich zu dem Stoff hingezogen, daß er für denselben seine Laute neu stimmt, und durch diese seltsame Vergegenwärtigung des Verschwundenen seiner jetzigen Gegenwart und Wirklichkeit ganz entrückt wird.

Der Dichter bekennt uns also in der Zueignung auf eine ungemein anmuthig zarte Weise, welchen großen Werth in persönlicher Beziehung dieser Stoff für ihn habe. Er drückt dabei leise Besorgnisse aus, wie er seiner wundersamen Eigenthümlichkeit wegen fürchte, ihn einem großen, unbekannten Publikum zu übergeben. Er sagt uns, daß er in seiner zarten Anhänglichkeit an denselben, nur die besten Stunden seines Lebens auf die Ausbildung dieses Gedichts verwendet hat. Nur in der allergemüthlichsten Stimmung, gleichsam wenn sein Lied geisterhaft zum Säuseln und Lispeln der Aeolsharfe sich erhoben, habe er es gewagt, das Gedicht abzurunden, und er habe sich auf diese Weise dabei jedesmal über seine ganze Gegenwart und Wirklichkeit erhoben gesehen.

Hierin liegt eine Andeutung, daß nur derjenige, welcher auf gleiche Weise Alles um sich her zu vergessen vermag, und sich in ganz freier, heiterer, gemüthlich harmonischer Stimmung befindet, im Stande seyn werde, in den zarten Hauch dieser Schöpfung ganz einzudringen, und den Vollgenuß derselben zu haben. Auch wir also haben alle Ursache beim Lesen oder Anhören dieses Gedichts von allem Fremdartigen uns zu entbinden.

Wie uns nun aber der Dichter in der Zueignung sein persönliches Verhältniß zu dem Gedichte angiebt, wie er uns nicht verhehlt, daß er sich nur durch eine Selbstüberhebung, ein Selbstvergessen den Stoff ganz angeeignet: so stellt uns das Vorspiel auf dem Theater das Verhältniß dar, in welchem sich der Dichter mit seiner Arbeit zur Außen- und namentlich zur Bühnenwelt erblickt. In dem Wechselgespräch dreier Personen, des Theaterdirectors, des Dichters und der lustigen Person, wird uns nach und nach bekannt, was sich als die Hauptsache dieses Verhältnisses ergiebt.

Der Theaterdirector fordert von dem Dichter ein neues Stück, und zwar ein solches, das ihm die Kasse tüchtig fülle. Er giebt zwar die

Schwierigkeit zu, den übersättigten Geschmack des Publikums in einer reichen Literaturperiode zu befriedigen oder neu zu reizen, indessen wäre es zum Glück an das Beste nicht gewöhnt. Es könne daher bei der gierigen Schaulust der Menge dem Dichter gar nicht fehlen, wenn er sich nur etwas füge und bequeme, durch irgend etwas Seltsames den gewünschten Effect, der die Menge zahlreichst herbeilocke, hervor zu bringen. Möge es der Dichter dießmal thun!

Nur mit Unwillen vernimmt der Dichter diese Zumuthung, bloß für die Forderungen der Menge zu arbeiten; er erklärt, daß nur in der stillen Einsamkeit, fern von allem Weltgewühl, oft nach jahrelangem, liebevollen Bemühen, das ächte Kunstwerk gelinge, das seinen Ruhm begründen und ihn auf die Nachwelt bringen könne, an die er einzig denke.

Da entgegnet die lustige Person, daß sie von Nachwelt nichts hören wolle. Die Mitwelt sey doch auch etwas werth. Sie durch einen Spaß aufzuheitern, sey auch ein Verdienst, und in einem großen Kreise gelinge das gerade am besten, allzumal, wenn man Vernunft mit etwas Narrheit gemischt hören lasse.

Der Theaterdirector giebt einfallend zu be-

denken, daß ein großes Kunstbemühn gerade auf der Bühne immer umsonst sey. Es helfe nichts, ein Ganzes, nach allen seinen Regeln der Kunst gefertigt, darzubringen, das Publikum pflege es doch nur zu zerstückeln. Daher rathe er gleich ein Stück in Stücken, abgesehen von allen höhern Kunstforderungen, zu geben. So ein Ragout von Allerlei mache allein Glück. Die Masse könne nur durch Masse bezwungen werden, und wer ihr das Meiste gebe, sey ihr Mann.

Der Dichter ermangelt nicht seinen Verdruß über diese dargelegten Grundsätze zu äußern, die er Maximen eines schlechten Handwerks und der Pfuscherei nennt.

Inzwischen läßt sich der Theaterdirector, der sein Terrain zu kennen glaubt, dadurch nicht irre machen. Er fordert den Dichter auf, sein Publikum nur näher zu mustern, und den Zweck genauer zu betrachten, weßhalb man im Theater zusammen komme. Da sey es wahrhaftig der Zweck hoher, erhabener Kunst am wenigsten, dem man eine große Aufmerksamkeit gönne. Er solle nur z. B. auf die liebenswürdigen Schauspielerinnen sehen, die ohne Gage in Parterre und Loge mitspielten, und auf die übrige Gönnerschaft, die halb kalt, halb roh, das Theater nur für einen

Zwischenzeitvertreib betrachte, um nach dem Schauspiel bei Spiel und Trunk und noch etwas Schlummern die wahre Ergötzung zu finden.

Der Dichter geräth außer sich über die so schaal und gemein dargelegte Ansicht des Werthes und Wesens seines Wirkens und Bemühens. Sey er es nicht, dem die Natur die höchsten Rechte, die schönsten Gaben, das herrlichste Gefühl des Einklangs und Maaßes von Allem in dieser Welt verliehen? Wer sey es, der den Olymp selbst erbaue und Götter in göttlichem Entzücken eine? Nur des Dichters Kraft im Menschen offenbart! Nie werde er daher für einen so frevelntlichen Zweck seine gottverliehene Kraft verscherzen.

Da meint die lustige Person, wenn er sich seiner Kraft so sehr rühme: so könne er sie doch wohl für einen lustigen, heitern Zweck am ersten verwenden. Er solle sein dichterisches Geschäft wie ein Liebesabentheuer ansehen. Man finde sich zufällig zusammen, und denke sich zuerst nicht viel dabei, und werde am Ende artig verflochten. Die Darstellung von menschlichen, von Lebensinteressen verfehle nie ihre Wirkung; und das sey ja eben das Schönste in der Sache, daß man mit mäßigem Aufwande durch Bilder von weni-

ger Klarheit, viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit die erbaulichste Wirkung hervorrufen könne. Die Jugend allzumal habe man immer auf seiner Seite, und Jeder, wer noch nicht fertig sey, sich am Schwung und am Scheine freue, werde sich dankbar erweisen.

Der Dichter entgegnet hierauf, diese Zeit des Werdens, wo er sich selbst am Scheine mehr als an der Wahrheit ergötzt, wo er die frische Lust am Irrthum gefunden, sey für ihn mit seiner Jugend längst vorüber.

Desto besser, erwiedert die lustige Person, sey dieß für den vorliegenden Fall. Wenn die Kräfte der Jugend jedem realen wirklichen Lebensgenuß und seinem Verbrauch gehörten: so sey es das schöne Vorrecht des Dichters in seinem Alter auf einem idealen Wege weisheitsvoll die Jugend zurückzurufen und uns auf besonnene Weise ihre Freuden, ihren Werth, der in der eigentlichen Jugendzeit nur thöricht und unbesonnen verrauche, nochmals empfinden zu lassen. Das Alter mache nicht kindisch, sondern reife uns zu wahren Kindern.

Der Theaterdirector erinnert nun die beiden Herren daran, daß weise Reden nichts nützten, wenn nicht Thaten sich hinzugesellten. Sie soll-

ten, was sie hier so hübsch anzugeben wüßten, auszuführen suchen. Von Stimmung zu reden, wenn man die Gelegenheit nicht beim Schopfe ergreife, sey eitel. Wer sich für einen Poeten ausgebe, möge auch die Poesie kommandiren. Und so kündigt er denn schließlich das aufzuführende Stück, nachdem über das Was und Wie genugsam verhandelt worden, durch den Apparat an, der dazu verbraucht werden soll, und durch die seltsame Tendenz desselben, indem es den Zuschauer nicht weniger als vom Himmel durch die Welt zur Hölle führen werde.

Es sey mir erlaubt zu dieser Exposition des Inhalts des Vorspiels einige Betrachtungen hinzuzufügen.

21. Wenn uns der Dichter in der Zueignung gesteht, wie er in seinem eigenen Innern Alles zu beseitigen gesucht, was dem zarten Wesen und Sinne seiner Schöpfung entgegen stehen konnte, ja wie er in diesem Sinne, um das seltsame Gedicht zur Wirklichkeit zu fördern, sein Selbst von sich habe zurücktreten lassen, so fand er sich in einen noch größern Kampf nach außen versetzt, indem das Werk in dramatischer Form auftretend, ursprünglich damit ein Verhältniß gegen die Bühne annahm. Nun waren allerdings hier zwei

Fälle sofort möglich, um allen Schwierigkeiten auszuweichen. Einmal konnte nämlich der Dichter, ganz unbekümmert um alles Bühnenwesen und jede Bestimmung für die Bühne sich seinem eigensten Impulse ohne Weiteres hingeben, das Gedicht sogar außer aller dramatischen Form halten; oder zweitens konnte er überhaupt ein regelmäßiges Theaterstück schreiben. Zu beiden hatte jedoch der Dichter nicht recht zureichenden Grund. Einmal gehörte nämlich der Stoff schon ursprünglich als Puppen-, als Marionettenspiel, wenn auch einer noch rohen, unausgebildeten Bühne an; dann aber war gerade eine gewisse kühne, ja wilde dramatische Behandlung demselben durchaus zusagend. Wenn nun aber der Dichter überhaupt mehr dem Menschen als dem Künstler und Dichter zu Liebe den wunderbaren Stoff des Faust ursprünglich festhalten mochte, worauf die große Rührung der Stimmung in der Zueignung, das Hinwegsehen über die spätere, doch wohl gebildetere und geistig höher stehende Wirklichkeit führt: warum sollte er sich nicht entschließen, dem Geschmack seines Zeitalters in Absicht auf das Theater etwas damit zu Gefallen zu thun? Freilich war dabei Einiges zu bedenken: das grundgemeine, eigentlich verderbte Verhältniß des Thea-

kers und die höchsten, ideellen Forderungen eines reinen Künstlerbemühens! Wie hier nun durchzukommen, ohne dem Gemeinen zu huldigen, und dem Ideellen zu vergeben? Der Dichter hat das glückliche Auskunftsmittel in dem gefunden, was er seine lustige Person sagen läßt. Gemeines nämlich, humoristisch behandelt, erhebt sich zur Idealität, und so gehen eben so für Kunst als für Leben die behaglichsten, wenn auch nicht gerade höchsten und reinsten Wirkungen hervor, wenn wir uns klug zwischen der realen und idealen Welt im Schweben zu erhalten wissen. Ueberhaupt kommt ja die Idee nie unbedingt und ganz rein zur Erscheinung. Wir müssen sie immer aus einer gewissen Verhüllung heraus finden, und uns an eine Vertheilung, an einen Gegensatz, selbst Widerspruch dabei gewöhnen. Und so rechtfertigt der Dichter diese Ansichtsweise zuletzt im Prolog auf sittlich höchste Weise, indem er zeigt, daß wir uns eine unendliche Gottheit nicht ohne begrenzte, endliche Geister, und diese wiederum nicht ohne einen Gegensatz, ohne eine Vertheilung in gute und böse Geister, in Engel und Teufel, das Universum nicht ohne eine Theilung von Sonne und Erde, Licht und Finsterniß u. s. w. denken können. Wer daher der Idee

so recht Meister ist, hat am wenigsten den Gegensatz und die Vermittelung desselben zu verschmähen. Gerade eine treue Beobachtung des Wirklichsten wird ihn belehren müssen, daß die Idee als Höchstes am wenigsten vornehm ist, den Kampf mit dem Niedrigsten zu bestehen, und von ihm zu einem geistigsten, ja übergeistigen Gipfel sich empor zu arbeiten. Denn was Anderes ist es denn, wenn wir in der Erscheinungswelt die Wesen vom Wurm, und noch tiefer hinab vom Stein und Metall bis zum Cherub und Seraph hinauf unterscheiden, als lediglich die Idee, welche Glied auf Glied einfugend, diese große Wesenkette verschlingt, die von der Erde zum Himmel, von der Natur in die höchste Geisterwelt, vom Endlichen ins Unendliche hinein reicht? Und so hat auch der große Künstler und Dichter als Meister in der Idee nicht Ursache, den Gegensatz, die Vertheilung, den stärksten Contrast zu fliehen, wo er sich ihm durch Gelegenheit darbietet. Seine Aufgabe ist vielmehr ebenfalls, Niedriges, Gemeines einem Hohen, Würdigen entgegen zu führen, und damit zu vermitteln. Auf solche Weise wird sich das Verfahren des Dichters nur Beifall und Lob in der Art und Weise erwerben können, wie er diese Vermittelung im Vorspiel auf dem Theater

für die ästhetische Behandlung andeutet, im Prolog im Himmel aber für die höchsten Fälle hinzeichnet und zur Anschauung bringt. In beiden Fällen ist es ausgesprochen, daß der Künstler so wie der Mensch dem Widerspruch, dem Gegensatze nicht immer sich entziehen könne, daß es aber allemal in seiner Macht stehe, von beiden, wenn keinen andern, doch einen heitern, besänftigenden Gebrauch zu machen, so daß nie das ganz Niedere zu einer absoluten Herrschaft gelangt, noch Hohes, Ideelles jemals ganz abgewiesen und unterdrückt werden kann. Und so beruht ja die ganze Eigenthümlichkeit des Faust als Gedicht in seiner Hauptwirkung darin, daß ein Hohes durch den Gegensatz eines Geringern abgedämpft, seine blendende Gewalt gemildert; ein Niederes, Gemeines dagegen durch das Hohe gemäßigt und gesteigert erscheint. Im Prolog im Himmel zieht wie von der höchsten, erhabensten Spitze des Werks dieser Eindruck durch alle einzelnen, selbst niedrigsten Scenen sich hindurch. Und so treten wir zuletzt unmittelbar in dieses Heiligthum der Dichtung und ihrer Idee ein.

Ich gebe sehr gern zu, daß es nur meine individuelle Ansicht ist; indessen will ich nicht verschweigen, daß ich den Prolog zu dem Erha-

besten zähle, was die deutsche Poesie besitzt. So Großes, mit wenigen Mitteln zur dichterischen Anschauung gebracht, findet sich nirgends. Wenn uns unsere Philosophen eine Hauptansicht vom Universum und von den Verhältnissen unserer Erde zu demselben, und dann von dem Loose und der Aufgabe des Menschen geben wollen: welcher bändereichen Auseinandersetzungen bedarf es nicht, in die schrecklichsten Worte und Phrasen gehüllt, um damit doch eigentlich nichts oder nicht viel zu sagen.

Der Dichter dagegen überliefert uns den tiefsinnigsten Gedanken an unsere Vernunft, belebt unsere Einbildungskraft dabei, setzt alle unsere Sinne in ein freies Spiel, und wir nehmen mit allen unsern Kräften Theil.

Es ist ein Blick in jene große Haushaltung des Himmels und der Erde, den uns der Dichter bereitet hat. Es ist eine Art von Gerichtstag, wo Rechenschaft abgelegt und Musterung gehalten wird, ob noch Alles sich in seiner anerschaffenen Ordnung befinde.

Es ist eine Musterschau eines Theils des Unermeßlichen, nur eines Theils, aber er ist groß und unübersehlich. Und für uns ist es der wichtigste: denn es gilt unsere Welt, ihre Sonne und

Erde. Das ganze Chor der himmlischen Heerschaaren und der Dämonen jeglicher Art ist dabei versammelt: denn, wo der Herr sich naht, ist immer das ganze Universum und seine Fülle und Tiefe zugegen.

Wie bescheiden und gemäßigt aber zeigt sich der Dichter, indem er uns das Ganze nur an einem Theil entwickelt, und sich nur das nimmt, was ihn und uns angeht.

Hieran zeigt sich des Menschen, des schaffenden Genius Meisterschaft und Kunst. Denn in der Regel kümmert sich der Mensch nur um das, was für ihn nicht kümmerhaft ist, und daraus entspringt für ihn das Unerreichbare, das ihn zu einer Anklage des Lebens treibt.

Ein unaussprechliches Gefühl aber von Dauer, Sicherheit und Vollkommenheit entspringt für uns, indem Raphael, der oberste der Fürsten seliger Geister, verkündigt, daß die Sonne in ihrer herrlichen Majestät, wie vom Anbeginn, so fort und fort in dem großen Weltbestreben ihren königlichen Rang unter ihres Gleichen behauptet. Es ist nur ein einziger, großer, prachtvoller Anblick, aber er ist unbeschreiblich seinem Eindruck und unermeßlich seiner Wirkung nach. Darum nur ein kurzes, kräftiges, rasches Verkünden und dann Verstummen!

Schon näher, mittheilsamer und beredter finden wir uns erregt, wenn Gabriel, der zweite im Range der Fürsten himmlischer Heerschaaren, der Erde wundersames Wesen beschreibt. Auch hier ist Alles nach vom ersten Schöpfungstage und von Paradieseszeiten her in derselben Lage. Nicht so königlich und groß, durch Einheit und Ruhe, als die Sonne, zieht sie durch wunderbare Zweiheit des geheimnißvollsten Wechsels an. Hier ist es, wo sich Licht und Finsterniß als zwei getheilte und doch einheitsvolle Urkräfte der Schöpfung, geheimnißvoll begegnen, und dort den eigensten Mittelzustand für alle Wesenheiten bedingen, die sich bald nach der einen, bald nach der andern Seite hinüber ringen. Hier ist Element dem Element entgegengesetzt, das Land dem Meer, der Grund der Tiefe. Doch, wie auch jedes drängt und allbeherrschend aus seinem Kreise hervor zu brechen droht, es wird fortgerissen in ewig schnellem Sphärenlauf.

Und mit solchem Gefühl vollkommenster Beherrschung und sicherer Bändigung vernehmen wir es, wenn Michael, der dritte der Fürsten und durch Gefühl und Theilnahme uns der nächste, voll seliger Ruhe und mit seines englischen Mundes Einklange den dort brausenden Schöpfungs-

ſturm uns ahnungsvoll hören läßt. Den verheerenden Wetterſchlag und das Flammen des blitzenden Verderbens vermeldet er noch. Doch gleich gewandt zu harmoniſch ſanftem Verkünden verſtummt ſein Mund. Weiter reicht das Wort eines Engels nicht.

Herrliches, Mächtiges, Wunderſames, von Ewigkeit her in ungetrübter Geſetzlichkeit Fortdauerndes, höchſt klar und einfach, und doch wunderſam tief, unergründlich und unerſchöpflich ſich Darſtellendes iſt der würdige und allein paſſende Gedanke himmliſcher Geiſter. Alles Andere iſt nicht für ſie, und es gehört, um es zu deuten, zu verkündigen, einer andern Seite von Geiſtern an.

Die Herrlichkeit des Herrn ſoll ſich uns ganz zeigen. Der Schöpfungsbereiche ſind eben ſo viele als verſchiedenartige. Das All wäre nicht das All, trüge es nur Geiſter von einerlei Art. Nicht bloß Engel und Götterſöhne rief ſein Schöpfungswort ins Daſeyn, ſondern auch Dämonen.

Hier tritt nun alsbald einer nach ſeiner Weiſe auf, und fängt in einem ganz verſchiedenen Sinne den Bericht an. Von alle dem, was wir bisher vernommen, weiß er nichts zu ſagen.

Und, wenn er ſich ſogleich als Teufel produ-

cirt, so erzittere und erbebe deßhalb Niemand, noch segne er sich, daß ein Wesen, welches wir sonst nur als niedrigstes, verworfenstes nennen hören, es wagen darf, in diese reine Versammlung und vor seines Urhebers Antlitz zu treten. Der Dichter läßt es geschehen und ganz wohlgemuth.

Diese Kühnheit lehre uns, daß, was man sich sonst von ihm erzählt, nach des Dichters Absicht eine Fabel ist, oder doch ein falscher, ungereimter Begriff. Wahrhaft Gutes fällt nicht von sich ab, wie Böses von seiner Art nicht weicht. Wir sollen ihn daher als einen solchen nehmen, der sich im Guten nur verstellt, der nicht liebt, damit zu prahlen, der so scharfes Auge hat, daß, wenn sich etwas Falsches irgendwo versteckt, er es sogleich entdeckt, und zu seiner Schmach hervorzerrt. Nur darin ist er Teufel und bis zur Verruchtheit boshaft und unergründlich, daß er die Halbheit, die Schwäche, die Unmacht, die Schiefheit, die sich für Stärke giebt, nicht leiden kann, und es bricht sein Genie und seine Erfindungskraft erstaunenswerth hervor, und er macht das halbe Wesen, die Falschheit auf ihres Urhebers Haupt rückgängig. Und so erkennen wir schon hieraus, es gehöre nicht gemeine Geisteskraft,

noch gewöhnlicher Wille dazu, um sich zum Hüter einer Welt in diesem Sinne aufzuwerfen.

Weil er übers Schwache und sich ohnmächtig Blähende wacht, so wundere es uns nicht, daß er in der Schöpfung nur Schlechtes zu verkünden weiß. Und hier ist es vor Allem der Mensch, der seine volle Unzufriedenheit erregt, und ihn fast ermüdet. Er stellt sich nach seiner Meinung so jammervoll, so schlecht und dumm dar, daß es fast für einen Teufel der Mühe nicht verlohnt, ihn zu plagen. Und doch ist des Menschen Anspruch so hoch und groß, daß er es wagt, sich für den kleinen Gott dieser Welt auszugeben.

Der Herr kommt durch die geläufige Anklage, wie wir etwa fürchten mögen, nicht in Verlegenheit. Sie überrascht ihn nicht! Er giebt sogar das Meiste von des Menschen Schwäche zu: denn, wie er verkündet, bestellte er ihn so, daß er mehr eine Prüfung auf der Erde bestehen sollte, ob er Hoffnung geben werde, sich des Höchsten würdig zu erweisen, das ihn schon hier als Blüte und Frucht erwartet, so selten er es auch erreicht. Und so gab er ihm in seiner Langmuth den hohen Begriff, die hohe Meinung von sich gern dazu: denn, wer anfangs wenig ist, bedarf ihrer am meisten, sonst würde er über seine Armseligkeit ver-

zweifeln müssen. Und so ist gleichwohl bei aller seiner Schwäche des Menschen Art so eingerichtet, daß in ihm im tiefsten Grunde doch ein köstliches Gut göttlicher Art ruht. Dieß vermag er durch alle Stürme, alle Verwirrung und Leidenschaft nicht zu verlieren, wenn er nur wieder auf sich Acht giebt, und selbst ein Teufel, wie sehr er auch seine Qual und Angst verstärke und anfache, wird es ihm nicht entreissen.

Darauf nimmt der Herr des Dämons Wette selbst an, so viel er sich auch vertraut, so wahr er sonst spricht, doch versteht sich nur den Menschen betreffend, den nicht eigener, absichtlich böser Wille, sondern nur ein überktes Thun des Guten zum Irrthum fortriß. Und es ist Faust, des Herrn Knecht, voll hohen und tiefen Bestrebens, an dem es klar werden soll, ob der Herr oder der Teufel wahrer zu reden vermag, und wer von beiden der gründlichere Kenner von eines Menschen hohem Geist und Herzen sey.

Und so zeigt denn der Dichter zu unserer vollkommensten Beruhigung, wenn es auch ein großes, wichtiges und nothwendiges Geschäft auf Erden seyn sollte, das Verkehrte scharf zu beachten und ihm durch Erfindung und Schärfe des Geistes so-

fort entgegen zu wirken, ja durch Verwirrniß und Drangsal im Menschen, der allzubald erschlafft, den Reiz zu neuer Thätigkeit und höherer, würdigerer Anstrengung zu erwecken, daß der Herr es doch für das Vorzüglichere, Edlere und nur ganz Begnügende erklärt, wenn wir zu dauernden Gedanken, was in schwankender Erscheinung schwebt, mit der Liebe Umfassung zu einen suchen. Darin zeigt sich die ächte Götternatur seiner Söhne im Himmel und auf Erden.

Schließlich ist noch zu bemerken, daß in der Art, wie der Dichter seinen Mephistopheles einführt, sich allerdings ein bedeutender Unterschied in Behandlung des bösen Princips gegen andere Dichter zeigt, z. B. gegen Klopstock, Milton und selbst noch gegen Lord Byron's neuerliche Einführung des Satan in seinem Kain.

Es ist fast herkömmlich, nur an die eine Seite der biblischen Ueberlieferung sich zu halten, wornach Satan, als ein durch Stolz und Hochmuth gefallener Engel des Lichts sich zeigt, der die herrliche Schöpfung des obersten Gottes zu zerstören unternimmt.

Dagegen hat sich unser Dichter mehr an die andere Seite der Ueberlieferung angeschlossen, deren Grundlage das Buch Hiob ist, wornach Sa-

tan oder der Teufel zum Hofgesinde des Herrn gehört, nicht wider des letztern Willen böse, etwa aus Empörung gegen ihn, sondern nach seiner anerschaffenen Weise dazu bestellt und bevollmächtigt, ein kräftiger Versucher, auch Peiniger nach Lage der Dinge untergeordneter Geister, wie z. B. des Menschen, zu seyn, die in ihrem Wollen noch nicht sicher, zwischen dem Entgegengesetzten fort und fort schwanken.

Dadurch allein hat der Dichter seinen Satan dem Nachtheil der Subalternität, wornach er eigentlich keine poetische Figur *) ist, entrissen, und ihn auf die höhere, mit Dichtung und Vernunft mehr übereinstimmende Stufe gestellt, indem er nun nicht als Zerstörer des herrlichen Schöpfungswerks eines obern Wesens, sondern als Förderer und Mehrerer desselben in seinem Theile und der ihm zugemessenen Art erscheint. Hierdurch ist er würdig, wenn auch in seinem Thun beschränkt, und uns darin nicht so anmuthend, im Chor der andern himmlischen Geister aufzutreten, und einen Rang neben den Cherubs sich anzumaßen.

Daß er nun aber in solchem Range eine nicht

*) Vergl. Goethe's Werke Bd. XIX. S. 315. zweite Cotta'sche Ausgabe.

unwichtige Rolle spielt, davon wird uns in den folgenden Abschnitten des Gedichts ausführlichere Auskunft gegeben, indem uns fast an allen Lebenszuständen des Menschen gezeigt wird, wo, wann und wie er eintritt, so daß es fast scheint, als könne ohne den Bösen, ohne seine Mitwirkung, der Lebenskreis sich nicht vollenden, nicht abschließen.

An Vorstehendes mögen sich noch folgende Bemerkungen anschließen.

Dem aufmerksamen Leser wird wohl aus der gegebenen Uebersicht des Prologs bereits die Art bemerklich geworden seyn, wie der Dichter habe wagen dürfen, den Herrn des Weltalls einzuführen.

Es geschieht dadurch, indem Alles vorausgeht, was die Anwesenheit des Herrn ankündigt, ehe er selbst erscheint. Die Wunderbarkeit des Alls wird für uns dergestalt zur Anschauung gebracht, und der Begriff davon in uns vollendet, daß wir längst fühlen, auf welchem Schauplatze wir sind, ehe der Herr das Wort nimmt.

Drei der höchsten Geister treten zuerst hervor, und äußern in einer Hymne ihr Entzücken über die Herrlichkeit des Weltalls, das in Himmelsklarheit vor ihnen ausgebreitet liegt. In einer

gewissen Abstufung verkündigen sie hintereinander) was jedem nach seiner Eigenthümlichkeit das Bemerkenswertheste erscheint.

Raphael, der höchste, reinste Geist des Alls, wählt sich das ganz Einige und Klare der Schöpfung. Der Sonne Majestät und Ruhe bei höchster Fortbewegung derselben, ist der Gegenstand seiner Bewunderung. Ungetheilt und allein vollbringt er die hohe Feier.

Sodann beschreiben nach einander getheilt Gabriel und Michael, die Himmelsfürsten, das Wechselvollste, schnell Bewegteste, das bei aller Unruhe in sich auf einem seltsam andern Wege nach Einheit, Ganzheit, Harmonie strebt, und um den großen Lichtkörper nacheifernd fortstürmt. Sie beschreiben mit einem Worte der Erde Herrlichkeit und eigenthümliches Wesen, und zwar dergestalt, daß Gabriel das Allgemeine dieser Herrlichkeit verkündigt, Michael aber bis an die äußerste Grenze dessen geht, was sich in einem harmonischen Schauen noch zusammen fassen läßt, ohne dessen Auseinandergehen zu bewirken.

Nun sind alle höchsten Contraste hervorgerufen, wie sie sich durch Einheit zum Ganzen zusammengehalten darstellen, theils ursprünglich in sich, theils in gegenseitigem Bestreben darnach. Es

fehlt nur noch, damit diese großartige Ansicht überboten, die Erwartung abermals gesteigert werde, der Widerspruch, der sich von allem jenen vollkommen absondert.

Sein Eintreten führt eigentlich den geheimnißvollsten, räthselhaftesten Punct in dieser Darstellung herbei, wodurch das Universum sich wirklich unbegreiflich und die Macht des Herrn unergründlich darstellt.

Wie sollen wir es begreiflich finden, daß Mephistopheles abgesondert für sich, aller jener Herrlichkeit gegenüber, nur Schlimmes, Tadelnswerthes zu verkündigen anfängt? Doch, wenn dieß wunderbar und seltsam ist, so ist noch seltsamer und unerklärlicher die Art von Ruhe und Milde, mit welcher der Herr dem höhnenden Vortrage zuhört, als wäre es erst der rechte Lobgesang, ohne entferntest Mißfallen und Unwillen zu zeigen. Ja es scheint, als stehe der Schalk in einer Art besonderer Gunst, als erfreute der Herr sich des Räthsels, das er mit des Schalkes Erscheinung den vernünftigen, seligen Geistern vorführt.

Doch er, der das Räthsel herbeigeführt, löst es auch.

Das All ist nur das All des Herrn, indem er Jedem nach seiner Weise darin sein Daseyn ver-

gönnt, und Lebendes, Seyendes, Wirkendes, Strebendes sich in jeden Richtungen darin bewegt. Daraus folgt von selbst, daß das All als solches nur beschränkt und unvollkommen wäre, wenn es nur Cherubs und keine satanischen Geister enthielte, die in verneinendem Gegenbestreben sich gefallen.

Doch außer dieser allgemeinen Nothwendigkeit des Daseyns der letztern, damit das All als wahrhaftes All sich wirklich darstelle, rechtfertigt der Herr zugleich ihre besondere Nützlichkeit: denn das All von oben her betrachtet, Alles schon im Seyn genommen, wie es sich den höchsten Geistern als vollendet darstellt, hat im Umkreis des Werdens, des Entstehens diese Vollendung noch nicht, sondern nur das Ringen darnach. Das Werden ist daher seiner Vollkommenheit, indem es eben erst darnach ringt, nicht so ganz mächtig, wie das Seyn, d. h. wie Alles, was nicht erst zu werden und zwar vollkommen zu werden braucht, sondern schon vollkommen ist, wie der Engel, der Cherub. Hier thut nun in diesem Umkreise des Werdens, des Entstehens die Nachhülfe und ein kräftiger Sporn Noth, die dämmernde, nachlassende Kraft anzureizen. Dazu aber wirken denn jene Dämonen, jene satanischen Naturen, die den Widerspruch

leben und damit einer ewigen Unruhe, Beweglichkeit und Rastlosigkeit sich erfreuen. Auch der Mensch gehört in den Umkreis des Werdens, des Entstehens: er hat das Vollkommene noch nicht, sondern er strebt darnach. Mithin bedarf er bei dem hohen Ziel, für das ihn der Herr bestimmt, da er bei allem guten Willen nur zu leicht erschlafft, am meisten eines kräftigen Sporns und Weckers. Der Herr konnte, durfte ihn daher jeder feindlichen Gegenwirkung nicht schon durchaus entziehen. Wenn ihn daher Satan beunruhigt, neckt, verwirrt, ja empfindlich geisselt: so denke er nur an jenes alte Wort, daß der Herr denjenigen, wen er am meisten züchtigt, am gründlichsten liebt, und daß auch hiermit nur für sein Heil, für sein Bestes gesorgt sey.

Vierte Vorlesung.

Die erste Scene, womit die eigentliche Tragödie eröffnet wird, führt uns in Faust's gothisches Studirzimmer. Es ist Nacht, die Zeit der eigentlichen Ruhe für Alles, was den Tag kräftig verlebt. Wir aber finden unsern Mann schlaflos, wach, unruhig auf seinem Sessel vor dem Pult, in sich dumpf eingeengt, zu dem wunderlichsten Unternehmen sich vorbereitend, oder sich vielmehr gewaltsam dazu entschließend.

Was nun von solcher Unruhe zu so ungewöhnlicher Zeit Veranlassung sey, darüber giebt uns der anhebende Monolog bald Aufschluß.

Wir haben einen Mann vor uns, der sich in allen Wissenschaften versucht hat. Er hat sich in allen Facultäten umgesehen, ist mit den höchsten gelehrten Würden geschmückt worden, heißt Magister und Doctor gar, und gilt nach gewöhnlichem Sinne für einen hocherfahrnen Lehrer und

Meister, den man von nah und fern aufsucht und bewundert.

Indeß muß er sich bekennen, daß er eigentlich nichts weiß, daß er vergebens alle Schätze des Wissens aufgehäuft, und daß er das, wornach er sich innigst gesehnt, nur umsonst mit höchstem Bemühen gesucht.

Da liegt nur ein Weg noch vor ihm unbetreten. Es ist der Weg der Magie und Zauberei.

Er fühlet wohl, wie bedenklich und gefahrvoll dieser Weg für ihn in jedem Sinne sey. Doch alles Ordentliche hat er schon erschöpft, ein ganzes Leben uneigennützig daran gesetzt — er steht hoffnungslos und arm da, nur der Trieb nach höherer Forschung ist ihm geblieben und ein dunkles Wahrheitsgefühl, das durch den Hochmuth und Wust des gewöhnlichen Wissens sich nicht abfinden lassen wollte.

Soll er so die letzte Möglichkeit schwinden lassen, weil es ihm an Kühnheit und muthiger Entäußerung von einem Vorurtheil gebricht? — Jedes Vorurtheil hat er längst ablegen müssen, und vor Allem das, was der Grund von seinem Elend ist, daß die hochgerühmte Wissenschaft seiner Zeit etwas mehr und Besseres als Wahn und Trug sey! Was kommt es ihm darauf an, ob er zu dem schon

Vergeblichen noch ein neues Wagniß, vielleicht eben so vergeblich fügt? Und die Versuchung ist groß, mit einem Schlage vielleicht zu gewinnen, was Jahre in heißem Ringen bisher umsonst erzielten.

Da sehen wir ihn denn mit einem Band eines Meisters in magischen Künsten in der Hand! Wie verführerisch lockt es ihn, indem ihm die schwarze Kunst verspricht, die verborgene Seite aller Dinge aufzuschließen, ihn schauen zu lassen alle Wirkenskraft und Samen, und ihn von allem bloßen Wort und Phrase, die ihn ängstigen, zu befreien.

Zwar das All, den Makrokosmus, auf diese Weise zu erfassen, verzichtet er. Er ist nur Mensch, fühlet menschlich, und deßwegen will er nur Menschliches. Diese Erde liegt ihm einzig nah. Ihr Ganzes aber wünscht er nun um so inniger zu erkennen, es wo möglich ganz zu durchdringen und zu erschöpfen.

Da spricht er nach der gegebenen Anleitung die geheimnißvolle Beschwörungsformel, die den Geist herauszieht, der auf Erden Jegliches durchwaltet, und die geheimste Kraft von ihm ist.

Er erscheint, ein schreckliches Gesicht, und Faust's Kraft erbebt in allen Tiefen vor der furchtbar colossalen Erscheinung.

Er ermannt sich endlich und redet ihn freundlich an, sich ihm nah und verwandt erklärend. Doch der Geist erkennt die Gemeinschaft nicht an; mit Hohn über Faust's Kleinheit und Vermessenheit sich äußernd, ihm sein eigenes machtvolles, schöpferisches Leben vorhaltend und ihn auf den niedern Rang von seines eigenen Gleichen verweisend, verschwindet er.

So bricht nun Gottes Ebenbild verschmäht, beschämt und verhöhnt zusammen, und von wem? Von dem Geiste desselben Ganzen, dieser Erde, zu deren Herrn und König ihn eine uralte Verheißung bestellt!

Nun erscheint durch des Geistes und Faust's letzte heftige Wechselrede herbeigerufen, des letztern Famulus, Wagner, im Schlafrocke und der Nachtmütze. Er ahnet nicht, wie sein Meister eben vernichtet wurde, staunt nur zu seiner Höhe hinan und mag sich glücklich schätzen, auch nur das kleinste fallende Theilchen von seines Meisters Wissen zu erhaschen, das dieser ganz und gar als unfruchtbar eben verworfen. Ein ächter Repräsentant jenes kleinmeisterlichen Wissens, das seine Dürftigkeit in etwas Rhetorik einhüllt, und die Schalheit und Magerkeit seines Sinnes durch Wortgeklingel und Phrasengedrechsel aufzustutzen

bemüht ist, kommt er, um von solcher Effectmacherei bei seinem Meister etwas abzulauschen, indem er es einst für den Triumph des Bemühens halten würde, als Pfarrer einmal wacker den Komödianten zu spielen.

Kaum hat Faust mit kräftigen Worten des Unmuths seiner sich entledigt, worin jener nur die tiefste Gelehrsamkeit sieht und bewundert, so überläßt er sich ganz seiner Verzweiflung. Sie faßt ihn grimmig an!

Noch einen Ausweg giebt es ja, den letzten, um die Pforten gewaltsam aufzureissen, und hinter den Vorhang zu treten, der Alles verbirgt. Es ist der Tod, diese Entlastung von allem Körperlichen, diese reine Befreiung des Geistigen. Nur eines winzigen Tröpfchens eines allbekannten Saftes bedarf es, um die Riegel aufzuschieben, die den Körper hemmen. Und welche Welt thut sich dann auf. Ins hohe Meer hinausgewiesen, erglänzt die Spiegelfluth zu seinen Füßen, zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag. Mit leichten Schwingen durchdringt er auf neuer Bahn den Aether zu neuen Sphären reiner Thätigkeit!

Er will die Giftschale hinunterstürzen! Da tönt von dem nahen Dom, den festlichen Ostermorgen zu verkünden, der liebliche Gesang von

der Auferstehung des Herrn herüber, diesem erquicklichsten, gnadenvollsten Ereignisse in der Menschenwelt, um schweres Leid zu mildern und zu höchsten Hoffnungen zu verklären. Auch zieht mit Gewalt der helle Ton das Glas von dem Munde des Schrecklichen. Aber ach! nur die Erinnerung kindlicher Zeit hält ihn vom letzten, ernsten Schritte ab, nicht der Anklang der Gegenwart: denn er höret wohl die tröstliche Botschaft, doch ihm fehlt der Glaube.

Dieß ist ein kurzer Schattenriß der ersten Scene. Wir verweilen nun noch, ehe wir weiter gehen, uns Manches näher zu verdeutlichen. Zur Einleitung dazu mag ich eine Bemerkung des Dichters an die Spitze stellen, die er einmal bei ähnlicher Veranlassung macht:

„Erziehung heißt die Jugend an die Bedingungen gewöhnen, zu den Bedingungen bilden, unter denen man in der Welt überhaupt, sodann aber in besondern Kreisen existiren kann. Der Roman hingegen, und die Tragödie, die ihm gleicht, stellt das Unbedingte als das Interessanteste vor, gerade das grenzenlose Streben, was uns aus der menschlichen Gesellschaft, was uns aus der Welt treibt, unbedingte Leidenschaft, für die dann, bei unübersteiglichen Hindernissen, nur

Befriedigung im Verzweifeln bleibt, Ruhe nur im Tod.“

Ein solches tragisches, romanhaftes Interesse ist es, das uns für Faust's Charakter im vorliegenden Falle in Anspruch nimmt. Es ist gleichfalls ein Unbedingtes, von dem dieser Charakter erhebt. Nur weil es auf nichts Gemeines gerichtet ist, sondern auf etwas Edles, in das Edelste, hinter das es sich versteckt, werden wir es wenig gewahr, und von dem Gram und Leid unsers Helden fortgerissen.

Denn hier steht ein Riesengeist der Menschheit, der sich ihrem ganzen Wissen gewachsen fühlt. Was die Jahrhunderte, was die Jahrtausende vor ihm aufgehäuft, er darf es klein und gering schelten. Dämmernd liegt nun das Wahre in einer neuen, bessern Gestalt vor ihm. Allein er kann es nicht erfassen. Nun ergreift ihn die schmerzensvollste Pein, ihn, der sich werth fühlt, einer Welt die neue Bahn anzuweisen, daß er ein zweiter Moses, ins gelobte Land des Wissens nur hineinschauen, nicht es betreten soll. Das herrlichste Naturgefühl, das je einen menschlichen Busen durchdrang, sieht sich von allem Entgegengesetzten gehemmt und bedrängt, und vermag aus dem Moder und Schutt einer verkommenen, ver-

fallenen Büchergelehrsamkeit und den mechanischen Marter- und Foltergerüsten eines experimentirenden Tastens an der Natur zu ihrer schöpferischen Einheit, Fülle und Lebendigkeit nicht durchzudringen.

Jener Wendepunct ist hier im Gedicht festgehalten, den die Wissenschaft und Cultur in der letzten Hälfte und gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts nahm, den nebst Vielen Goethe auf seine Weise und mit so glücklichem Erfolge, hauptsächlich auf dem Gebiete der Natur und Kunst, fördern, ja neu erschaffen half.

Es war ein freierer Sinn erwacht, nicht abstract und todt und abgelöst für sich von dem Gegenstande als bloßes Wort und Begriff, der nirgends außer ihm selber hinpaßt, sollte Alles ferner behandelt werden, sondern gefaßt und gewältigt in seinem eigensten, lebendigsten Zusammenhange und als Uebereinstimmung der lebenden Bewegung der Gegenstände in sich und ihrer Natur. Indem aber das Wissen aus einem todtenhaften, mumienartigen Zustande, den uns die Dichtung auf ihre eigenste Weise so bedeutend als anmuthig schildert, dem Leben angenähert werden sollte, kam es in Gefahr sich völlig in diesem letztern aufzulösen und darin zu verschwim-

men. Hier war der Punct größter Gefahr für die Leiter jener großen Bewegung, um sich das begonnene Geschäft nicht unmöglich zu machen. Und wie mancher Versuch ist nicht hervor getreten aus dieser Belebung des Wissens, der nur vor der Einbildungskraft durch eine erhöhte, kühne, halb dichterische Sprache seinen Werth behauptet hat. Wie manche große Paradoxen sind nicht dadurch entstanden, die den Geist durch eine Halbwahrheit mehr verwirrten, als aufklärten. Die Beispiele hiervon liegen zu nahe, als daß es nöthig wäre, sie besonders namhaft zu machen.

Nun hat diese Gefahr, Leben und Wissen mit einander zu vermengen, nicht gehörig aus einander zu halten, und doch schicklich wieder auf einander zu beziehen, wie es die Wahrheit beider heischt, unsern Helden durchaus ergriffen. Dieß zeigt sich in jener Befassung mit der Magie und ihren Künsten.

Alle Magie und was ihr ähnlich ist, beruht auf einem falschen Bezuge des Wissens aufs Leben. Sie behandelt Natürliches nicht, wie es dem Geiste auf höchster Stufe erscheint, und ohne Interesse sich darstellen soll, sondern wie es der Mensch für willkürliche, eigennützige Zwecke am liebsten brauchen möchte und könnte. So Reich-

thun, allerlei erhöhten Lebensgenuß und ein verlängertes Leben aus dem Wissen zu ziehen, ist ihre Aufgabe. Nun hat die Magie wegen ihrer frohen, heitern Verbindung mit dem Leben viel Anlockendes. Auch ist sie eben dadurch nicht gerade falsch, sondern nur durch den Zweck, wornach sie das Wahre irrig behandelt. Und so können wir die Zauberer, Hexenmeister, Schwarzkünstler einer frühern, dunkelern Zeit als Naturen im Allgemeinen betrachten, die das Richtige ahndeten, und, im Gegensatze einer gleichzeitigen scholastischen, bloß abstracten, todtenhaften Behandlung des Wissens, ungleich mehr auf dem rechten Wege waren. Aber sie übereilten es freilich, und verdarben es, indem sie diese lebendigere, naturgemäßere Gewältigung der Dinge nur zu selbstischen Zwecken verwandten.

Nun hat unser Dichter das lebendig Heitere der Magie aufs glücklichste eingeführt, aber auch das Falsche, Unzureichende derselben höchst treu und anschaulich dargestellt. Denn, indem Faust durch die bekannten Mittel den Erdgeist heranzwingt, und nur ein großartiges, verworrenes Gesicht sieht, das er nicht fassen kann — zeigt sich nicht jene unreife Frucht einer großartigen Geistigkeit, die auf falschem, irrthümlichen Wege ist?

Der Mensch aber verdirbt sich eine ihm mögliche Wissenschaft nicht bloß damit, indem er die Befriedigung eitler Zwecke von der Wissenschaft fordert. Er verdirbt sie sich eben so sehr durch Ungeduld, durch Uebereilung.

An sich schon ist der Gegenstand der Wissenschaft ein unermeßlicher, grenzenloser, und wie die Kunst von einem Einzelnen hervorgebracht werden kann, und in jedem Werke vollendet und abgeschlossen sich darstellt, so gehört eigentlich die Wissenschaft der ganzen Menschheit an, und die Erfahrungen, Entdeckungen vieler Jahrhunderte müssen vorausgehen, ehe sie sich einigermaßen als ganz darzustellen vermag. Aber selbst das glücklichste Genie, dem viele Entdeckungen von der Natur vorbehalten sind, indem es in eine reiche, belebte Zeit hoher Wissenscultur fällt, wird nicht Alles auf einmal von sich fordern dürfen. Es wird bei dem glücklichsten, uranfänglichen Gewahrwerden einer großen Wahrheit noch mit mancherlei Hindernissen zu kämpfen haben, ehe es in den Vollbesitz derselben gelangt. Nirgends ist liebevolle, unausgesetzte Aufmerksamkeit, um zu einem Resultate zu gelangen, so erforderlich als im Wissen. Jahre, ja ein ganzes Leben selbst müssen abgewartet werden, ehe sich ein Resultat

in völliger Gediegenheit ergiebt. Dagegen wird aber auch der redliche, beharrliche, treu- und liebesgesinnte Forscher finden, daß ihm oft nach langer Zeit manches vergeblich Ersehnte plötzlich durch den Hinzutritt eines einzigen, bisher übersehenen Datums in schönstem Zusammenhange entgegen tritt. Nirgends ist so Leidenschaftslosigkeit, Ruhe, Besonnenheit und die höchste sittliche Bändigung erforderlich, als in der Wissenschaft: denn hier ist ein Feld, wo jeder Schritt eine gefährliche Versuchung ist. Und dieß gilt von der Wissenschaft in ihrem gesammten, weiten Umfange und in allen ihren Theilen, wie überhaupt von jedem großartigen, combinatorischen Lebensunternehmen. Hauptsächlich und zumeist aber gilt es von der Wissenschaft der Natur: denn die Natur lüftet ihren Schleier nur dem, der in seiner höchsten geistigen Eigenschaft und im Vollmaß derselben vor sie hintritt. Sie will wie eine Geliebte zart behandelt werden, der man nicht zudringlich, unbescheiden, roh und gewaltsam nahen darf.

Nun ist nicht zu läugnen, daß unser dramatischer Held von einem höchst glücklichen Gewahrwerden, das ihn über die Wissenschaft seiner Zeit weit hinausführt, und darum beunruhigt, getrie-

den wird. Er hat die Möglichkeit einer ungleich lebendigern, geistigern Behandlung derselben herausgeahnt. Statt nun aber über diesen Geistesfund sich zu freuen, sich durch ihn höchst beglückt zu finden, und nun das Weitere in Ruhe und Geduld, was sich aus ihm entwickeln werde, abzuwarten, träumt er sich etwas von einer unbedingten Herrschaft über die Natur, ihre Kräfte und Wirksamkeiten, und bezieht hierauf fälschlich den Vorzug einer uralten Verheißung, zum Ebenbilde, Gleichniß Gottes auf dieser Erde bestellt zu seyn. Natürlich wird er nur schmählich abgewiesen, wie das der Dichter so köstlich in dem Vorgange mit dem Erdgeiste geschildert hat.

Es ist außerdem aber noch ein anderer Conflict, durch den die Bedrängniß, in welcher unser Held schon ohnehin sich befindet, vermehrt, und sein Zustand rettungslos, unheilbar wird. Es ist jener zwischen Autorität und eigenem Schauen und Ergreifen. Hier ist dieser Conflict auf die höchste Spitze gestellt, indem er sich sogleich als ein bestimmter, als ein sittlicher, und wenn ich so sagen darf, religiöser darstellt.

Faust, ursprünglich aus dem Scholasticismus herüber gekommen, hat, obwohl er ihn kräftig verwirft, doch den Wahn aus demselben beibe-

halten, daß wir sowohl den höchsten geistigen und sittlichen als natürlichen Gegenständen nahe treten können, ohne eine geheimnißvolle, gleichsam nie zu enträthselnde Verhüllung bei alle dem, was uns daran klar, wirksam und höchst erfreulich entgegen springt, gelten lassen zu müssen.

Er zermartert sich neben jenen gemeinen, falschen Schranken, die den höhern Geist, das höhere Erkennen allerdings nirgends aufhalten dürfen, und sich ihm leider freilich überall eiligst in den Weg stellen, um seine Laufbahn schon da aufzuhalten, wo Natur beginnt, dem kühnen Forscher weit dahinter den freien Spielraum erst zu öffnen, an jenen eigentlichen, wahrhaften, höhern, ideellen Grenzen, welche Natur selbst gezogen hat, und die nichts überschreiten darf, was nicht einer gemeinen, seichten Verständigkeit und Oberflächlichkeit zugleich verfallen will. In diesem Uebereifer von Begreiflichkeit und Erkenntniß sieht er nicht, daß jedem großen Gegenstande, er gehöre dem Wissen, der Kunst, der Poesie, der Religion, oder welchem ächten Geistesbestreben an, letztlich eine solche zarte geistige Hülle verbleibt, die gerade das Unerschöpfliche, das Reichhaltigste, das ewig Wirksame desselben umschließt, ohne dessen Daseyn der Gegenstand ein vergänglicher, alltäg-

licher, platter und so wie jedes bloß nüchtern und einseitig Verständige — was eben das Alltägliche ist — ein verbrauchbarer, zerstörlicher und endlicher seyn würde.

So nimmt er in diesem Sinne einer falschen, mißverstandenen Begreiflichkeit auch an dem Mysteriösen der Erscheinung des Christenthums Anstoß, in das sich das Trostbringendste, Allerhoffnungsreichste, Vernünftigste und rein Wirksame derselben einhüllt, und hat sich dem Unglauben dadurch hingegeben, weil die Erscheinung nicht ganz hüllelos, nackt, in gleichsam schamloser Begreiflichkeit sich vor ihm zeigen mag. Statt hier durch manches Poetische, Erhöhte, ja dem gemeinen Sinne und gemeiner Verständigkeit Widerstreitende der Ueberlieferung sich nicht irre machen zu lassen, gerade in jenen zarten, wundersamen Umhüllungen nur den tiefsten Grundkern zu ahnen, die ihm durchaus nothwendig sind, um ihn vor schmählicher Zerstörung zu verwahren, nimmt er an allem Räthselhaften und dem historischen Verstande Unauflöslichen Aergerniß, und statt sich damit auf eine höhere ideelle Geistesstufe gestellt zu sehen, verwirft er das Ganze, und beraubt sich dadurch des Allerbrauchbarsten, Gesundesten, Lebenswürksten. — Indem er erklärt, das

Wunder sey des Glaubens liebstes Kind, theilt er dem Glauben jene Art von Beschränktheit zu, welche von phantastischer Leichtgläubigkeit oder von dumpfem, kindischen, schwachmüthigen Erstaunen und thörichtem Gefangennehmen des eigenen Verstandes sich schwer abgrenzen läßt, anstatt daß der wahre Glaube nicht vor dem Wunder erstaunt, was dem Verstande nur ein Widerspruch ist, sondern das wahrhafte Wunder in dem findet, was bei hellster Begreiflichkeit und Anschaulichkeit doch unergründlich bleibt, und so als dieß wahre Wunder tausendfältig sich überall wiederholt.

Doch wie häufig sehen wir nicht unsere gelehrte Theologie auf einem gleich falschen Wege, indem sie das Element, die Hülle dieser Ueberlieferung nicht etwa ganz klar, durchsichtig zu machen, sondern geradezu zu verseichtigen, zu verflachen versuchte, und das eigentlich zu Ueberliefernde damit selbst aufhob, verwässerte und vernichtigte. Selbst vernünftige, kalte Menschen sehen wir solchem grillenkranken Wahne erliegen; ja in heutiger Zeit drängt sich der alte Scholasticismus, den man, seit Kant auf eine kritische Prüfung unserer Vernunft aufmerksam machte, für immer darnieder gekämpft hielt, mit seiner absoluten Be-

greiflichkeit wieder vor, und sucht es uns mit seiner hohlen, abentheuerlichen Begriffsgespenstigkeit aufzudisputiren, daß, an Gott, Natur, den Dingen als Letztes etwas ewig Geheimnißvolles, Unerforschliches zuzugeben und zu ehren, eine Absurdität sey. Um so mehr wollen wir unserm Helden diesen Mißgriff in seiner leidenschaftlichen Aufregung verzeihen, und uns an den Irrsalen, die daraus für ihn entspringen, und die uns der Dichter so poetisch darstellt, ergötzen. Ja wir wollen den Dichter deßhalb ganz eigentlich beneiden und preisen, daß er mit der vollendetsten Wahrscheinlichkeit und dem Täuschenden aller Motive eines wahrhaften Bedürfnisses diesen Mißgriff, diesen Ueberdrang uns darzustellen vermochte, welcher, indem er sich in dem Streben einer unmittelbaren Identificirung mit den Dingen als den höchsten Erkenntnißact selbst manifestiren soll, gänzlich den Unterschied zwischen Object und Subject, zwischen Erkennen und dem zu Erkennenden aufheben, und so durch diese Verkennung jeglicher unserer Betrachtungsweise angewiesenen Schranken und Gesetze gleichsam das Weltall aus seinen Fugen bringen würde. Diese Stellen werden stets zu dem Bewunderungswürdigsten, Größten gehören, was des Dichters Schöpferkraft hervorbrachte.

Da es aber im Intereſſe meiner Leſer ſe möchte, durchaus ſich zu vergewiſſern, ſtatt m meine Anſichten darüber zu hören, wie der Di ter über die angegebenen Puncte Magie, Au rität, Wiſſen und Glauben ſich ſelbſt erklärt, will ich hier, ehe ich weiter gehe, einige der b deutendern Stellen aus andern Schriften deſſe ben folgen laſſen.

Was nun zuvörderſt den erſten Punct Magie Aberglauben, Alchymie und was damit in Ver bindung ſteht, betrifft, ſo finden ſich in dem ge ſchichtlichen Theile der Farbenlehre, einem Werk das eine Fülle wahrhaft großartiger Anſchauun gen, Urtheile, Anſichten, Mittheilungen über de Gang der menſchlichen Wiſſenſchaft an eine durch die Jahrhunderte von den älteſten bis a die neueſten Zeiten durchgeführten Faden enthält, folgende Erklärungen des Dichters darüber:

„Ein großer Theil deſſen, was man gewöhn lich Aberglauben nennt, iſt aus einer falſchen Anwendung der Mathematik entſtanden, deßwe gen ja auch der Name eines Mathematikers mit dem eines Wahnkünſtlers und Aſtrologen gleich galt. Man erinnere ſich der Signatur der Din ge, der Chiromantie, der Punctirkunſt, ſelbſt des Höllenzwangs; alles dieſes Unweſen nimmt ſei-

nen wüsten Schein von der klarsten aller Wissenschaften, seine Verwarrenheit von der exactesten."

„Dunklen Zeiten sind solche Mißgriffe nachzusehen, sie gehören mit zum Charakter. Denn eigentlich ergreift der Aberglaube nur falsche Mittel, um ein wahres Bedürfniß zu befriedigen, und ist deßwegen weder so scheltenswerth, als er gehalten wird, noch so selten in den aufgeklärten Jahrhunderten und bei aufgeklärten Menschen."

„Denn wer kann sagen, daß er seine unerläßlichen Bedürfnisse immer auf eine reine, richtige, wahre, untadelhafte und vollständige Weise befriedige; daß er sich nicht neben dem ernstesten Thun und Leisten, wie mit Glauben und Hoffnung, so auch mit Aberglauben und Wahn, Leichtsinn und Vorurtheil hinhalte."

„Wie viele falsche Formeln zu Erklärung wahrer und unläugbarer Phänomene finden sich nicht durch alle Jahrhunderte bis zu uns herauf."

„Auch hierüber ist der Mensch weder zu schelten noch zu bedauern: denn diese Art von Aberglauben, daß er das, was tiefen, unbekannten, festgegründeten, consequenten, ewigen Naturkräften möglich ist, als dem Willen und der Willkür unterworfen, als zufällig herbeigerufen, im

Widerstreit mit Gott und der Natur gelten läßt, wird er nicht los werden, so lange die Menschheit existirt. Ein solcher Aberglaube erscheint immer wieder, nur unter einer andern Form. Der Mensch sieht nur die Wirkungen, die Ursachen, selbst die nächsten, sind ihm unbekannt; nur sehr wenige, tiefer dringende, erfahrene, aufmerkende werden allenfalls gewahr, woher die Wirkung entspringe."

„Man hat oft gesagt und mit Recht, der Unglaube sey ein umgekehrter Aberglaube, und an dem letzten möchte gerade unsere Zeit vorzüglich leiden. Eine edle That wird dem Eigennutz, eine heroische Handlung der Eitelkeit, das unläugbar poetische Product einem fieberhaften Zustande zugeschrieben; ja was noch wunderlicher ist, das allervorzüglichste, was hervortritt, das allermerkwürdigste, was begegnet, wird so lange als nur möglich ist, verneint."

„Dieser Wahnsinn unserer Zeit ist auf alle Fälle schlimmer, als wenn man das Außerordentliche, weil es nun einmal geschah, gezwungen zugab und es dem Teufel zuschrieb. Der Aberglaube ist ein Erbtheil energischer, großthätiger, fortschreitender Naturen, der Unglaube das Eigenthum schwächer, klein gesinnter, zurückschrei-

tender, auf sich selbst beschränkter Menschen. Jene lieben das Erstaunen, weil das Gefühl des Erhabenen dadurch in ihnen erregt wird, dessen ihre Seele fähig ist, und da dieß nicht ohne eine gewisse Apprehension geschieht, so spiegelt sich ihnen dabei leicht ein böses Princip vor. Eine ohnmächtige Generation aber wird durchs Erhabene zerstört, und da man Niemandem zumuthen kann, sich willig zerstören zu lassen; so haben sie völlig das Recht, das Große und Uebergroße, wenn es neben ihnen wirkt, so lange zu läugnen, bis es historisch wird, da es denn aus gehöriger Entfernung in gedämpftem Glanze leidlicher anzuschauen seyn mag."

„Der Ursprung der Magie, dieser Art von halbgeheimer Wissenschaft, liegt in den ältesten Zeiten. Ein solches Wissen, eine solche Kunst war dem Aberglauben, von dem wir schon früher gehandelt, unentbehrlich. Es giebt so manches wünschenswerthe, möglich scheinende; durch eine kleine Verwechselung machen wir es zu einem erreichbaren, wirklichen. Denn obgleich die Thätigkeiten, in denen das Leben der Welt sich äußert, begrenzt, und alle Specificationen hartnäckig und zäh sind; so läßt sich doch die Grenze keiner Thätigkeit genau bestimmen, und die Speci-

ficationen finden wir auch biegsam und wandelbar.“

„Die natürliche Magie hofft mit demjenigen, was wir für thätig erkennen, weiter als billig ist, zu wirken, und mit dem, was specificirt vor uns liegt, mehr als thunlich ist, zu schalten. Und warum sollten wir nicht hoffen, daß ein solches Unternehmen gelingen könne. Metaschematismen und Metamorphosen gehen vor unsern Augen vor, ohne daß sie von uns begriffen werden; mehrere und andere lassen sich vermuthen und erwarten, wie ihrer denn auch täglich neue entdeckt und bemerkt werden. Es giebt so viele Bezüge der specificirten Wesen unter einander, die wahrhaft und doch wunderbar genug sind, wie z. B. der Metalle beim Galvanism. Thun wir einen Blick auf die Bezüge der specificirten organischen Wesen, so sind diese von unendlicher Mannigfaltigkeit und oft erstaunenswürdig seltsam. Man erinnere sich, im gröbern Sinne, an Ausdünstungen, Geruch; im zarteren, an Bezüge der körperlichen Form, des Blickes, der Stimme. Man gedenke der Gewalt des Wollens, der Intentionen, der Wünsche, des Gebetes. Was für unendliche, und unerforschliche Sympathieen, Antipathieen, Idiosynkrasieen überkreuzen sich nicht! Wie manches wird

Jahre lang als ein wunderſamer einzelner Fall bemerkt, was zuletzt als ein allgemeines, durchgehendes Naturgeſetz erſcheint. Schon lange war es den Beſitzern alter Schlöſſer verdrießlich, daß die bleiernen und kupfernen Dachrinnen, da wo ſie auf den eiſernen Hacken auflagen, von Roſt früher aufgezehrt wurden, als an allen andern Stellen; jetzt wiſſen wir die Urſache und wie auf eine ganz natürliche Weiſe zu helfen iſt. Hätte früher Jemand bemerkt, daß ein zwiſchengeſchobenes Stückchen Holz die ganze Wirkung aufhebe; ſo hätte er vielleicht dieſem beſondern Holze die Wirkung zugeſchrieben und als ein Hausmittel bekannt gemacht."

„Wenn uns nun die fortſchreitende Naturbetrachtung und Naturkenntniß, indem ſie uns etwas Verborgenes entdecken, auf etwas noch Verborgeneres aufmerkſam machen; wenn erhöhte Kunſt, verfeinerte Künſtlichkeit das Unmögliche in etwas Gemeines verwandeln; wenn der Taſchenſpieler täglich mehr alles Glaubwürdige und Begreifliche vor unſern Augen zu Schanden macht, werden wir dadurch nicht immerfort ſchwebend erhalten, ſo daß uns Erwartung, Hoffnung, Glaube und Wahn immer natürlicher, bequemer und behaglicher bleiben müſſen, als Zweifelſucht,

Unglauben und starres hochmüthiges Abläugnen."

„Die Anlässe zur Magie überhaupt finden wir bei allen Völkern und in allen Zeiten. Je beschränkter der Erkenntnißkreis, je dringender das Bedürfniß, je höher das Ahndungsvermögen, je froher das poetische Talent, desto mehr Elemente entspringen dem Menschen, jene wunderbare, unzusammenhängende, nur durch ein geistiges Band zu verknüpfende Kunst wünschenswerth zu machen."

„Betrachten wir die natürliche Magie insofern sie sich absondern läßt; so finden wir, daß schon die Alten viele solche einzelne Bemerkungen und Recepte aufbewahrt hatten. Die mittlere Zeit nahm sie auf und erweiterte den Vorrath nach allen Seiten. Albert der Große, besonders seine Schule, sodann die Alchymisten wirkten immer weiter fort."

„Betrachtet man die Alchymie überhaupt, so findet man an ihr dieselbe Entstehung, die wir oben bei anderer Art Aberglauben bemerkt haben. Es ist der Mißbrauch des Aechten und Wahren, ein Sprung von der Idee, vom Möglichen zur Wirklichkeit, eine falsche Anwendung ächter Gefühle, ein lügenhaftes Zusagen, wodurch unsern liebsten Hoffnungen und Wünschen geschmeichelt wird."

„Hat man jene drei erhabenen, unter einander im innigsten Bezug stehenden Ideen, Gott, Tugend und Unsterblichkeit, die höchsten Forderungen der Vernunft genannt; so giebt es offenbar drei ihnen entsprechende Forderungen der höhern Sinnlichkeit, Gold, Gesundheit und langes Leben. Gold ist so unbedingt mächtig auf der Erde, wie wir uns Gott im Weltall denken. Gesundheit und Tauglichkeit fallen zusammen. Wir wünschen einen gesunden Geist in einem gesunden Körper. Und das lange Leben tritt an die Stelle der Unsterblichkeit. Wenn es nun edel ist, jene drei hohen Ideen in sich zu erregen und für die Ewigkeit zu cultiviren, so wäre es doch auch gar zu wünschenswerth, sich ihrer irdischen Repräsentanten für die Zeit zu bemächtigen. Ja diese Wünsche müssen leidenschaftlich in der menschlichen Natur gleichsam wüthen und können nur durch die höchste Bildung ins Gleichgewicht gebracht werden. Was wir auf solche Weise wünschen, halten wir gern für möglich; wir suchen es auf alle Weise, und derjenige, der es uns zu liefern verspricht, wird unbedingt begünstigt.“

„Daß sich hierbei die Einbildungskraft sogleich thätig erzeige, läßt sich erwarten. Jene drei obersten Erfordernisse zur höchsten irdischen Glückse-

ligkeit scheinen so nahe verwandt, daß man ganz natürlich findet, sie durch ein einziges Mittel erreichen zu können. Es führt zu sehr angenehmen Betrachtungen, wenn man den poetischen Theil der Alchymie, wie wir ihn wohl nennen dürfen, mit freiem Geiste behandelt. Wir finden ein aus allgemeinen Begriffen entspringendes, auf einen gehörigen Naturgrund aufgebautes Mährchen."

„Etwas Materielles muß es seyn, aber die erste allgemeine Materie, eine jungfräuliche Erde. Wie diese zu finden, wie sie zu bearbeiten, dieses ist die ewige Ausführung alchymischer Schriften, die mit einem unerträglichen Einerlei, wie ein anhaltendes Glockengeläute, mehr zum Wahnsinn als zur Andacht hindrängen."

„Eine Materie soll es seyn, ein Unorganisirtes, das durch eine der organischen ähnliche Behandlung veredelt wird. Hier ist ein Ey, ein Sperma, Mann und Weib, Vierzig Wochen, und so entspringt zugleich der Stein der Weisen, das Universalrecipe und der allzeit fertige Cassier."

Ich wende mich nunmehr zu dem zweiten Puncte der angeregten Betrachtungen, die Autorität und das Verhältniß des Menschen zu derselben betreffend. Hierüber äußert sich der Dichter

gleichfalls in der vorhin namhaft gemachten Schrift dahin:

„Wir lassen die Existenz, die Würde, die Gewalt von irgend einem Dinge gelten, ohne daß wir seinen Ursprung, sein Herkommen, seinen Werth deutlich einsehen und erkennen. So schätzen und ehren wir z. B. die edlen Metalle beim Gebrauch des gemeinen Lebens; doch ihre großen physischen und chemischen Verdienste sind uns dabei selten gegenwärtig. So hat die Vernunft und das ihr verwandte Gewissen eine ungeheure Autorität, weil sie unergründlich sind; ingleichen das, was wir mit dem Namen Genie bezeichnen. Dagegen kann man dem Verstande gar keine Autorität zuschreiben: denn er bringt nur immer seines Gleichen hervor; sowie denn offenbar aller Verstandesunterricht zur Anarchie führt."

„Gegen die Autorität verhält sich der Mensch, so wie gegen vieles andere, beständig schwankend. Er fühlt in seiner Dürftigkeit, daß er, ohne sich auf etwas Drittes zu stützen, mit seinen Kräften nicht auslangt. Dann aber, wenn das Gefühl seiner Macht und Herrlichkeit in ihm aufgeht, stößt er das Hülfreiche von sich und glaubt für sich selbst und andere hinzureichen."

„Das Kind bequemt sich meist mit Ergebung

unter die Autorität der Aeltern; der Knabe sträubt sich dagegen. Der Jüngling entflieht ihr, und der Mann läßt sie wieder gelten, weil er sich deren mehr oder weniger selbst verschafft, weil die Erfahrung ihn gelehrt hat, daß er ohne Mitwirkung anderer doch nur wenig ausrichte."

„Eben so schwankt die Menschheit im Ganzen. Bald sehen wir um einen vorzüglichen Mann sich Freunde, Schüler, Anhänger, Begleiter, Mitlebende, Mitwohnende, Mitstreitende versammeln. Bald fällt eine solche Gesellschaft, ein solches Reich wieder in vielerlei Einzelheiten auseinander. Bald werden Monumente älterer Zeiten, Documente früherer Gesinnungen, göttlich verehrt, buchstäblich aufgenommen; Jedermann giebt seine Sinne, seinen Verstand darunter gefangen; alle Kräfte werden aufgewendet, das Schätzbare solcher Ueberreste darzuthun, sie bekannt zu machen, zu commentiren, zu erläutern, zu erklären, zu verbreiten und fortzupflanzen. Bald tritt dagegen, wie jene bilderstürmende, so hier eine schriftstürmende Wuth ein; es thäte Noth, man vertilgte bis auf die letzte Spur das, was bisher so großen Werths geachtet wurde. Kein ehemals ausgesprochenes Wort soll gelten, alles was weise war, soll als närrisch erkannt werden, was heilsam war, als schädlich,

was sich lange Zeit als förderlich zeigte, nunmehr als eigentliches Hinderniß."

Und nun wollen wir den Dichter vernehmen, wie er von solchem Widerstreit in tiefstem Sinne, in Beziehung auf den Glauben, das Religiöse, Christliche ergriffen, sich erklärt. Darüber findet sich in seiner Biographie folgende interessante Stelle:

„Wenn ich mich nun, theils aus Neigung, theils zu dichterischen und anderen Zwecken, mit vaterländischen Alterthümern sehr gern beschäftigte und sie mir zu vergegenwärtigen suchte; so ward ich durch die biblischen Studien und durch religiöse Anklänge von Zeit zu Zeit wieder abgelenkt, da ja Luthers Leben und Thaten, die in dem sechszehnten Jahrhunderte so herrlich hervorglänzen, mich immer wieder zu den heiligen Schriften und zu Betrachtung religiöser Gefühle und Meinungen hinleiten mußten. Die Bibel als ein zusammen getragenes, nach und nach entstandenes, zu verschiedenen Zeiten überarbeitetes Werk anzusehen, schmeichelte meinem jugendlichen Dünkel, indem diese Vorstellungsart noch keineswegs herrschend, viel weniger in dem Kreis aufgenommen war, in welchem ich lebte. Was den Hauptsinn betraf, hielt ich mich an Luthers Ausdruck, im Einzelnen gieng ich wohl zur Schmidtischen wörtlichen Ueber-

setzung und suchte mein weniges Hebräisch dabei so gut als möglich zu benutzen. Daß in der Bibel sich Widersprüche finden, wird jetzt Niemand in Abrede seyn. Diese suchte man dadurch auszugleichen, daß man die deutlichste Stelle zum Grunde legte, und die widersprechende, weniger klare jener anzuähnlichen bemüht war. Ich dagegen wollte durch Prüfung herausfinden, welche Stelle den Sinn der Sache am meisten ausspräche; an diese hielt ich mich."

„Denn schon damals hatte sich bei mir eine Grundmeinung festgesetzt, ohne daß ich zu sagen wüßte, ob sie mir eingeflößt, ob sie bei mir angeregt worden, oder ob sie aus eigenem Nachdenken entsprungen sey. Es war nämlich die: bei Allem, was uns überliefert, besonders aber schriftlich überliefert werde, komme es auf den Grund, auf das Innere, den Sinn, die Richtung des Werkes an; hier liege das Ursprüngliche, Göttliche, Wirksame, Unantastbare, Unverwüstliche, und keine Zeit, keine äußere Einwirkung, noch Bedingung könne diesem innern Urwesen etwas anhaben, wenigstens nicht mehr als die Krankheit des Körpers einer wohlgebildeten Seele. So sey nun Sprache, Dialect, Eigenthümlichkeit, Styl und zuletzt die Schrift als Körper eines jeden gei-

ſtigen Werks anzuſehen; dieſer, zwar nah genug mit dem Innern verwandt, ſey jedoch der Verſchlimmerung, dem Verderbniß ausgeſetzt: wie denn überhaupt keine Ueberlieferung ihrer Natur nach ganz rein gegeben, und wenn ſie auch rein gegeben würde, in der Folge jederzeit vollkommen verſtändlich ſeyn könnte, jenes wegen Unzulänglichkeit der Organe, durch welche überliefert wird, dieſes wegen des Unterſchieds der Zeiten, der Orte, beſonders aber wegen Verſchiedenheit menſchlicher Fähigkeiten und Denkweiſen; weshalb denn ja auch die Ausleger ſich niemals vergleichen werden.“

„Das Innere, Eigentliche einer Schrift, die uns beſonders zuſagt, zu erforſchen, ſey daher eines Jeden Sache und dabei vor allen Dingen zu erwägen, wie ſie ſich zu unſerm eigenen Innern verhalte, und in wiefern durch jene Lebenskraft die unſrige erregt und befruchtet werde: alles Aeußere hingegen, was auf uns unwirkſam, oder einem Zweifel unterworfen ſey, habe man der Kritik zu überlaſſen, welche, wenn ſie auch im Stande ſeyn ſollte, das Ganze zu zerſtückeln und zu zerſplittern, dennoch niemals dahin gelangen würde, uns den eigentlichen Grund, an dem wir feſthalten, zu rauben, ja uns nicht einen Augenblick an der einmal gefaßten Zuverſicht irre zu machen.“

„Diese aus Glauben und Schauen entsprungene Ueberzeugung, welche in allen Fällen, die wir für die wichtigsten erkennen, anwendbar und stärkend ist, liegt zum Grunde meinem sittlichen sowohl als literarischen Lebensbau, und ist als ein wohlangelegtes und reichlich wucherndes Capital anzusehen, ob wir gleich in einzelnen Fällen zu fehlerhafter Anwendung verleitet werden können. Durch diesen Begriff ward mir die Bibel denn erst recht zugänglich. Ich hatte sie, wie beim Religionsunterricht der Protestanten geschieht, mehrmals durchlaufen, ja mich mit derselben sprungweise, von vorn nach hinten und umgekehrt, bekannt gemacht. Die derbe Natürlichkeit des Alten Testaments und die zarte Naivetät des Neuen hatte mich im Einzelnen angezogen; als ein Ganzes wollte sie mir zwar niemals recht entgegen treten, aber die verschiedenen Bücher machten mich nun nicht mehr irre: ich wußte mir ihre Bedeutung der Reihe nach deutlich zu vergegenwärtigen und hatte überhaupt zu viel Gemüth an dieses Buch verwandt, als daß ich es jemals wieder hätte entbehren sollen. Eben von dieser gemüthlichen Seite war ich gegen alle Spöttereien geschützt, weil ich deren Unredlichkeit sogleich einsah. Ich verabscheute sie nicht nur, sondern ich konnte darüber in Wuth gerathen, und

ich erinnere mich genau, daß ich in kindlich-fanatischem Eifer Voltairen, wenn ich ihn hätte habhaft werden können, wegen seines Sauls gar wohl erdrosselt hätte. Jede Art von redlicher Forschung dagegen sagte mir höchlich zu, die Aufklärungen über des Orients Localität und Kostüm, welche immer mehr Licht verbreiteten, nahm ich mit Freuden auf, und fuhr fort, allen meinen Scharfsinn an den so werthen Ueberlieferungen zu üben."

Diese Stellen, Mittheilungen, Ueberlieferungen, Ansichten, Urtheile des Dichters aus den verschiedensten Lebensepochen desselben enthaltend, mögen uns beweisen, wie besonnen derselbe in jeder Lage des Lebens und Geistes verfuhr. Ueberall spricht sich ein frühzeitiges Erkennen des Irrigen, Falschen, Schiefen und Einseitigen, und dagegen ein frohes Ahnen, Gewahrwerden, Festhalten des Wahren aus. Und wenn denn nun alle Dichtung desselben nach seinem eigensten Geständnisse mehr oder weniger eine poetische Beichte, eine Absolution von dem war, was ihn irgend quälte und beunruhigte: so können wir seinen Faust, der früh bei ihm entsprungen war und in seiner Entwickelung den Dichter während einer langen Zeit seines Lebens begleitete, gleichfalls als ein solches großartiges Bekenntniß ansehen, in welchem er sich von

allem Falſchen befreien wollte, das ihn ergriffen hatte, indem er durch ſeine Natur und Anlage zu höherem Wiſſen und Leben ſich getrieben fand. Mit ſcharfem Auge betrachtete, prüfte er ſich ſelbſt dabei; und ſo läßt ſich das Gedicht gewiſſermaßen als eine Ausgleichung von großen dringenden Wünſchen in Abſicht auf höheres Erkennen und Wiſſen in ſeiner Jugend und ihrer ſpätern Erfüllung, die ihm in jener Frühzeit verſagt war, betrachten. Nun mochte er deßhalb ſo manche trübe Stunde haben; aber ſein kräftiger Genius ermannte ſich, er verzweifelte daran nicht, daß ſich die ſchönſte, vollkommenſte Gewährung und Befriedigung in der Folgezeit zeigen werde; wie er denn ja in der ſpätern reifern Lebenszeit zu den herrlichſten, wiſſenſchaftlichen Entdeckungen gelangt iſt, die ſeinen Namen auf die Nachwelt nicht minder bringen werden, als ſein dichteriſches Verdienſt. Und ſo erhob ihn die Dichtung im Voraus über jene Verlegenheiten des Augenblicks, und bewährte ſich als jenes weltliche Evangelium, wie ſie der Dichter ſelbſt nennt, das uns gleich einem Luftballon mit dem Ballaſt, der uns anhängt, in höhere Regionen erhebt, und uns die verwirrten Irrgänge der Erde in Vogelperſpective heiter und klar entwickelt, überblicken läßt. So auch verſammelte er in ſei-

n Faust, um sich recht gründlich davon zu be-
en, alles jenes Wahnvolle, Ungestüme, Zu-
ngliche, Ungebändigte der Menschennatur, das
) als sinnliche Sittlichkeit, Flüchtigkeit der Nei-
ng, Wechsel der Zustände, kurz alles das, was
e räthselhafte Verknüpfung im Menschen bildet,
nd giebt, und das sich derjenige am meisten
rzuhalten Ursache hat, der, ein großes Ziel im
uge, bei glücklichen Anfängen dasselbe nicht
hmählich verfehlen will.

Fünfte Vorlesung.

Dem eingeengten Zustande der ersten Scene, wo in der dumpfen nächtlichen Weile des Helden im Studirzimmer nur eine verworrene Fülle von riesigen Gesichtern sich ergab, werden wir in der zweiten Scene entnommen, und in einen durchaus freien, heitern, weit aussichtsvollen landschaftlichen Zustand entlassen. Und so folgt das Gedicht schon hier seinem Grundzuge und Grundcharakter weiter, mit dem es begann, indem es selbst in dem abgestorbensten Wissen, unter Todtenbein und Thiergerippe, die Spur des Lebens nur aufsuchte und verfolgte.

An dem Nachmittage des ersten osterlichen Festtages, in jener Zeit des Jahres, da Alles den Frühling, dieß Auferstehungsfest der Natur, hoffnungsvoll verkündigt, nehmen wir unsern Standpunct vorerst am Thor, und sehen Spaziergänger aller Art hinausströmen, um in hastigem Eilen

und Rennen an die verschiedenen Vergnügungsörter in der Umgegend zu gelangen. Auch wir zerstreuen uns mit ihnen, und begegnen Faust mit seinem Famulus, die der schöne Tag herauslockte, gleichfalls im Freien. Auf den Doctor macht der neue Zustand einen entsprechenden Eindruck, und indem er seinen Empfindungen Worte leiht, fühlt man mit ihm, wo man ist, indessen sein Geselle noch mit den Gedanken in der Studirstube zurück ist.

Die Wanderer nahen einem Dorf. Hier ist unter einer Linde das fröhlichste Volksgetümmel. Das Auftreten des Doctors wirkt wunderbar auf die Aufgeregten. Man erkennt ihn. Musik und Tanz stocken auf einmal, und Alles drängt sich herzu, den alten Retter aus einer unheilvollen Pest ehrfurchtsvoll zu begrüßen. Faust lehnt die ihm erzeigte Ehre als unverdient ab; er entfernt sich, und nachdem er den Hügel erstiegen, um an dem vorgesetzten Ziele, einem Steine, die Raste der Wanderung zu finden, macht er der beklommenen Brust Luft, und es ergiebt sich, wie wenig er auf jenes Verdienst eines Erhalters, Retters in jener verderblichen Krankheit Anspruch habe. Nur der Pfuscherei klagt er sich, damals einen jungen Mann, und seinen Vater, einen dunklen Ehren-

mann an, der in Gesellschaft von Adepten über die Natur und ihre heiligen Kräfte zwar in Redlichkeit, jedoch auf seine Weise mit grillenhafter Mühe sann. Sie hätten mit ihren medicinischen Kuren damals eine größere Verheerung als die Pest selbst angerichtet.

Der Begleiter des Doctors, sein Famulus Wagner, begreift so wenig, wie man über ein auf allgemeine Weise mit Beifall anerkanntes Verdienst sich betrüben könne, als er die darauf folgenden Aeußerungen seines Meisters versteht, welche auf Neigungen, Wünsche deuten, die sich weit über alles Pergament, Papier und Gedruckte und den Kreis einer Studirlampe im engen Kämmerchen erheben. Fast unheimlich wird ihm, als Faust durch das Bild der sinkenden Sonne und durch die Vorstellung unruhig erregt, wie sie forteilt und andern Weltgegenden ihr wohlthätig Licht mittheilt, sich einen Zaubermantel wünscht, um durch die Lüfte in fremde Länder ihr nachzuschweben, und zu diesem Ende die Geister des Luftkreises herbeiruft. Von der Dämmerung grauenvoll umfangen, fleht Wagner seinen Meister an, so freventliche Wünsche nicht zu hegen, und sich dem Andringen der bösen Dämonen nicht auszusetzen.

Doch schon ist es geschehen! In weiten Krei-

sen treibt immer näher ein Hund heran. Ein Feuerstrudel zieht, wie es den Doctor bedünkt, auf seinen Pfaden hinterdrein. Wagner sieht jedoch nichts, als einen schwarzen Pudel. Das Thier zeigt sich, da es nun herangekommen, in seiner gewohnten närrischen Art, und Faust, auf etwas Dämonisches gefaßt, muß sich überzeugen, daß es nur ein gewöhnlicher Hund sey. Er verläßt nun, zur Wirklichkeit zurück gebracht, nebst seinem Begleiter das Feld und seine Nachtkühle, und geht zum Thor hinein.

Wir versuchen nach diesem Allgemeinen noch einige Züge in dem Bilde der zweiten Scene näher zu entwickeln.

Die Spaziergänger aller Art, die an uns am Thor vorbeipassiren, sind Handwerksburschen, Dienstmädchen, Schüler, Bürger, Bettler, eine Alte, Bürgermädchen, Soldaten: ein Personal, das uns in der gewohnten Welt wohl überall begegnet. Beschränktem, engen Zustande der Stadt entnommen, sehen wir sie nach der Woche Plagen am Feiertage einer vergönnten Lust nachrennen.

Die Handwerksburschen erscheinen vor Allen beweglich, strebend, unruhig, und da sie nirgends einen festen Wohnplatz in der Zeit des Wanderns

haben, leicht zu Schaden und Händel geneigt. Diese Ueberlustigkeit wird behaglich angedeutet.

Nun folgen Dienstmädchen, in ihrem Sonntagsverkehr mit Liebes- und Buhlgedanken beschäftigt, wie es einer kräftigen Jugend begegnet.

Und so sehen wir denn auch den Bruder Studio hinterdrein, der nächst einem Glase Bier und einer Pfeife Taback am müssigen Feiertage wohl gelegentlich ein hübsches Gesicht nicht verschmähen mag. Es sind ihrer zwei, der eine zeigt einen zartern, der andere einen derben Geschmack. Während jener nach den hübschen seinen Nachbarinnen, die hinter ihm kommen, und gewiß nicht hartherzig sind, schielt, will der andere Sonntags nur von der Hand, die Samstags ihren Besen führt, caressirt seyn.

Nun läßt sich dahinter herschreitend ein Bürger über den neuerwählten Bürgermeister vernehmen. Wie es so geht, daß sie über das, was sie vorher erst selber klug beriethen, hinterdrein schimpfen, wenn es eben nach ihrem Sinne ausgeführt worden, so äußert sich auch unser Bürger höchst verdrießlich und unzufrieden.

Ein Bettler singt dazwischen sein heiseres, begehrliches Lied. Ueberall sind Menschen, die etwas zu fordern, zu begehren haben, und es hald übel-

launig, bald mißverstimmt, bald lumpig, bald überlustig vortragen.

Zwei andere Bürger schreiten hinterdrein und preisen philisterhaft behaglich die Ruhe und den trägen Genuß ihrer Friedenszeit, während sie immerhin da hinten in der Türkei, weit weg von ihnen, zu ihrem Behagen und Vergnügen sich die Köpfe spalten mögen.

Darauf kommt eine Alte, die gar sehr ehrbar thut, doch wenn es die Gelegenheit erfordert, sich wohl auch aufs Kuppeln versteht. Und verschämte, verzagte Liebende giebt es genug. Dießmal mögen sie indessen der Alten nicht Stich halten. Solcher Umgang bringt bei Tage vor aller Welt nur Schande, wenn man auch daheim im wohlverwahrten Zimmer sich die Karten gern legen und den Liebsten leibhaftig zeigen läßt.

Dießmal aber dürfte Verweilen insbesondere nicht rathsam seyn. Denn die Soldaten kommen, und stürmen Alles zusammen und davon.

Dieses Bild von seltsamen Streben, niedern Behagen, eigenthümlichen Begehren wird auf eine wundersame Weise durch Faust und Wagner contrastirt. Auch hier versteht keiner den andern, was den einen begnügt, macht den andern unzufrieden, sie kommen immer mehr auseinander, je

mehr sie sich nähern sollten. Und so werden wir denn durch des Dorfes Getümmel und Ungezogenheit bis zu dem höchsten Gipfel eines steten Widerstreits und kämpfenden Bemühens getrieben, wo die kühnsten Wünsche ungebändigt aus eines Mannes Brust sich drängen, der daheim mit dem Leben geheim zerfallen, durch den grenzenlosen, freien Zustand der Natur und umgebenden Landschaft und dessen, was sich dort als zerstückeltes Bild vom Leben regt, ebenfalls nur zum Grenzenlosen, Zerstückelten entbunden wird, was ihn von gewöhnlichen Banden löst.

Und doch, wie lieblich zeigt sich dazwischen durch das Bild einer Frühlingsfeier, wie lockt der schöne warme Tag nach langem Winter, wie froh und mild empfindet man sich bei dem lauen Sonnenstrahl. Fluß, Felder und Wälder nebst ihren Saaten und keimenden Bäumen deuten darauf hin, daß es die Natur nach aller ihrer Strenge und Rauhheit auf ein grenzenloses Behagen und Genießen für ihre Geschöpfe und Wesen angelegt. Kann sie dafür, wenn es der Mensch sich allein verdirbt; wenn dem einen Verdruß wird, was dem andern zur Lust gegeben ist? Aber auch über das Gewöhnliche zeigen sich die widerstreitenden Ansichten. Der eine sieht und findet in einem Pudel eines

Geistes Kern, gewahret dort ein Außerordentliches, wo der andere nur das bloße Thier schal und nüchtern erblickt. Und so sehen wir, daß es an Gelegenheit, an Veranlassung, an Reichthum und Fülle in dieser schönen Welt nicht fehlt, wenn es nur der Mensch von seiner Seite nicht fehlen läßt. Ein Geringes, ein Rohes, ja Gemeines kann ihn wohl in guten Stunden schon begnügen und erfreuen. Darf er sich beklagen, wenn er es sich gerade am Höchsten verdirbt, und unmuthsvoll in Absicht auf dasselbe verzweifelt? Hiervon auf den Zustand unsers Helden Anwendung zu machen, werden wir so recht angewiesen.

Zwei Seelen wohnen in seiner Brust. Die eine zieht ihn nach der Erde, während ihn die andere zum Himmel erhebt. Er möchte am liebsten Widersprechendes verbinden, Befriedigung hoher Leidenschaft mit einem mäßigen, vernünftigen Wesen. Doch darüber wollen wir ihn nicht allzusehr berufen: denn Fauste sind wir Alle, ein jeder auf seine Weise. Mag doch dieser und jener allen Lebensgenuß, kann sich nichts versagen, und möchte gar zu gern auch wieder tugendhaft seyn. Ein Anderer setzt einen Stolz auf edle Thaten, auf Großmuth; allein es soll ihn nichts kosten. Wir wünschen wohl dieß und jenes schöne Buch zu lesen,

uns von seinem Geist, der uns entzückt, ganz zu durchdringen, nur finden wir eben keine Zeit dazu, wenn uns auch sonst Langeweile gewaltig zu schaffen macht. Wir haben eine wahre Wuth und Sucht geistreich zu seyn, nur leider reißt uns das Triviale und Schale immer wieder hin. Genug, wenn nur eingesehen wird, daß der Boden, auf dem unser Held und seines Gleichen, klein oder groß, steht — längst unterminirt ist, ehe derselbe zusammenbricht, und daß es von des Menschen Seite schon längst vorher immer trefflich angefangen worden, ehe er die Dämonen, den Teufel herbeiruft, es köstlich zu vollenden.

Noch einen Punct, der Besprechung werth, will ich hier in Anregung bringen. Es betrifft nämlich jenen Feuerstrudel, den Faust in der Dämmerung hinter dem Pudel ziehen sieht. Es ist ein physiologes Farbenphänomen, worüber der Dichter, in Bezug auf diese Stelle, nachstehende Erläuterung in seinem ersten Theile zur Naturwissenschaft giebt:

„Die physiologen Farben sind als Anfang und Ende aller Farbenlehre bei unserm Vortrag vorangestellt worden, die auch wohl nach und nach in ihrem ganzen Werth und Würde anerkannt, und anstatt daß man sie vorher als flüchtige Augenfehler betrachtete, nunmehr als Norm alles übri-

gen Sichtbaren festgehalten werden. Vorzüglich aber ist darauf zu achten, daß unser Auge weder auf das kräftigste Licht, noch auf die tiefste Finsterniß eingerichtet ist, jenes blendet, diese verneint im Uebermaß. Das Organ des Sehens ist, wie die übrigen, auf einen Mittelstand angewiesen. Hell, Dunkel und die zwischen beiden entspringenden Farben sind die Elemente, aus denen das Auge seine Welt schöpft und schafft. Aus diesem Grundsatz fließt alles Uebrige, und wer ihn auffaßt und anwenden lernt, wird sich mit unserer Darstellung leicht befreunden."

„Hell und Dunkel, welche, eins oder das andere, auf das Auge wirkend, sogleich ihren Gegensatz fordern, stehen vor allen voran. Ein dunkler Gegenstand, sobald er sich entfernt, hinterläßt dem Auge die Nöthigung dieselbe Form hell zu sehen. In Scherz und Ernst führen wir eine Stelle aus Faust an, welche hierher bezüglich ist. Faust und Wagner auf dem Felde, gegen Abend, spazierend bemerken einen Pudel."

Faust.

Siehst du den schwarzen Hund durch Saat und Stoppel streifen?

Wagner.

Ich sah ihn lange schon, nicht wichtig schien er mir.

Faust.

Betracht' ihn recht! Für was hälst du das Thier?

Wagner.

Für einen Pudel, der auf seine Weise
Sich auf der Spur des Herrn plagt.

Faust.

Bemerkst du, wie in weitem Schneckenkreise
Er um uns her und immer näher jagt?
Und irr' ich nicht, so zieht ein Feuerstrudel
Auf seinen Pfaden hintendrein.

Wagner.

Ich sehe nichts als einen schwarzen Pudel;
Es mag bei euch wohl Augentäuschung seyn.

„Vorstehendes war schon lange, aus dichterischer Ahnung und in halbem Bewußtseyn geschrieben, als bei gemäßigtem Licht, vor meinem Fenster auf der Straße, ein schwarzer Pudel vorbeilief, der einen hellen Lichtschein nach sich zog: das undeutliche, im Auge gebliebene Bild seiner vorübereilenden Gestalt. Solche Erscheinungen sind um desto angenehm-überraschender, als sie gerade, wenn wir unser Auge bewußtlos hingeben, am lebhaftesten und schönsten sich anmelden. Niemand ist, dem solche Nachbilder nicht öfters vorkämen, aber man läßt sie unbeachtet vorübergehen; jedoch habe ich Personen gekannt, die sich deshalb ängstigten und einen fehlerhaften Zustand ihrer Augen darin zu finden glaubten, worauf denn der Aufschluß, den ich geben konnte, sie höchst erfreulich beruhigte.“

„Wer von dem eigentlichen Verhältniß unterrichtet ist, bemerkt das Phänomen öfters, weil die Reflexion gleich eintritt. Schiller verwünschte vielmal diese ihm mitgetheilte Ansicht, weil er dasjenige überall erblickte, wovon ihm die Nothwendigkeit bekannt worden.“

So weit der Dichter.

Mit der folgenden Scene finden wir uns wieder in der Studirstube. Faust ist mit dem Pudel von dem abendlichen Spaziergange zurückgekehrt.

Er betritt das Zimmer weich und mild gestimmt, und sucht sich in die Ruhe eines schuldlosen Herzens, das die Menschen- und Gottesliebe erregt, einzuwiegen. Es gelingt indessen nicht. Des Pudels Unruhe, sein Hin- und Herrennen, sein Schnobern an der Schwelle, sein Knurren stört ihn. Da greift er in der Unbefriedigung eigener Kraft nach dem Neuen Testament. Wir sehnen uns, wenn der eigene Strom versiegt, nach Offenbarung, die nirgend schöner und würdiger, als in den Schriften des neuen Bundes zu treffen ist. Nun drängt es ihn, den Grundtext aufzuschlagen, und mit redlichem Gefühl einmal das heilige Original in sein geliebtes Deutsch zu übersetzen.

Doch ach! schon am Anfang, indem er den

Johannes aufschlägt, geräth er in Stocken. Er weiß nicht recht, soll er übersetzen: im Anfang war das Wort? oder im Anfang war der Sinn, die Kraft, die That? Er beruhigt sich endlich bei dem Letztern. Und freilich will das Wort nicht viel bedeuten, wenn sich zu demselben nicht der Sinn gesellt, noch die Kraft, die es auszuführen vermag, noch endlich die That, welche der Kraft ihren Nachdruck giebt und ihre Vollendung und Krone ist. Allein darum übersetzt unser Held unwissend, obwohl die Auslegung richtig wäre, den Text falsch. Denn im Anfang war nicht die That, sondern das Wort, die Meldung, der Anlaß, die Botschaft, die Aufforderung. Sie sollen wir ergreifen, und zur That herrlich gestalten. Da er aber diese letztere in den Anfang setzt, so beraubt er sich ihrer, und was bleibt ihm nun übrig, als das Thatenlose oder gar die Unthat.

Des Pudels Heulen und Bellen begleitet diese schiefe, verkehrte Uebersetzung als wundersames Gegenstück. Aber was müssen wir sehen, ist das natürlich? Wie wird der Pudel lang und breit? Er erhebt sich mit Gewalt, Geister lassen sich auf dem Gange vernehmen.

Faust sucht die Ungestalt zu beschwören. Sein

gelinder Zauber hat ihr jedoch nichts an. Nun verstärkt er ihn und droht mit dem stärksten.

Da fällt der Nebel und Mephistopheles tritt, wie ein fahrender Scolast gekleidet, hinter dem Ofen hervor, und begrüßt den Doctor auf seine Weise. Sie beginnen nun ihre Wechselrede. Mephistopheles kündigt sich als böses Princip, als Geist des Verneinens an. Er ist darüber ziemlich ausführlich und nimmt für seine Wirksamkeit die Sphäre der ganzen Schöpfung in Anspruch, ja um seinem Werthe und Range nichts zu vergeben, rückt er damit in den Uranfang hinauf. Zugleich bietet er dem Doctor, als einem so gelehrten Manne, sogleich einen Widerspruch dar, an dessen Lösung jener seine Kunst beweisen kann. Er nennt sich nämlich einen Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft. Es kommt indessen zuletzt heraus, daß sich der Teufel dießmal eigentlich verfangen und betrogen. Er kam zwar als Pudel ungehindert zur Thür herein, doch kann er als Teufel nicht heraus. Ihn bannt nämlich ein beim Hereinspringen ungesehener, an der Schwelle der Thür befindlicher Zauber. Diese muß er nach einem Gesetz der Geister zurück passiren, will er anders Befreiung haben.

Da wäre denn nun die schönste Gelegenheit den Teufel zu halten. Und unser Doctor hat nicht übel Lust dazu. Ein so wichtiger Fang ist keine Kleinigkeit, und Niemand thut ihn zum zweiten Mal. Hat sich überdieß der Teufel selbst eingesperrt, so mag er auch zusehen, wie er davonkommt. Indessen weiß sich der Teufel, obwohl er in der Klemme ist, besser als der Doctor in seinen Verlegenheiten Rath. Er wird nicht hitzig, noch giebt er sonst etwas Wildes, Verkehrtes und Verzweifeltes an. Er zeigt sich vielmehr als unfreiwilliger Gast gegen den Doctor sehr artig und gefällig. Zur Unterhaltung, demselben die Zeit zu kürzen, ist er bereit, seine kleinen Gesellen, die ihm überall folgen, singen dem Doctor auf seinen Befehl etwas Liebes, Angenehmes, schmeichelnd Wahnvolles vor, wie es dieser gern haben mag. Und siehe, eine unbekannte geheime Lust ergreift den Doctor, wiegt ihn ein, umnebelt seine Sinne. Da ist er eingeschlafen. Nun beschwört der Herr der Ratten und der Mäuse, der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse eine Ratte heran. Sie muß mit ihrem Zahne die Kante des schief gezogenen Pentagramms wegbeißen, welche den Teufel bannte. Nun ist der Ausgang frei, und Mephistopheles eilt da-

von. Faust mag forträumen, und wenn er erwacht, sich, wie er thut, wundern, daß er abermals betrogen worden; zugleich mag er fühlen lernen, daß er noch nicht der Mann sey, den Teufel festzuhalten.

Die Einführung des Mephistopheles ist so originell und meisterhaft, daß wir vorerst bei ihr verweilen. Und zwar um so mehr, als das neue Hauptelement hinzu tritt, das der Tragödie, dem Gedicht bis an sein Ende verbleibt, und die Hauptwirkung herbeiführt. Nun aber haben wir uns bei dieser Einführung des Mephistopheles alle derselben vorausgehenden Motive zu vergegenwärtigen, um uns recht fruchtbar daran zu ergötzen.

Die bisherigen Scenen schildern uns Faust, wie er von allem Guten und Schönen mächtig angezogen, aber auch eben so heftig abgestossen wird. Zuerst hat er sich mit Neigung und Leidenschaft der Wissenschaft hingegeben, die ihn unbefriedigt und gequält von sich läßt. Dann sucht er die Natur zu erfassen, die ihm nur ein verworrenes Bild ihres Geistes zeigt. Auch höhere Genien, wie das Christenthum, verfehlen ihre Wirkung und Kraft, der beschränkte, freundliche Zustand in der Studirstube beengt ihn nicht weniger, wie der freie und heitere in offener Welt

und Natur, und das glanzvollste Gestirn des Tages vermehrt und schärft nur seine Qual. Hier können wir uns nicht verhehlen, daß Faust von dem Edelsten des Himmels, der Welt und der Menschheit unbefriedigt und aufgegeben zurückkehrt. Es sind nicht feindliche Mächte, dunkle Gewalten, die ihn hindern, sich ihm neidisch und mißgünstig in den Weg stellen, sondern es sind solche, auf denen die Wahrheit des Lebens und das Trefflichste und Höchste der Menschheit beruht. Nun erst aber, nachdem er sich von allem Guten der Welt abgewandt, tritt das böse Princip in seiner Wirksamkeit ein, und nicht zudringlich, anmaßend, sondern von ihm selbst aufgerufen, herangefordert. Und was sich hierbei ergiebt, ist in der That so beachtenswerth, als anziehend.

Wie dem größten Sturm eine tiefe, schweigende Stille zum letzten Male vorausgeht, so auch zeigt sich eine scheinbare Ruhe, die wir bisher an ihm nicht kannten, über Faust's Wesen ergossen, wie er nach dem Spaziergange das Zimmer wieder betritt. Es scheint doch, als habe die tiefe göttliche Stimme, die uns stets in unserm Innern begleitet, Gehör bei ihm gefunden, den Weg sich in sein Herz gebahnt, und das heftige Streben gemindert. Er wendet sich an je-

nes höchste Denkmal, das sie als äußere, gestaltete That und Handlung in der Weltgeschichte zurück gelassen, und wovon uns die Urkunden des Neuen Testaments so herrliches Zeugniß ablegen. Aber Aeußeres und Inneres antworten ihm nicht mehr. Es ist ein vergebliches Aufbieten aller Kräfte des bessern Selbst. Und dieser täuschende Zustand, diese erkünstelte Ruhe verbergen sich nicht lange. Da, wo er die höchste Aufklärung finden könnte über das, was ihm fehlt, und der Hauptmangel an ihm ist, macht er sich die Erkenntniß durch die falsche Deutung unmöglich. Während das Heilige ihn längst zur That begeistert haben sollte, müht er sich erst grüblerisch um den Wortverstand desselben, und zeigt dadurch, daß ihm dasselbe fremd und eine Aeußerlichkeit geblieben. Denn es ist umsonst, die That, die unser innerstes Eigenthum seyn soll, dem Wort, das zu ihr auffordert, auch zuzuschreiben, und so durch die thörichte Auslegung vom Vollbringen des Höchsten sich los zu sprechen. Dieser Mißgriff ist so schlimm und verstimmend als die Laute der Hölle, von denen er begleitet wird. Und es ist in der That wundersam schauer- und grausenvoll, wie sich hier in das Heiligste, was Faust zu thun wähnt, dem aber seine innerste Seele fern ist,

nur lauter und lauter die Stimme und Gestalt des Entgegengesetzten, des Unheiligen mischt. Endlich weicht die Verstellung. Nur noch zu einer kräftigen Beschwörung und Zauberei dient dem Manne, der so inbrünstig that, die christliche Formel, die seine Andacht erwecken sollte. Daraus erkennen wir, daß Faust eigentlich dem Bösen längst verfallen ist, und daß er schon im heimlichen Bunde mit ihm steht, ehe er weiß, daß er im Pudel einen Gast der Hölle ins Haus geführt. Und so ist es denn nur das Letzte, was er noch thut, die Spitze, auf die er sich stellt, indem er sich im Scheingebrauche des Heiligen abmüdet. Dem Bösen wird so die Gelegenheit gegeben, sich zu völligster Freiheit zu entbinden, so daß es in vollendeter Gestalt sich enthüllt und leibhaftig vortritt. So ist denn also der tiefste Contrast in uns, den wir selber erzeugen, der unheilvollste. Er erweckt das Widerwärtige der Welt, das Höhnende, Dämonische, Böse außer uns, und wir geben ihm nur durch die eigene Verstimmung Eingang, Macht und Nachdruck.

Ob denn nun aber ein solcher Contrast, ein Böses, Fliehenswerthes, Dämonisches wirklich außer uns wandelt? Ob es denn wohl mehr als eine Prahlerei von Mephistopheles ist, wenn

er sich als das zerstörende, feindliche Element aufführt, und sich somit Realität und Wirklichkeit beilegt? Gar wohl! wenn auch jenes Böse nicht in solcher Form, wie es sich hier in der Dichtung giebt, erscheint, noch mit Schwanz, Hörnern und Klauen uns in den Weg tritt, wie es sich die kindliche Vorstellung ahnender Völker bildete.

Es umgiebt und umbraust uns im verheerenden Sturme, in Brand und Fluthen, im Hagelschlag, in Mißwachs, Krankheit, Pest, Verderben, und jedem schadenfrohen Unglück. Das Häßliche der Natur, die Un- und Mißgestalt, das Ungeziefer weist gleichfalls auf sein Daseyn. Die verderbliche Macht, die Länder bewegt, und theils aus dem Abgrund hebt und wieder zurückstürzt, giebt ebenfalls Zeugniß davon. Und in der moralischen Welt, in der Welt des Menschen, säet es die Saat von Unheil und Untugend aus, die als Tücke, Bosheit, Frevel und Verruchtheit sich spiegelt. Ganze Länder, Erdstriche und Zeiten sehen wir davon ergriffen, und wie unter einer Geissel erliegen. Wir mögen es Krieg, den Tyrannen, Revolution, den Mörder, Dieb und Räuber, den Bösewicht, Haß, Neid, Willkür und Unrecht benennen — hinter allen diesen und andern Masken zeigt es sich bloß verschiedenartig wirksam.

Hier aber kann die Frage nicht seyn, ob das Böse außer uns sey, ob es für sich Realität habe, ob es selbstständig und in seiner Art eben so auf sich gestellt und gewiesen sey, wie das Gute, sondern das ist die Frage, welches Verhältniß wir im tiefsten Grunde unserer selbst zu ihm haben, und zweitens, wie es sich damit im Ganzen der Welt verhalte.

Auf jenes Erstere müssen wir antworten: Sind wir wahr und treu, so hat es keine Macht über uns, wenigstens nicht über unser Inneres. Durch Klugheit, Energie und Muth können wir ihm in den meisten Fällen sogar nach außen begegnen, und durch Besonnenheit ihm selbst einen heitern Gebrauch abgewinnen.

Sind wir freilich aber in unserm Innern unwahr: dann gewinnt es Macht über uns, und zeigt uns sein höhnisches Angesicht, mit dem es von außen unser tiefstes Innere durchschauert. Wir sind dann auf so lange seine Knechte, bis die verwiesene Wahrheit nach ihrem Gesetz in unserm Herzen wieder Raum gewinnt.

Denn das ist der Irrthum des Menschen, daß er die Wahrheit eben so, wie das Falsche und Böse, ohne Maaß, Ziel und Gesetz sich zueignen zu können wähnt. Beide Welten umgeben ihn

stets. Er mißt den Hader, in dem er gegen sie kämpfend steht, ihnen selbst bei. Allein in ewigem Frieden, wie die Finsterniß vom Licht geschieden, steht das Wahre hüben, das Böse drüben. Die beiden streiten in ihrer uranfänglichen Macht und in ihrem ursprünglichen Rechte nicht mit einander, wo sie sich ganz im Gleichgewicht finden. Es ist nur der Mensch, der sie beide gleich willkürlich ergreift, und ungebändigt und gesetzlos brauchen mag. Er hält sich fürs Gute wie fürs Böse unbedingt und grenzenlos bestimmt. Allein wie sein Auge nicht hellstes Licht sehen, noch tiefste Finsterniß ertragen kann, sondern nur in einem gesetzlichen Mittelzustande zwischen gemindertem Licht und Dunkel seine Kräfte erweist, und dann nicht Licht und Finsterniß in ursprünglicher Reinheit sieht, jedoch eine herrliche Farbenwelt aus beiden erbaut, als gemäßigtes Licht und Finsterniß: so ist unbedingte Wahrheit, absolutes Licht derselben dem Menschen nicht vergönnt, aber ihn drängt und preßt auch dafür nie absolute Finsterniß, ewiges Dunkel.

Und er danke Gott für diese weise Mäßigung und Gesetzlichkeit. Wäre er nur der Willkür und einem unbegrenzten Streben übergeben, hätte Gott nicht die Schranken von innen und von

draußen das Uebel, den Teufel, als bösliche gegenwirkend, dazu bestellt, er würde sich in seinem eigenen Abgrunde von Verworrenheit nur verzehren. So kühlt ihn jedoch das Böse, der Teufel, wenn das innere Maaß überhört, seine leise Stimme verworfen ist, in seinem unbedingten Streben, es zeige sich nun als ein heftig Vordringendes oder grenzenlose Ruhe, auf eine wohlthätige Weise ab, und weckt und lenkt die Kraft wieder zu Besserem und Würdigeren.

Und die Geschichte stellt die höchsten Beispiele auf, daß die entfesselte Kraft des Bösen nicht schade, sondern nütze.

Des Judas Verrath am Herrn bereitete der Welt jenes Auferstehungsfest, das sie mit Liebesglanz zu höchsten Hoffnungen einer ewigen, geistigen Fortdauer erregte. Noch lange würde der befangene Sinn selbst der bessern Jünger sich nur eine irdische Glückseligkeit des Herrn geträumt haben. Da öffnete ihnen der Herr, indem er das Böse litt und duldete, den höhern geistigen Blick, der uns über's Dunkelste und Schwärzeste der Erde erhebt. Dieses dient nur, wahrhaft Höheres in seinem Glanz zu zeigen und von allem Unächten und Falschen, wie hier dem trügerischen Wahn und irrigem Hoffen der Jünger,

zu befreien. Wie aber wäre wohl so hoher, auſſerordentlicher Erfolg ohne des Judas Verrath möglich gewesen?

Eben so erschuf Roms Gewaltthätigkeit, Tyrannei und Laster dem Erdkreis Bildung, und machte es möglich, daß sie, die in bester, glücklichster Zeit bei einem Volk, den Griechen, entstand, von Barbaren nicht ganz in Trümmer geschlagen ward, sondern in ihrem Ueberreste denselben später zum Heil und Lichte wurde. Roh, ungeschickt und gewaltsam war allerdings Roms eigenes Gesetz, unter das es den Erdkreis zu einem Ganzen fügte, und womit es tödtlich traf, was ihm widerstrebte. Gleichwohl erweckte es durch sein Beispiel mit dem ungeheuren Reiche den Sinn für Maaß und Ordnung in geselligem Verkehr, und dieser Sinn vererbte sich als vollkommenes besseres Gebahren an die Geschlechter der neuern Welt und ward dort zum Höchsten vervollkommt.

Noch ist das Andenken des Dämons nicht verklungen, der auf Helena's Eilande gebändigt, gefesselt, ohnmächtig verschied, als die neueste Tageswelt ihrer bessern Macht sich bewußt ward, und zu ihr zurück kehrte. Er hatte sie, so lange sie von jedem Bessern abgefallen war, in ihrer

trägen Ruhe, Kraftlosigkeit und Unwirksamkeit unangenehm genug und düster aufgestört, und fast an den Rand des Verderbens gebracht.

Hier zeigt es sich offenbar, daß das Böse nicht gefährlich sey, wenn kräftige Leitung über demselben wacht. Und wir genießen es vollends in Ruhe, wenn es als gebändigte Willkür uns entgegen tritt, sey es beim Ueberblick der Weltgeschichte dem Ganzen harmonisch eingeordnet, oder sey es als Gedicht oder sonst etwas unschädlich Phantastisches kunstgemäß behandelt. Auch unser Dichter stellt uns das Böse in seinem klassischen Gedicht, womit wir uns gegenwärtig beschäftigen, erfreulichst dar, indem es aus roher, grasser Unform entlassen und gebändigt, als Schalk erscheint, der des Menschen Ruhe nur stört, um ihn an kräftige Bedingung und an die Einsicht derselben durch sein Verneinen zu gewöhnen.

Ich wende mich nunmehr zum zweiten Punct, zur Betrachtung des Verhältnisses des Bösen im Weltganzen.

Wie der Mensch sich zum Guten grenzenlos gestellt wähnt, so hat er vom Bösen, geht ihm das Gefühl, das Gewahren desselben auf, nur den verworrenen, maßlosen Begriff, daß es eine unregelmäßig wirkende Macht sey. Und was sich

dem menschlichen Daseyn und Wollen zunächst entgegensetzt, nennt er ohne Unterschied das Böse, ohne zu bedenken, daß sein eigenes bloßes Daseyn, sein bloßes Wollen, ohne daß er jenes zur Vernunft und zum Seyn, und dieses zu dem wahrhaft guten Willen verklärt, sehr gleichgiltig sind. Wiederum verdirbt Willkür, die dem Menschen so gefällig schmeichelt, schrankenlos und ungebändigt waltend, den Menschen, während sie dem Maaß und so zu sagen einer kunstgerechten Behandlung unterworfen, ihn nur zu erfreuen, zu erquicken und zu stärken geeignet ist.

Weil das Böse das bloße Wollen, die Willkür, das Daseyn nicht begünstigt, versetzt es den Menschen in einen apprehensiven Zustand. Es gehört ein höherer Geist, viel Bildung und vor Allen eine große Selbsterhebung dazu, um vor dem Furchtbaren, es trete uns aus der physischen oder moralischen Welt entgegen, nicht zu erschrecken, sondern es als ein Gesetzliches seiner Art zu erkennen, auf ein Gesetz zu beziehen.

So hat z. B. die Finsterniß für den Menschen viel Abschreckendes. Zugegeben aber, daß der Tag von dem Urquell des Lichts ausgehend, weil er uns erquickt, belebt, erfreut, alle Verehrung verdient, so folgt noch nicht, daß die Finsterniß,

weil sie uns unheimlich macht, abkühlt, einschläfert, sogleich als böses Princip angesprochen und verabscheut werden müsse. Wir finden es auch bei einiger ruhigen Ueberlegung bald heraus, denn, indem uns die Nacht in ihrem ruhigen Zustande versammelt, stellt sie die Kräfte her, die der Tag in seinem ausgedehnten, weitschichtigen Zustande verzettelt, verbraucht. Aber bei dem Letztern finden wir uns thätig und bewußt, bei dem Erstern leidend und unbewußt, und so zu sagen in fremder Macht. Darum verabscheuen wir die Nacht, ohne zu bedenken, daß ein ewiger Tag in seinem zerstreuenden Wesen uns nur aufreiben und jämmerlich zerstören würde.

Eben so fürchten wir jene großen, verderblichen Naturwirkungen, die gleichsam als ein hemmendes, störendes Princip in das, was wir das eigentliche Leben nennen, einbrechen. So fürchten wir vor Allen den Tod und jede Verwüstung. Allein wir bedenken hierbei eben so wenig, wenn die Folge der Geschlechter etwas Erfreuliches hat, wenn die Natur die tausend und aber tausend Leben auf dieser Welt erzeugen, schaffen sollte, daß die Erde und die Welt die Masse ihrer Lebendigen bei einem uneingeschränkten, nie endenden Daseyn derselben nicht fassen würde. Hier macht der Tod,

die Verwüstung nur wohlthätig Platz, daß an der Stelle des Alten ein Neues eintreten kann, daß die Natur das unschätzbare Leben nicht an Wenige nur, sondern an Unzählige hat vertheilen können. Denken wir uns nun jenes Aeltere nicht immer bei der ursprünglichen Tüchtigkeit verharrend, sondern durch Irrthum und Wahn abartend, welch' ein Schauplatz von Elend müßte ohne die Nachwirkung des neuen frischen Lebens, das durch den Tod, die Vernichtung, Aufhebung des Aeltern erst zum Rechte, zum Daseyn gelangt, diese Erde und Welt nicht werden? So schaudern wir also in einem dumpfen, eingeengten Gefühl vor dem Nothwendigen, verabscheuen es, während der Geist, der es im Ganzen übersieht, zu übersehen vermag, seiner heilsamen, nützlichen Wirkung sich erfreut.

Schwerer ist über das Böse, Verderbliche, Unheilbringende, Rechenschaft zu geben, insofern es im individuellen Charakter hervortritt: denn der Mensch soll sich als Individuum nicht dem Häßlichen, Bösen ergeben, sondern sich zu dem Guten, Schönen und Wahren auferbauen, das ihm als Individuum gerade immer fehlt, wenn er auch im Ganzen, als zur Menschheit und Welt gehörig, welche die höchste Vollkommenheit enthalten, die Anlage zu dem Vortrefflichen in sich trägt, und

ihm alle dasselbe erschaffenden Kräfte mitgegeben sind. Diese stehen freilich, wie das übrige Weltganze, aus dem sie entsprungen sind, in einem Gegensatze unter sich, und wechseln darin in gewissen regelmäßigen Pulsen ab, wie etwa Licht und Finsterniß. Weil indessen die eine Seite des Gegensatzes, die beschränkende, hemmende, verneinende, mindernde sich von selbst macht, so soll sich das Individuum an die andere, wo seine Thätigkeit und alles Höhere, Würdigere und Gute derselben, seine Freiheit entspringt, vorzugsweise halten. Und doch können wir das Böse, das Verneinende auch hier, tritt es nur geordnet, als consequent handelnde Macht hervor, lobenswerth, ja nothwendig finden.

Denken wir uns z. B. eine schlechte Zeit, wo unter dem Schein höchster Gesetzlichkeit von außen nach innen Alles verfällt; ja wo jene äußere Gesetzlichkeit, als erworbener, überlieferter Vorzug, das innere Verderben so recht begünstigt, ihm Giltigkeit und Sanction verleiht. Nun denke man sich einen überlegenen selbstischen Geist, der jene Schwäche wohl durchschaut, den ohnmächtigen Zustand benutzt, um an seine Stelle irgend ein in seinem Geiste kräftig entsprungenes Andere, z. B. einen rastlosen Kriegszustand, zu setzen, wo ein

Aufgebot aller Kräfte des Menschen in höchst gefährlicher Situation in jedem Augenblick statt findet, würde uns ein solcher Charakter nicht sehr lobenswerth, höchst erwünscht und erfreulich erscheinen müssen, indem er die faule, hochmüthige, unbedingte Ruhe einmal aufstörte, und ihr das wohlverdiente Ende bereitete?

Schon oben habe ich einmal beispielsweise auf Bonaparte hingedeutet. Gewiß müssen wir ihm unbedenklich Beifall geben, wenn er in seiner eigenen Nation dem rastlosen Wechsel von Willkür und unsinniger Tyrannei, in glücklich vollführter Usurpation, durch eine wohlgeordnete Gewaltherrschaft ein Ende machte. Schwerer ist sein Benehmen nach außen zu rechtfertigen, und erträglich zu finden. Gleichwohl hat er auch hier genutzt, indem er nur zu schaden beabsichtigte. Gedenken wir nur jenes einzigen Vortheils großer Einigkeit unter den Herrschern, die seine verderbliche Gegenwirkung herbeiführte. Diese Einigkeit ward die Grundbedingung zu jenen Großthaten der Jahre 1813—1815, während vorher eine kleinliche, durch keine höchste Gefahr zu ungetheilter Anstrengung und Resolutheit aufgerufene Cabinetspolitik dieselben Kräfte einzeln und sich selbst nur zur Schmach vereitelte, wie die

Tage des Unglücks von Ulm, Austerlitz und Jena hinreichend beweisen.

Bonaparte giebt uns aber auch den Beweis, wie das Selbstische, das verneinend Kräftige und Beunruhigende, wenn es selbst bis zur Genialität gesteigert worden, und so gewissermaßen auf den höchsten Gipfel gelangt ist, nicht willkürlich und grenzenlos ausgedehnt gedacht werden kann. Die Katastrophe, die ihn zuletzt betraf, schreibt sich nur daher, weil er aus dem Gesetzlichen seiner eigensten Weise ins Willkürliche hinüber sprang, indem er die Welt nur ganz schlecht nahm, ohne zu bedenken, daß sie nur ohnmächtig und selbstvergessen, jedoch nicht verderbt und ohne Vorzug war. Sie bewahrte vielmehr im tiefsten Grunde einen höhern Kern vom Guten, durch die Jahrhunderte erzeugt, in sich, als er ihn, durch eine einseitige Beobachtung beschränkt und verführt, zutraute.

Diese Erkenntniß solches verborgenen Guten, das nur schlummerte, nicht abhanden gekommen war, und durch einen Gegenreiz nur kräftig geweckt werden durfte, fehlte ihm: denn leider war unter seiner Nation das Verderben seit Jahrhunderten einheimisch geworden, und er beurtheilte darnach den Zustand des übrigen Europa. Daher die ihm selbst unbegreifliche Reaction, als jener Kern des Guten

sich regte; daher die plötzliche Umgestaltung seiner großen, imposanten Macht, die nur so lange, als sie auf Falsches, Unzureichendes traf, sich übermächtig zeigte, dann aber zur wundersamsten Ohnmacht und Niederlage versank, als das Tüchtige, Gute, Resolute, seines Rechts sich Bewußte ihr entgegen wirkte. Denn, wenn auch das Verneinen in dieser Welt richtig ist, und in seinem Theile zur Erhaltung und Wiederherstellung des Ganzen mitwirkt, so darf es doch nicht grenzenlos gedacht werden. Ihm stellt sich von der andern Seite ein Bejahen gegenüber, das jene Gegenwirkung beschränkt, wie es von ihr seinerseits von grenzenlosem Thun abgehalten wird.

Nun hat unser Dichter dieß Alles, was wir hier als Verneinendes in der Natur, in der moralischen Welt, im individuellen Charakter, doch in diesem letztern als meist sich selbst überspringend darstellten, mit vollendeter Harmonie und in richtigem Ebenmaße in seinem Mephistopheles zur Anschauung gebracht. Hier ist das natürliche Verderben, die moralische Verruchtheit, die geistig boshafte Ueberlegenheit als selbstständig und auf sich gewiesen dergestalt geschildert, daß sie ihr Gebiet wohl erkennt, und nicht darüber hinauswirkt. Dieser Teufel streitet daher eigentlich mit

nichts Vernünftigem in der Welt, und findet sich auch in keinem Widerspruch mit demselben. Es ärgert ihn auch nicht, insofern es auf seine eigenste Weise selbstständig auf sich beruht. Dem Falschen, Halben, Schiefen, Verworrenen, Willkürlichen, Uebermüthigen, Frechen begegnet er dagegen sogleich mit Schadenfreude und überbietet es in genialer Ueberlegenheit. Weil er es denn hier jedesmal mit großer Sicherheit trifft, auch mit Rechtmäßigkeit thut, da er nichts wirklich Gutes verhöhnt, so erregt er unser Vergnügen, ja zuletzt unser Erstaunen, indem er den Begriff vom Bösen, das wir uns nur als etwas willkürlich Ungeordnetes und Untergeordnetes denken, in den Begriff von etwas Gesetzlichem verwandelt, das sich zuletzt als unentbehrlich darstellt, wenn sich die Schöpfung gegen das Unzulängliche behaupten und erhalten soll.

Ueber diese Gesetz- und Regelmäßigkeit seiner Bosheit, seines Verneinens geben die Zeilen den Beleg, in denen er sich selbst exponirt. Auf die Frage Faust's:

Nun gut, wer bist du denn?

erwiedert er:

Ein Theil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Nur als einen Theil betrachtet er sich in seiner

Wirksamkeit von jener Kraft, die das Böse stets will, und diese Kraft ist wiederum ein Theil, nicht das Ganze der Kraft des Universums:

Ich bin ein Theil des Theils, der Anfangs alles war,
Ein Theil der Finsterniß, die sich das Licht gebar,
Das stolze Licht, das nun der Mutter Nacht
Den alten Rang, den Raum ihr streitig macht.

Hiernach schildert er sich als eines der Urprincipe der Welt, welches das Ganze, woraus dieses besteht, zu Stande bringen hilft. Er nennt diese Urkraft Finsterniß, und nennt sie das Erste, ehe das Licht war. Dieses stimmt ganz mit jenen Entdeckungen, die auf dem Gebiete der Naturwissenschaft längst kein Geheimniß mehr sind, überein, daß die Finsterniß eine eigenthümliche, von Gott geschaffene Welt- und Urkraft sey, welche das ihr Obliegende durch den Gegensatz eben so vollbringt, wie das Licht das ihm Obliegende auf seiner Seite in seiner Weise. Beide zusammen fördern und erhalten nur das Leben, indem das Licht übermäßig blendet, aufreizt, die Finsterniß dämpft und verneint. Ferner aber ist dieß zugleich nur die älteste Anschauung der Dinge, wovon uns die mosaische Schöpfungsurkunde Zeugniß giebt, indem die Finsterniß dem Lichte voranging. Aus ihr oder nach ihr wenigstens sind erst das Licht und die einzelnen Dinge hervorgebracht worden. Die Finsterniß

als Chaos, als Samen aller Dinge betrachtet, kommt noch anderweitig in den Vorstellungen der alten Welt vor, woran sich die neuesten wissenschaftlichen Erfahrungen anschließen. Wenn sich das Licht als vordringende, zerstreuende Kraft bezeugt, weßhalb sich an diesen seinen Begriff der Begriff der Weltschöpfung, der Entstehung, des Herausganges der Dinge knüpft, indem das Schaffen, Hervorgehen nichts als ein solches Ausstreuen, Zerstreuen der Dinge ist, die aus ihrem eingehüllten dunkeln Uranfange dergestalt heraustreten, daß sie für sich etwas sind: so ist die Finsterniß die mäßigende, zurückhaltende, dem übermäßigen Zerstreuen entgegen wirkende Kraft. Dieß wird in der Schöpfung und Welt als ein Vernichten, Hemmen, Verderben, Zerstören und Verneinen, so oft es sichtbar wird, gewöhnlich bezeichnet, da man dem Lichte und seinem Zerstreuen das Beleben nur allein zuschreibt.

Hierauf deuten denn die Zeilen:

Ich bin der Geist, der stets verneint!
Und das mit Recht; denn alles was entsteht,
Ist werth, daß es zu Grunde geht;
Drum besser wär's, daß nichts entstünde.
So ist denn alles was ihr Sünde,
Zerstörung, kurz das Böse nennt,
Mein eigentliches Element.

Hieraus ist ferner endlich der Ausfall auf das Licht zu begreifen:

Das stolze Licht, das nun der Mutter Nacht
Den alten Rang, den Raum ihr streitig macht,
Und doch gelingt's ihm nicht, da es, so viel es strebt,
Verhaftet an den Körpern klebt.
Von Körpern strömt's, die Körper macht es schön,
Ein Körper hemmt's auf seinem Gange,
So, hoff' ich, dauert es nicht lange
Und mit den Körpern wird's zu Grunde gehn.

Als Commentar dieser Zeilen, sey es mir erlaubt, eine Aeußerung des Dichters aus dem ersten Bande seiner Mittheilungen zur Naturwissenschaft hinzuzufügen, von der ich schon oben Gebrauch gemacht habe: „Zugegeben, daß der Tag von dem Urquell des Lichts ausgehend, weil er uns erquickt, belebt, erfreut, alle Verehrung verdiene, so folgt noch nicht, daß die Finsterniß, weil sie uns unheimlich macht, abkühlt, einschläfert, sogleich als böses Princip angesprochen und verabscheut werden müsse; wir sehen vielmehr in einem solchen Verfahren die Kennzeichen düster-sinnlicher, von den Erscheinungen beherrschter Geschöpfe."

Diese Aeußerung findet sich vom Dichter noch von folgender Vorbemerkung begleitet: „In der Geschichte überhaupt, besonders aber der Philosophie, Wissenschaft, Religion, fällt es uns auf,

daß die armen beschränkten Menschen ihre dunkelsten, subjectiven Gefühle, die Apprehensionen eingsengter Zustände, in das Beschauen des Weltalls und dessen hoher Erscheinung überzutragen, nicht unwürdig finden.“

Endlich geben uns die nachfolgenden Zeilen die Versicherung, daß die verneinende, vernichtende Gewalt im Universum, welche hier unter der allgemeinen Benennung der Finsterniß begriffen wird, nicht über ihren Kreis herauszutreten vermöge, also nicht übermächtig, Alles verneinend und aufhebend, herrsche, sondern nur diese Wirksamkeit innerhalb gewisser Grenzen beweise, so weit es zum Heil des Ganzen als nothwendig ist, und ohne daß das Schaffen, Entspringen, Entstehen dadurch beeinträchtigt, verkürzt und vermindert wird:

Was sich dem Nichts entgegen stellt,
Das Etwas, diese plumpe Welt,
So viel als ich schon unternommen,
Ich wußte nicht ihr beizukommen,
Mit Wellen, Stürmen, Schütteln, Brand,
Geruhig bleibt am Ende Meer und Land!
Und dem verdammten Zeug, der Thier- und Menschenbrut,
Dem ist nun gar nichts anzuhaben.
Wie viele hab' ich schon begraben!
Und immer zirkulirt ein neues, frisches Blut.
So geht es fort, man möchte rasend werden!
Der Luft, dem Wasser, wie der Erden

Entwinden tausend Keime sich,
Im Trocknen, Feuchten, Warmen, Kalten!
Hätt' ich mir nicht die Flamme vorbehalten;
Ich hätte nichts Apart's für mich.

Diese bedingte Wirkung wird außerdem noch durch Faust's unmittelbar darauf folgenden Worte bestätigt:

So setzest du, der ewig regen,
Der heilsam schaffenden Gewalt
Die kalte Teufelsfaust entgegen,
Die sich vergebens tückisch ballt!
Was anders suche zu beginnen
Des Chaos wunderlicher Sohn!

Ueber den Ausdruck: „Nichts," der oben gebraucht worden, ist noch zu bemerken, daß der Dichter darunter nicht ein reines, vollkommenes Leere, ein nichtiges, nicht seyendes Nichts versteht, sondern daß damit die Vorstellung des chaotischen Uranfangs gemeint sey, in welchem alle Dinge unenthüllt und ungesondert vorhanden sind, und in den sie nach ihrer Auflösung ungesondert wieder zurückkehren, entgegen gesetzt dem Zustande ihrer eigentlichen Enthüllung und Sonderung, wie sie im Lichte erscheinen. So bezeichnen wir ja gewöhnlich die Finsterniß nur als einen Mangel, ein Fehlen des Lichts, also als ein vollkommenes Leere und Nichtseyendes, durch Abwesenheit des Lichts Entstandenes. Sie ist aber nicht ein solcher bloßer

Mangel des Lichts, sondern etwas außer und neben dem Lichte Bestehendes, sein Gegentheil, das Andere desselben, das, wenn man das Licht und seinen enthüllten, frei gewordenen Zustand unter der Benennung des „Etwas" begreifen mag, als unenthüllter, in sich gepreßter, von der Nothwendigkeit und Gewalt beherrschter Zustand, und somit als das verneinende Gegentheil, unter der Formel „Nichts" schicklich benamst wird.

Nun möchte noch zu entwickeln seyn, wie und auf welche Weise dem Dichter die Erfahrung eines solchen großen ungeheuren Gegensatzes, der hier als Finsterniß, Verderben, Sünde, Verneinung, Nichts u. s. w. mannigfaltig bezeichnet wurde, und sich ihm in der fortgesetzten poetischen Anschauung zu seinem Mephistopheles ausbildete, zuerst geworden ist. Auch hierüber finden sich in seinen Lebensbekenntnissen Andeutungen.

Den Anstoß hierzu gab unstreitig das Ereigniß, wovon der Dichter selbst sagt, daß es die Gemüthsruhe des Knaben zum ersten Male im tiefsten erschütterte, das Erdbeben von Lissabon.

„Am ersten November 1755 ereignete sich das Erdbeben von Lissabon, und verbreitete über die in Frieden und Ruhe schon eingewohnte Welt einen ungeheuren Schrecken. Eine große präch-

tige Residenz, zugleich Handels- und Hafenstadt, wird ungewarnt von dem furchtbarsten Unglück betroffen. Die Erde bebt und schwankt, das Meer braust auf, die Schiffe schlagen zusammen, die Häuser stürzen ein, Kirchen und Thürme drüber her, der königliche Palast zum Theil wird vom Meere verschlungen, die geborstene Erde scheint Flammen zu speien: denn überall meldet sich Rauch und Brand in den Ruinen. Sechzigtausend Menschen, einen Augenblick zuvor noch ruhig und behaglich, gehen mit einander zu Grunde, und der glücklichste darunter ist der zu nennen, dem keine Empfindung, keine Besinnung über das Unglück mehr gestattet ist. Die Flammen wüthen fort, und mit ihnen wüthet eine Schaar sonst verborgener, aber durch dieses Ereigniß in Freiheit gesetzter Verbrecher. Die unglücklichen Uebriggebliebenen sind dem Raube, dem Morde, allen Mißhandlungen bloßgestellt; und so behauptet von allen Seiten die Natur ihre schrankenlose Willkür."

„Schneller als die Nachrichten hatten schon Andeutungen von diesem Vorfall sich durch große Landstrecken verbreitet; an vielen Orten waren schwächere Erschütterungen zu verspüren, an manchen Quellen, besonders den heilsamen, ein un-

gewöhnliches Innehalten zu bemerken gewesen: um desto größer war die Wirkung der Nachrichten selbst, welche erst im Allgemeinen, dann aber mit schrecklichen Einzelheiten sich rasch verbreiteten. Hierauf ließen es die Gottesfürchtigen nicht an Betrachtungen, die Philosophen nicht an Trostgründen, an Strafpredigten die Geistlichkeit nicht fehlen. So Vieles zusammen richtete die Aufmerksamkeit der Welt eine Zeit lang auf diesen Punct, und die durch fremdes Unglück aufgeregten Gemüther wurden durch Sorgen für sich selbst und die Ihrigen um so mehr geängstigt, als über die weit verbreitete Wirkung dieser Explosion von allen Orten und Enden immer mehrere und umständlichere Nachrichten einliefen. Ja, vielleicht hat der Dämon des Schreckens zu keiner Zeit so schnell und so mächtig seine Schauer über die Erde verbreitet."

„Der Knabe, der alles dieses wiederholt vernehmen mußte, war nicht wenig betroffen. Gott, der Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, den ihm die Erklärung des ersten Glaubens-Artikels so weise und gnädig vorstellte, hatte sich, indem er die Gerechten mit den Ungerechten gleichem Verderben preis gab, keineswegs väterlich bewiesen. Vergebens suchte das junge Gemüth

sich gegen diese Eindrücke herzustellen, welches überhaupt um so weniger möglich war, als die Weisen und Schriftgelehrten selbst über die Art, wie man ein solches Phänomen anzusehen habe, sich nicht vereinigen konnten."

„Der folgende Sommer gab eine nähere Gelegenheit, den zornigen Gott, von dem das Alte Testament so viel überliefert, unmittelbar kennen zu lernen. Unversehens brach ein Hagelwetter herein und schlug die neuen Spiegelscheiben der gegen Abend gelegenen Hinterseite des Hauses unter Donner und Blitzen auf das gewaltsamste zusammen, beschädigte die neuen Möbeln, verderbte einige schätzbare Bücher und sonst werthe Dinge, und war für die Kinder um so fürchterlicher, als das ganze, außer sich gesetzte Hausgesinde sie in einen dunkeln Gang mit fortriß, und dort auf den Knieen liegend durch schreckliches Geheul und Geschrei die erzürnte Gottheit zu versöhnen glaubte; indessen der Vater ganz allein gefaßt, die Fensterflügel aufriß und aushob; wodurch er zwar manche Scheibe rettete, aber auch dem auf den Hagel folgenden Regenguß einen desto offenern Weg bereitete, so daß man sich, nach endlicher Erholung, auf den Vorsälen

und Treppen von fluthendem und rinnenden Waſſer umgeben ſah."

Aber auch noch auf manche andere Weiſe machte unſer Dichter von einem ſolchen verneinenden, durch ſeinen grellen Widerſpruch ſtörenden Weſen häufig genug, und zwar in der Menſchenwelt, Erfahrung, wie er denn bei Anführung eines ſolchen Falles gegen Ende ſeines Aufenthalts auf der leipziger Univerſität, die Bemerkung hinzufügt: „Daß gewöhnlich, wenn unſer Seelenconcert am geiſtigſten geſtimmt ſey, die rohen, kreiſchenden Töne des Weltweſens am gewaltſamſten und ungeſtümſten einfallen, und der in Geheim immer fortwaltende Contraſt, auf einmal hervortretend, nur deſto empfindlicher wirke."

Von dem Widerwärtigen, ſtörend Beunruhigenden umgeben zu ſeyn, ſey daher der Menſch ſtets gefaßt. Er betrachte es aber nicht ganz außer Verhältniß zu ihm, und ſtelle ſich nicht allzu zart von ſeiner Seite gegen daſſelbe an. Im Gegentheil wird er ſolche verneinenden, ſcharfen Wirkungen, wenn ſie ſich von einem überlegenen Charakter herſchreiben, immer dankbar zu verehren, und manches Gute, Heilſame daraus für ſich herzuleiten haben. So führt uns der Dichter in dieſem Sinne zwei Männer in ſeiner Biographie

auf, die durch das Unruhige, Bittere in ihrer Art, in ihrem Betragen auf ihn vom größten Einfluß waren. Der eine derselben ist der berühmte Herder, der andere der Kriegsrath Merk. In Bezug auf den erstern und seinen Umgang mit demselben äußert er:

„Und so hatte ich von Glück zu sagen, daß durch eine unerwartete Bekanntschaft, alles, was in mir von Selbstgefälligkeit, Bespiegelungslust, Eitelkeit, Stolz und Hochmuth ruhen oder wirken mochte, einer sehr harten Prüfung ausgesetzt ward, die in ihrer Art einzig, der Zeit keineswegs gemäß, und nur desto eindringender und empfindlicher war."

Ueber den Kriegsrath Merk, den Goethe geradezu unter der Benennung Mephistopheles Merk in seiner Biographie anführt, giebt er folgende Schilderung:

„Dieser eigene Mann, der auf mein Leben den größten Einfluß gehabt, war von Geburt ein Darmstädter. Von seiner frühern Bildung wußte ich wenig zu sagen. Nach vollendeten Studien führte er einen Jüngling nach der Schweiz, wo er eine Zeitlang blieb und beweibt zurück kam. Als ich ihn kennen lernte, war er Kriegszahlmeister in Darmstadt. Mit Verstand und Geist ge-

lungen, hatte er sich schöne Kenntnisse, besonders der neuern Literatur erworben, und sich in der Welt- und Menschengeschichte nach allen Zeiten und Gegenden umgesehen. Treffend und scharf zu urtheilen war ihm gegeben. Man schätzte ihn als einen wackern, entschlossenen Geschäftsmann und fertigen Rechner. Mit Leichtigkeit trat er überall ein, als ein sehr angenehmer Gesellschafter für die, denen er sich durch beißende Züge nicht furchtbar gemacht hatte. Er war lang und hager von Gestalt, eine hervordringende spitze Nase zeichnete sich aus, hellblaue, vielleicht graue Augen, gaben seinem Blick, der aufmerkend hin und widerging, etwas Tigerartiges. In seinem Charakter lag ein wunderbares Mißverhältniß: von Natur ein braver, edler, zuverläßiger Mann hatte er sich gegen die Welt erbittert, und ließ diesen grillenkranken Zug dergestalt in sich walten, daß er eine unüberwindliche Neigung fühlte, vorsätzlich ein Schalk, ja ein Schelm zu seyn. Verständig, ruhig, gut in einem Augenblick, konnte es ihm in dem andern einfallen, wie die Schnecke ihre Hörner hervorstreckt, irgend etwas zu thun, was einen Andern kränkte, verletzte, ja was ihm schädlich ward. Doch wie man gern mit etwas Gefährlichem umgeht, wenn man selber davor sicher

zu seyn glaubt, so hatte ich eine desto größere Neigung mit ihm zu leben und seiner guten Eigenschaften zu genießen, da ein zuversichtliches Gefühl mich ahnen ließ, daß er seine schlimmen Seiten nicht gegen mich kehren werde."

Und so führt uns denn dieß zuletzt von selbst auf jene herrliche Eigenschaft des Dichters und der Poesie zurück, die sich über die Gegenstände, über Glück und Unglück, Gutes und Böses, Tod und Leben erhebt, und so zum Besitz einer wahrhaft poetischen Welt gelangt. Diese hohe Gewalt der Poesie weiß sich des Furchtbaren, Ungeheuren, Verderblichen so zu bemächtigen, daß sie damit nur spielt, es in einen Scherz verwandelt, und dadurch denn doch wieder jenes uralte Wort bestätigt, daß der Mensch in seiner höchsten Kraft und in ungetheilter, nicht bloß halber, einseitiger Anwendung derselben, zum kleinen Gott dieser Welt, zum Herrn und Gebieter dieser Schöpfung und ihrer Kräfte bestellt sey. Ihm mögen sie sich, wenn er sich in seiner Vollkraft zeigt, beugen, und so verliert sich denn auch jener Gegensatz von Finsterniß und Licht, als Urerscheinung dieser Welt und aller Dinge derselben, tief unter ihm, durch die darüber stehende Idee beherrscht, so wie Gott hoch erhaben und herrlich über Al-

kem steht, so daß Licht und Finsterniß, Leben und Welt leicht unter ihm dahin fließen, und weder das eine noch das andere sein ganzes Wesen bezeichnet, so wie es auch des Menschen ganze, höchste Kraft nicht ermißt.

Sechste Vorlesung.

Nachdem Faust in seiner gewaltsam vordringenden Weise glaubte, sich des Teufels ohne Weiteres bemächtigen zu können, nachdem dieser aber sich ihm eben so wie das Gute, das sich nicht ungestüm ergreifen läßt, entzog, womit angedeutet ist, daß mit Gewalt weder im Guten noch Bösen für den Menschen etwas auszurichten ist, naht Mephistopheles freiwillig und von selbst Fausten.

Er stellt sich ihm metamorphosirt als edlen Junker im goldverbrämten Kleide, einem Mäntelchen von starrer Seide, die Hahnenfeder auf dem Hut, mit einem langen, spitzigen Degen vor. So nach vornehmer Leute Weise zur leichten Lebensart gekleidet, räth er dem Doctor sich auf ähnliche Weise zu costumiren, um losgebunden frei zu erfahren, was das Leben sey. Zur Vertreibung aller Grillen bietet er ihm seine Gesellschaft an.

Diese Grillen plagen leider nur allzu sehr unsern Helden. In schmerzlichstem Gefühl ergießt er sich mit bittern Klagen über das Leben, nennt das Daseyn eine Last und wünscht sich den Tod.

Von Mephistopheles darüber geneckt, daß er in jener Nacht einen gewissen braunen Saft nicht ausgetrunken, bricht sein Unmuth nur vollends zur Furie los.

Er flucht jedem schönen Gefühl dieses Daseyns und Allem, was die Seele mit Lock- und Gaukelwerk umspannt, der Meinung, dem Besitz, dem Ruhm, dem Reichthum, dem Glück des Familienlebens, dem Wein, der Liebe, der Hoffnung, dem Glauben und vor Allen der Geduld.

Ein unsichtbares Geisterchor läßt sich ironisch über diese Zerstörung der schönen Welt vernehmen, und fordert unsern Helden auf, sie prächtiger in seinem Busen aufzubauen, um als Halbgott den neuen Lebenslauf zu beginnen.

Mephistopheles giebt dieser Aufforderung seiner Gesellen die nähere Deutung: Faust solle sich aus der Einsamkeit, wo Sinne und Säfte stocken, in die weite Welt wagen! Er möge aufhören mit seinem Gram zu spielen. Das Leben, so schlecht es auch immer erscheinen möge, behalte doch noch Ergötzliches genug, und die erbärm-

lichste Gesellschaft auf Erden erhalte dieses schöne Gefühl des Daseyns aufrecht. Faustен jedoch unter das Pack zu führen, sey nicht seine Meinung. Er gehöre zwar nicht zu den Großen, doch wolle sich Faust ihm anvertrauen, so sey er bereit, ihn in die Welt und unter Leute zu bringen, und er biete sich ihm hierzu als Diener und Knecht an.

Darauf fragt Faust nach den Bedingungen und der Vergeltung solchen Dienstes.

Als nun Mephistopheles nach einigem Ausweichen und Zaudern zu erkennen giebt, er verlange nichts weiter, als daß Faust drüben, in einem andern Leben, eben so sein unterthäniger Diener seyn möge, wie er sich hier, in diesem Leben, als seinen Knecht beweisen wolle: so erklärt Faust, das Drüben könne ihn wenig kümmern, wenn erst diese Welt abgethan sey, auf die er gewiesen worden, wo ihm allein Freuden quillten und die Sonne zu seinem Leid schiene. Hier wolle er genießen, zu Behagen gelangen, nicht in einer andern Welt.

Mephistopheles versichert nun Faustен, dafür wisse er Rath, und er solle durch seine Künste schon auf Erden sehen, was noch kein Mensch gesehen.

Dieß scheint Faust nur Spott und Hohn.

Was könne ein Teufel einem Menschen geben, das ihn befriedige, wenn er es sich selbst nicht zu geben im Stande sey. Nur betrügerisch seyen die Gaben eines Teufels, und wie sein Gold dem Queckſilber gleich zerrinne: so gewähre er nur Früchte, die vor dem Abbrechen nicht faulten, aber kein immer grünender Baum sprosse unter seiner Kunst und Pflege hervor.

Mephistopheles hört diese heftige Rede, die den Werth seiner Gaben vermindern soll, unverzagt an.

Als nun Faust immer kühner und hitziger in seiner Verachtung wird, und ihm die Wette anbietet, daß, falls Mephistopheles ihn je befriedigen, schmeichelnd belügen könne, dergestalt, daß er dem Augenblick Weile wünsche, für ihn die Zeit auf Erden vorbei seyn möge: schlägt Mephistopheles unbedenklich ein, und der Contract wird in ganz solenner Weise nach einigem Herüber- und Hinüberreden mit einem Tröpfchen Blut unterzeichnet.

Darauf ergießt sich Faust nochmals in maßlos unmuthiger Rede, in der er verkündigt, sich in Sinnlichkeit und undurchdrungene Zauberhüllen, in jedes Rauschen der Begebenheiten stürzen zu wollen, um dort nicht etwa Befriedigung, son-

dern nur Betäubung für seine Qualen zu finden, nachdem ihn der große Geist verschmäht, nachdem sich die Natur vor ihm verschlossen hat, und des Denkens Faden abgerissen ist. Sein Selbst will er in diesem Taumel von Genuß und Verdruß zum Höchsten und Tiefsten, zum Ganzen der Menschheit erweitern, und am Ende, wie auch sie, zerscheitern.

Mephistopheles, dem durch diese Klage Faust's, ihren unermeßlichen Gegenstand, sich seine eigene Aufgabe im Weltganzen vergegenwärtigt, räth weise zur Mäßigung mit einem bedeutenden Wort, das ihm entschlüpft. Nur für einen Gott sey dieses Ganze gemacht. Er finde sich darin in einem ewigen Glanze; was noch sonst außer und nach ihm groß und mächtig sey, habe er in die Finsterniß gebracht, und dem Menschen, wie er zwischen Gott und Satan, diese beiden höchsten Mächte der Welt, mitten inne gestellt worden, tauge einzig Tag und Nacht. Von der Wiege bis zur Bahre verdaue kein Mensch den alten Sauerteig.

Durch eine Umschreibung läßt sich diese wunderſame Stelle dem Verständniß vielleicht noch näher führen, und wir wollen es hier sogleich mit des Dichters eigenen Worten folgendergestalt

abmachen: „Genug, wenn nur anerkannt wird daß wir uns in einem Zustande befinden, der, wenn er uns auch nieder zu ziehen und zu drücken scheint, dennoch Gelegenheit giebt, ja zur Pflicht macht, uns zu erheben und die Absichten der Gottheit dadurch zu erfüllen, daß wir, indem wir von einer Seite uns zu verselbsten genöthigt sind, von der andern in regelmäßigen Pulsen uns zu entselbstigen nicht versäumen."

Dieses Entselbstigen ist es nun freilich, wovon Faust gerade nichts wissen will. Er will Unbedingtes.

Da räth ihm Mephistopheles höhnisch, die Kunst zu erfinden, Widersprechendes zu verbinden, wie etwa Großmuth mit Arglist, eines Löwen Muth mit des Hirsches Schnelligkeit, Südens Glut mit nordischer Dauerbarkeit, warme Liebe mit Kälte der Vernunft.

Und als nun Faust glaubt, nichts zu seyn, wenn er bei dem Einen das Andere nicht mit ergreifen könne, als er sich nun jammerhaft fühlt, und bekennen muß, durch alles Zusammenraffen von Wissenschaft und Geist sey er um kein Haar breit höher, komme er dem Unendlichen nicht näher: so lacht ihn Mephistopheles aus, daß er die kluge Kunst des Ergänzens nicht verstehe. Hat

ein Mann nicht Pferdekraft, nun gut, er zahle sechs Hengste, und er wird zurennen, als hätte er vier und zwanzig Beine. Was man nicht selber ist, kann man durch Andere seyn. Und so soll Faust sich nicht grämen, wenn Gott, Natur, Welt und der Teufel dazu, ihn in so Manchem vertreten, was er selbst nicht seyn könne noch dürfe. So ins eigene Selbst Alles hineinziehen wollen, heiße das Leben sich verderben, sich mit unnützen Brüten und Speculiren befassen, und sich selbst die schönste Speise, die vor einem steht, nur darum versagen, weil man sie nicht selbst bereitet hat, noch das Recept kennt, wornach sie gar gekocht worden.

Drum frisch! Laß alles Sinnen seyn,
Und g'rad' mit in die Welt hinein!
Ich sag' es dir: ein Kerl der speculirt,
Ist wie ein Thier, auf dürrer Heide
Von einem bösen Geist im Kreis herum geführt,
Und rings umher liegt schöne grüne Weide.

Ein solches Argument scheint endlich auf Faust zu wirken. Er fragt nun, wie man es anzufangen habe.

Worauf Mephistopheles ihm räth nur eben fort zu gehen, und Alles, womit er bisher sich und seine Scholaren ennuyirt, im Stiche zu lassen. Das Beste, was er wisse, dürfe er ihnen doch

nicht sagen. Gleich sey einer schon auf dem Gange.

Da eilt Faust, von Widerwillen getrieben, von dannen, indem er sich nicht entschließen kann, ihn zu sehen, und Mephistopheles übernimmt nun statt seiner, den Schüler, als verkappter Doctor, zu empfangen.

Hier spricht er nun aber vorher, indem er Faust's Rock und Mütze anlegt und aufsetzt, jenen kurzen Monolog, der mit den Worten beginnt:

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft
Des Menschen allerhöchste Kraft
u. s. w.

Darauf tritt der junge Mann herein, der eigentlich in der Absicht kommt, dem berühmten Manne seine Ehrfurcht zu bezeugen, und sich bei dieser Gelegenheit über Wahl und Einrichtung seiner Studien einigen Rath zu erholen. Denn er muß aufrichtigst bekennen, daß ihm die Düsternheit des Orts, die Beschränktheit, von der alle Freundlichkeit der Natur entfernt ist, wenig zusagt. In den Sälen, auf den Bänken verginge ihm Hören, Sehen und Denken.

Mephistopheles tröstet ihn, daß, wenn er sich erst an der Weisheit Brüsten eingesaugt haben

werde, dieß Alles schon für ihn anders werden würde.

Der junge Mann verräth viel guten Willen und wünscht sich recht gelehrt zu werden. Er möchte gern, was auf Erden und im Himmel ist, die ganze Wissenschaft und Natur erfassen. Doch würde ihm freilich ein wenig Zeitvertreib daneben an schönen Sommerfeiertagen nicht übel behagen.

Mephistopheles meint, da sey er ganz auf rechter Spur, nur sollte er sich nicht allzu sehr zerstreuen lassen, und nun beginnt er seinen hodegetischen, propädeutischen Vortrag.

Der ist nun freilich nicht sehr geeignet, den jungen Menschen aufzuklären: denn Mephistopheles vernichtet fast das ganze menschliche Wissen in allen seinen Theilen, indem er es ihm anpreist. Logik, Metaphysik, Rechtsgelehrsamkeit, Theologie, eins um das andere muß herhalten, und ausser dem, was unnütz, falsch, verkehrt und absurd daran ist, bleibt des Guten und Gesunden nicht viel übrig. Dem jungen Manne ist daher der einzige Weg nach der Medicin nur offen, die Mephistopheles zuletzt nur deßhalb etwas mehr in seiner Weise auszeichnet, weil ihre Irrthümer wenigstens einen gefälligen Anstrich haben: denn

vom anatomischen Theater führt der Weg doch manchmal wenigstens ins Gemach schöner Frauen und Mädchen, und giebt es nicht medicinische Kuren, so giebt es sympathetische.

Das gefällt dem jungen Mann, und indem er sich ehrerbietig empfiehlt, sieht man es ihm an, er werde sich wohl in die medicinische Facultät aufnehmen lassen.

Den guten Eindruck zu vollenden, schreibt Mephistopheles ihm als ein Denksprüchelchen ins überreichte Stammbuch:

Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum,

und meint, der junge Fant solle nur dem Spruch und seiner Muhme, der Schlange, folgen, ihm werde gewiß einmal bei seiner Gottähnlichkeit bange.

Nach dieser Abfertigung des Schülers erscheint Faust umgekleidet. Mephistopheles bereitet etwas Feuerluft. Auf ausgebreitetem Mantel schweben beide zum Hause in die Welt zum neuen Lebenslauf hinaus.

Mit der vorliegenden Scene ist der Eintritt des Mephistopheles, den wir in der vorigen Scene eingeleitet sahen, vollendet. Es ist daher hier der schicklichste Ort, zu den Erörterungen, die noch übrig bleiben, überzugehen, damit uns das

Verhältniß ganz klar werde, in welchem Mephistopheles in dieser Dichtung auftritt.

In der vorhergehenden Vorlesung habe ich zu zeigen gesucht, wie wir es überhaupt mit der Vorstellung eines verneinenden, contrastirenden Wesens zu halten haben. Es wurde an Beispielen aus Natur, Geschichte nachzuweisen versucht, daß in der That ein ungeheurer Gegensatz, ein Gegenwirkendes in Natur und Welt existire, die Erscheinungswelt beherrsche und auf natürlichen und moralischen Wegen seinen Einfluß geltend mache. Wenn trotz der im Einzelnen verderblich erscheinenden Wirksamkeit dargethan wurde, daß die Folgen ins Ganze nur heilsam, gut und nothwendig wären: so bleibt nunmehr übrig zu zeigen, wie denn in dem vorliegenden Falle diese Wirksamkeit jenes ungeheuren, von dem Dichter in der Gestalt seines Mephistopheles concentrirten Gegensatzes sich hervorthun, in welchem Verhältniß zu Faust Mephistopheles den Widerspruch ausüben werde, so daß er sich als verderblich heilsam, d. h. wenn im Einzelnen vielleicht als zerstörend, doch im Großen und Ganzen wieder als zu rechtfertigen, darstellen werde.

Mich dünkt, wir können im Ganzen die Art von Nemesis, von höherer Gerechtigkeit nicht ver-

kennen, daß Faust auf das böse Princip treffen muß, nachdem er sich von dem wahrhaft Hohen und Würdigen der Welt und Natur unerbaut zeigt, nachdem ihn das Herrlichste, was das Schauen, das Wissen und der Glaube darbieten, unbefriedigt läßt, und statt aller Erhebung daran eine selbstquälerische Unzufriedenheit verfolgt. Wenn hier Mephistopheles sogleich eine unbedingt feindliche Wirkung ausübte, wer könnte Fausten bemitleiden, daß er nunmehr mit der Kost des Uebels bedient wird, da er sich selbst gegen das Gute mißwollend und übellaunig gestellt, davon verbannt und ausgeschlossen hat? Dieß thut er bei allen herrlichen Anlagen, mit denen ihn die Natur vorzugsweise für Aneignung des Schönsten und Herrlichsten ausgestattet, nicht etwa, weil ihn Mangel oder Unzulänglichkeit seines Geistes, seiner Kraft entschuldigen könnte.

Aber diese Nemesis würde doch nur eine gewöhnliche und daher ziemlich gemeine Wiedervergeltung seyn. Sie ist daher höher gestellt, und in der Angemessenheit zu dem Streben und Wollen eines solchen Charakters eingeführt.

Mephistopheles unternimmt nämlich von dem Augenblick an, wo Faust hoffnungslos verzweifeln zu müssen glaubt, ihm doch Behagen an der

Welt beizubringen, ihn zu überführen, daß diese gescholtene Welt nicht so zu verachten, zu verschmähen sey. Erst nach allem Genuß, nach einer wirklich vorher eingestellten Befriedigung und Sättigung soll Faust verzweifeln, indem er zuletzt erkennen muß, daß ihn der Teufel dennoch betrogen, daß er zu früh und enge in eigener Leidenschaft und Uebereilung die Grenzen für die Herrlichkeit, das Schöne und Gute des Universums sich gesteckt. Dieses erfüllt in unermeßlicher Weise das All, während das Gebiet, auf dem Faust vom Satan festgehalten wird, obschon er dasselbe als ein vergnügliches anerkennen muß, nur ein kleines, schmal bezirktes Gebiet sey. Faust soll zuletzt im Gefühl verwirkter Ehre des Menschen untergehen, der in Uebereilung die schönsten Güter, die seiner Besonnenheit und Freiheit offen standen, von sich wies, und nur die blendende, genußdarbietende Seite alles Erscheinenden sich aneignete, wozu es nicht eigener That und Anstrengung — der eigentlichen Zierde des Mannes — sondern nur der gefälligen Dienstleistung Anderer bedarf, um dazu zu kommen. Mithin liegt hierin für den Mann von hohen Anlagen und Willen keine Ehre, da er sich dabei nur in ruhendem, passiv receptiven, folglich müßigen Zustande

befindet. Faust würde also, wenn Mephistopheles sein Anschlag gelingen sollte, den eigentlichen Kern des Lebens, der unter jener anmuthigen Hülle versteckt liegt, übersehen, und die eigentliche Pflicht des Mannes unerfüllt lassen. Auf jene Anmuth des Lebens, als eine schöne Zugabe, hat nämlich nur der ein Recht, wer die Pflicht des Lebens nicht versäumt. Nur für diesen ist dasselbige ein wahrhafter, untadeliger Genuß, was für den, der sich diesen Genuß, ohne der Pflicht des Lebens gegnügt zu haben, zueignet, ein Vorwurf, Makel, und wenn er mit höhern, würdigern Geisteskräften ausgestattet war, ein unauslöschlicher Schandfleck bleibt, insofern er von seinem Leben am Ausgang desselben als letztes Resultat nichts als den Genuß zu vermelden vermag.

Nun behandelt Mephistopheles seinen Mann sogleich mit ungeheurer Ironie, der bei den glänzendsten Gaben, die ihm Gott und Natur verliehen, mit dem Leben nichts anzufangen weiß. Sofort ersieht er sich gegen einen solchen verzweifelnden Thoren die Avantage, daß es sogar jener höchsten Gaben der Vernunft und des Geistes nicht einmal bedürfe, um das Leben ihn als ein allerliebstes Gut finden zu lassen; wie denn ja, abgesehen von dem eigentlichen höhern Vernunftzweck, das Leben

an sich selbst eine herrliche, unverwüstliche, göttliche Gabe bleibt. Faust verurtheilt thörichter Weise das ganze Leben, ohne es zu kennen, ohne von dem Anmuthigen, Lockenden, Reizenden desselben in hohem und niedern Sinne auch nur eine Ahnung, viel weniger eine Anschauung und einen Begriff zu haben. Da unternimmt es denn Mephistopheles, ihm selbst dann Behagen beizubringen, indem er ihm alles Vernünftige aus der Hand schlägt, ja, indem er ihm die paradiesische Herzensunschuld und Reinheit des Gewissens raubt, jene Grundbedingung, wenn wir uns des höchsten Guten, Wahren und Schönen der Welt in himmlischem, überirdischen Entzücken erfreuen wollen. Großartig und kühn ist also das Unternehmen des Dämon in der Art, wie er gegen die Erbärmlichkeit des Menschen zu Felde zieht, indem dieser ein ganzes Universum mit Gott, allen Engeln und Dämonen darin für ungenügend erklärt, ihn zu befriedigen. Und wir können Mephistopheles am Ende nicht eigentlich verabscheuungs- noch verdammenswerth finden, wenn er zuletzt selbst nur mit einer Art Ingrimm und höchster Bosheit, Faust zum Unglück und Schaden, den Plan fassen sollte, ihn als eine Art von Tropf zu Schanden zu machen, der sich voller Anmaßung erkühnt habe, mit dem

Höhern bald fertig zu werden, während ihn auf dem Seitenwege, den ihn Satan führt, das Niedere so bestechen, verführen wird, daß sein Geist an dem Interesse, welches das Anschauen artiger Teufeleien ihm gewähren wird, das höhere, ursprüngliche Interesse, wo nicht vergessen, doch gern bei Seite setzen und auf sich beruhen lassen wird.

So erscheint die von Mephistopheles beabsichtigte Demüthigung, Erniedrigung, Täuschung, Verführung, ja Zerstörung des Faust als Individuums, als eines Einzelnen, in dem großartigen Sinne einer Apologie des Ganzen der Welt und aller ihrer englischen und dämonischen Kräfte unternommen, gedacht und ausgeführt. Mephistopheles will die Unzufriedenheit des Faust mit der Welt an dem bloß äußerlich Schönen und Lockenden derselben schon zu Schanden machen. Um wie viel mehr also würde Faustens die innere Schönheit befriedigen müssen, wenn derselbe den angeflammten Sinn für dieselbe bewahrt, ausgebildet und liebevoll gepflegt hätte. An dieser innern Schönheit führt ihn Mephistopheles freilich nur vorbei, und muß ihn vorbei führen, da es im Begriffe der Trefflichkeit jener Schönheit begründet ist, daß sie der Mensch nur alsdann gewinnen kann, wenn

er sie selbst zu gewinnen fähig ist, d. h. mit Vernunft und Freiheit im Vollmaß sittlicher Kraft darnach strebt.

Wir können nicht läugnen, daß, indem Mephistopheles unternimmt, den Faust zu einer Befriedigung des Lebens zu bringen, diese Aufgabe fast ans Religiöse streift. Sucht ja doch alle Religion den Menschen ebenfalls zu beschwichtigen, ihm zu zeigen, daß er nicht Ursache habe, mit Gott dem Herrn unzufrieden zu seyn und über sein Loos zu murren, sie weist ihn darauf hin, daß es seine Pflicht sey, in diesem Leben auszuhalten. Mephistopheles würde demnach an Faust, indem er die Unzufriedenheit desselben in Behagen verwandelt, die Wirkung dessen herbeizuführen suchen, was alle Religion als Pflicht aufstellt. Wenn freilich aber unmittelbar nach dieser Befriedigung und Beschwichtigung Faust wird verzweifeln müssen, so liegt die Schuld nicht an Mephistopheles. Faust wird sich über des letztern Verführung, Täuschung und Bosheit nicht zu beschweren haben, sondern sich selbst anklagen müssen, daß er den Weg zu dem höchsten Genügen, der ihm offen stand, nicht standhaft verfolgt, vielmehr ermattet und widerwillig nach einigen Hindernissen davon zurückgekehrt; da denn nun freilich für ihn nichts übrig

bleibt als die Luft ohne den Adel, die Würde des Menschen, wie sie ihm Satan gewährt.

Wenn wir nun aber fragen, welches denn jener Seitenweg im Leben sey, auf den Mephistopheles Fausten zu dem glücklichen Erfolge des Behagens zu führen wagen dürfe; so antworten wir darauf: es ist der Weg der Zerstreuung, des Amüsements, der Weg jenes schönen Elements der Willkür, wo der Mensch sich ganz als Mensch fühlt, indem er von Anstrengungen frei, das Leben nur als einen leichten Genuß, als die heitere, freundliche Gewohnheit des Daseyns hinnimmt und verzehrt.

Wollen wir etwa läugnen, daß dieser Weg von der Menschheit niemals eingeschlagen worden, daß ihm nicht der größte Aufwand und die herrlichsten Kräfte gewidmet, ja daß nicht auf ihm das größte Behagen und sogar Lob, Ehre, Ruhm und Verdienst erworben worden? Kunst, Poesie, Schauspiel und alle jene den Genuß des Lebens auf feinern und niedern Stufen heranführenden, kurz luxuriösen Künste, gehören sie nicht hierher? Nicht auf Rom und Griechenland bedarf es einen Blick zu werfen, nicht die Dionysien Athens in allem Pomp ihrer tragisch und komisch festlichen Spiele, nicht die olympischen Spiele des gesammten Grie-

chenlands mit ihrer Fest- und Siegeslust der üppigsten, höchsten Menschenkraft, nicht die Gladiatorenspiele und Volksfeste Roms zu citiren. Wir dürfen bei der Gegenwart stehen bleiben, und in jeden neuesten, wohlgeordneten Hof-Staats-Haushalt hineinblicken, wo die Intendanzen der Schauspiele, Oper, Ballets, Maskeraden, Bälle u. s. w. eines der bedeutendsten Aemter bilden, um die Wahrheit einzusehen, daß es einen solchen herrlichen, realen Weg des Vergnügens, der Lust und der Freude gebe, auf welchem die Menschheit mit großem Aufwande und eigenthümlicher Vorbereitung wandele.

Wenn nun die Freude an diesen Dingen eine erlaubte, rechtmäßige ist, wenn wir Nationen und Staaten einen großen bedeutenden Theil der Kräfte ihres Staatshaushalts darauf ungescheut verwenden sehen, ohne daß sie deßhalb und wegen dieser Sorge für eine angemessene, würdige Recreation des Menschen nach vollbrachtem Tagewerk zu tadeln wären: so ist freilich der Genuß und die Wirkung von allem diesen eine wo möglich noch höhere, die Mephistopheles mit seinen Zauber- und dämonischen Kräften und Mitteln Fausten zu verschaffen sucht. Wenn aber dieser Genuß, indem das Einschmeichelnde desselben an Fausten seine

Wirkung nicht verfehlt, nicht so harmlos und rein vorüber geht, wenn sich Faust dabei um den höhern Preis des Lebens bringt, weil er an alles dieses ausgesuchte Herrliche, Schöne und Phantastische nur herantritt, davon fortgerissen und überschüttet wird, ohne sich sagen zu können, er habe, indem er seiner höhern und höchsten Lebenspflicht gegnügt, ein Recht darauf: so bleibt Mephistopheles wegen der letzten, übeln Wirkung wenigstens ohne Schuld, und wir sind hoffentlich durch alles vorstehend Gesagte bereits darüber hinreichend verständigt. „Arbeite, dann feiere," heißt es auch hier, und wenn der Teufel für Faust das Sprüchwort umkehrt, „feiere, dann arbeite" oder „feiere ohne zu arbeiten:" so hat ihm ja Faust dazu Grund und Veranlassung gegeben, indem er vom Arbeiten nichts wissen will.

Wenn wir nun aber ferner fragen, wie denn wohl Mephistopheles unternehmen dürfe, einen solchen hochfahrenden Geist, dem der Himmel, Welt und Universum sich nur ungnügend darstellen, auf dem genannten Seitenwege fortzuführen, und wo möglich für ihn zu gewinnen: so ist freilich hier ohne ein feines Meisterstück von psychologischer Arbeit nichts zu erreichen. Und doch hat Mephistopheles für den ersten Theil der Tragödie wenigstens

die Aufgabe ziemlich einfach, wenn auch höchst genial gelöst.

Er stürzt seinen Mann nicht unmittelbar ins Vergnügen, und bietet ihm etwa sofort das Feinste und Beste seiner Künste. Das würde bei der Uebellaunigkeit Faust's, und bei seiner jetzt eben herrschenden Stimmung, da er von dem Höchsten unmuthig abgewandt kommt, wenig fruchten. Unser Held darf nicht unmittelbar selbst genießen, und schon den Mittelpunct alles hohen Weltgenusses abgeben. Er muß vorher Andere genießen sehen, und zwar auf niedern Stufen, wobei er selbst in einem halb darüber schwebenden Zustande erhalten wird, daß sein Geist darin eine halb ironische Befriedigung gewinnt, sich besser zu wissen als jene, die er verachten muß. Wenn nun dieser Anblick niedrig Genießender mit einer halben Mystification ihrer von Seiten des Mephistopheles verbunden ist, welche Faustens zur Belustigung dient, und ihn so nach und nach an das gefährliche Element durch die Sicherheit gewöhnt, in welcher er sich selbst dabei fühlt: dann mag Mephistopheles irgend ein näheres, menschliches Interesse aus diesem Wust unserm Helden heranführen, doch so, daß es denselben in seiner Neuheit nur überrascht, ihm nicht völlig und dauernd genug thut. Dieses In-

tereſſe wird für Fauſt am beſten und wirkſamſten in der Liebe liegen, da er nie geliebt, da dieſes ſiedende, heiße Gefühl unſchuldiger Liebe ihm ganz unbekannt iſt.

Nun aber muß dieſes menſchliche Intereſſe auch aus ſeiner wahrſten Quelle fließen, wenn es auf unſern Helden ſeinen Eindruck nicht verfehlen ſoll, d. i. aus einer wirklich unverdorbenen weiblichen Seele. Darf Mephiſtopheles um den Effect in dieſer Beziehung unbeſorgt ſeyn, und nur dafür Sorge tragen, daß ſein Mann äußerlich gefällig erſcheine: ſo hat er eigentlich auch zur Auflöſung jenes Verhältniſſes unmittelbar nichts zu thun. Fauſt wird ſchon von ſelbſt durch Ueberdruß daſſelbe ſatt werden: der Teufel hat nur darauf Acht zu geben, daß Fauſt die unterdeſſen ſich einleitende Kataſtrophe nicht zu zeitig gewahr, ſondern in andern Zerſtreuungen davon abgezogen wird. Er hat nur zu ſorgen, daß ſich Fauſt dabei als ſchuldig erſcheinen muß, und daß dann auf einmal das ungemeſſenſte Elend plötzlich vor ihn hintritt. Verzweifeln, zu Grunde gehen wird unſer Mann am Anblick deſſelben nicht, oder ſich ermorden: denn dazu iſt er zu feig, zu ſchlaff. Aber der Paradieſesengel iſt wenigſtens mit ſeinem Schwerte vor das verlorene Eden ſeines reinen Gewiſſens getreten,

und nun bleibt Fausten nichts übrig, nachdem er bereits halbironisch an das Gewahrwerden aller Genußsucht, Rohheit, Ueppigkeit an sich und Andern gewöhnt ist, durch eine geheime Schuld aber gedrückt wird, mit aller Kälte und Gleichgiltigkeit auf dem Wege der Ironie weiter zu gehen, um in Verachtung seiner und der ganzen Welt nun die Reise des Muths und der Lust zu erlangen, selber den Thron und Mittelpunct aller Lust zu besteigen, und auf diesem Wege in aller Geschichte ein ganz einziges Exempel von einem Virtuosen aller irdisch feinsten, geistreichen Zerstreuung in ihrem nie endenden Verlauf, und als Bemühen aller Zonen darnach, zu werden. Denn das Heroenthum eines maître de plaisir der Welt und aller Zeiten ist die Rolle, die ihm Mephistopheles letztlich zugedacht, und wenn er ihn dafür gewonnen, so will er ihn als das größte Weltscandal dem Herrn und den Engeln vorführen.

Der fernere Verlauf der Tragödie wird zeigen müssen, in wiefern dieser Calcul dem Mephistopheles mit seinem Manne gelingt, oder ob doch irgend ein Zwischenereigniß, wornach Faust's höhere Menschen- und Manneswürde, sey es auch nur als tiefste Reue, erwacht, diesen Plan, wenn auch nicht ganz, doch im Schlimmsten zu Schanden

macht. Der Herr würde alsdann Fausten wenigstens begnadigen dürfen, wie den, zwar dem Hause des Vaters nicht ganz treu verbliebenen, doch nach aller gröbsten Verirrung reuig dahin zurückkehrenden Sohn. Womit denn demjenigen, was der Herr im Prolog verkündigt, Genüge geschehen würde, daß nämlich der Mensch zwar abirren, sündigen, tief fallen, doch ein wahrhaft guter Mensch noch im Sturze selbst das Bessere nicht verläugnen, ganz von sich abthun, und ihm gleichsam schamlos den Rücken kehren werde. Nach einer solchen Verläugnung würde er eigentlich nur ein Knecht des Mephistopheles werden, von dem der Herr sich gänzlich lossagen müßte.

Nun aber dürfte vielleicht mancher meiner Leser immer noch ein Bedenken haben, ob es denn dem Mephistopheles wohl gelingen werde, den Faust für jenes Heroenthum der Lust zu gewinnen, was am Ende zugleich sein sittliches Marterthum ist.

Darauf ist nur so viel zu erwiedern: Wenn einer, sey es aus wirklicher oder imaginativer Ueberzeugung sich zuletzt so gestellt sieht, daß ihm — und ich nehme an, es sey ohne alles Verschulden von seiner Seite, wenigstens muß er diesen Glauben ebenfalls subjectiv haben — nur die Wahl, entweder zwischen grenzenlosem Elend, mit dessen Ueber-

nahme jedoch nichts erreicht, nicht einmal ein edles Märtyrerthum für die Tugend gewonnen wird; oder die Wahl unermeßlichen Vergnügens bleibt, womit er sich abfinden soll für ein ihm anderweitig versagtes Höhere: so bin ich der Meinung, er wird in so leidenschaftlicher Verwirrung, als unser Held sich befindet, nach dem Letztern greifen. Faust betritt dazu anfangs nur mit großem Unmuth und Verdruß diesen zweiten Ausweg, auf den er sich hingewiesen sieht, weil ihm nach seiner Ueberzeugung alles Andere und Bessere versperrt wird.

Nachdem nun aber die Sache eine interessante, ja geistreiche Wendung nimmt, nachdem schon an sich das Gefährliche, ja Einzige eines solchen Abentheuers mit dem Teufel, das wohl bis dahin beispiellos ist, einen kräftig aufgeweckten, starke Auszeichnung liebenden und fordernden Geist zu bestechen vermag: so müßte ich mich wundern, wenn Faust mit dem Zauber- und Kommandostab jeder Lust in Händen nicht den Anreiz bekommen sollte, die Sache wenigstens zu versuchen. Nun denke man sich aber diesen Zauber- und Kommandostab von solcher Beschaffenheit, daß er unsern Helden über das unermeßliche Reich des Raumes und der Zeit in jeder Richtung auf Erden hinweg zu setzen im Stande ist, also von dieser ganz allgemeinen

und gemeinen, jeden Menschen am Ende mehr als alles Andere niederziehenden und drückenden Fessel zu befreien: so weiß ich nicht, ob hierin nicht schon eine gefährliche Lockung liegt? Mit Zeit und Raum gleichsam nur spielen, wer kann es denn? Sind sie es nicht, auf deren Abfindung sich eigentlich die meisten menschlichen Sorgen beziehen, die so manche Tugend scheitern machen, so manches Verdienst zu Grunde gerichtet haben? Welches irdischen Herrschers Macht reicht denn dahin, Zeit und Raum aus dem Wege zu schaffen, gleichsam zu erobern und zu besiegen?

Nun stelle man sich aber Fausten in einem solchen Zustande vor, daß ihm sein dienstbarer Geist das Interessanteste der Vorwelt, als wäre es Gegenwart, vorzuführen im Stande ist, daß er ihm das Merkwürdigste der Zukunft miterleben, und dergestalt ein paar Tausend Jahre ohne Weiteres an ihm vorüber gehen zu lassen vermag, mitten in den bedeutendsten Verhältnissen, indem Faust zum Theil geachtet, zum Theil gefürchtet ist, bei dem Gefühl einer weltgeschichtlich, ja menschlich überhaupt genommen, ganz einzigen Situation, welche außer Faust kein Sterblicher inne hat: so weiß ich denn doch zuletzt nicht, wenn man sich das Bild hiervon lebhaft vorhält, ob ein solcher

Mann bei einer immer blühenden und sich verjüngenden Geistes- und Körperkraft, bei immer neuen und interessanten Vorfällen, nicht am Ende der Versuchung unterliegen sollte, die Erde gar nicht mehr verlassen zu wollen?

Aber, höre ich entgegnen und einwenden, wie kann die Lust, das Vergnügen einen solchen Geist befriedigen? Darauf erwiedere ich: nicht die Lust, nicht das Vergnügen, aber das Geistreiche, Nachdenkliche, was sich dazu gesellt; und die Lust, das Vergnügen nicht ins Kleine, sondern ins Große getrieben, zu der Höhe einer weltgeschichtlichen Anschauung gesteigert, welche am Ende die höchsten Interessen und Bestrebungen der Welt in sich befaßt, Politik, Krieg, Staat, kurz die bedeutendsten Richtungen der Erde in sich begreift, auf sich bezieht.

Will man die Sache einmal so fassen, so ansehen, da hat wohl auch der Geist neben dem Sinn seine Nahrung und Befriedigung, und der kalte, ruhige Forscher dürfte am meisten gereizt und zufrieden gestellt werden. Man stelle sich das Ganze nur als folgende Frage: Was ist denn nun der eigentlich bewegende, kräftigste Haupthebel, wenn die Menschen am freudigsten, am beifälligsten, am zufriedensten Theil nehmen und mitwirken sollen? Ich denke, es wird nicht schwer werden, hierauf

die rechte Antwort zu ertheilen, und sie durch interessante Beobachtungen zu belegen. Die Kenner jedoch der Geschichte der Menschheit will ich nur erinnern, daß dieses Moment der Lust, des Vergnügens selbst, in seiner tiefern und tiefsten Bedeutung, den Alten nicht unwerth erschien, zum Hauptprincip einer großen und tiefsinnigen, philosophischen Weltansicht erhoben zu werden, wie schon die Nennung der Namen eines Aristipp und Epicur darthun kann. Was sich über dieses Thema außerdem noch Großes, Feines, Zierliches, Schickliches sagen läßt, werden wohl die Bewunderer und Kenner des Horaz uns am besten sagen können, und eben so diejenigen, welche in orientalischer Literatur jemals mit Hafi's Bekanntschaft zu machen Gelegenheit gehabt haben.

Die Sache läßt sich also aus ihrem trivialen Gesichtspuncte zu einer Höhe treiben, wie ich hier nur habe andeuten wollen, wovon die Hauptgesichtspuncte wenigstens schon vor Goethe's Faust aufgefaßt und großartig behandelt worden sind, wenn gleich der Faust der eigentliche, höchste Gipfel und die Vollendung alles dessen seyn möchte, was in dieser Hinsicht möglich ist.

Nach diesen allgemeinen großen Umrissen und Zügen des Planes, des Sinnes des Gedichts

wende ich mich nun zur vorliegenden Scene zurück, und hoffe, daß nun darin so Manches in sein eigentliches, helleres Licht treten werde, was einem zwar sinnigen, doch unvorbereiteten Leser oder Hörer Schwierigkeiten verursachen dürfte. Ich begreife darunter namentlich die Wette des Faust mit Mephistopheles, den Monolog des Mephistopheles über Vernunft und Wissenschaft, und die vernichtende Kritik des letztern über alles menschliche Wissen, insofern ein bedächtiger Leser daran Anstoß nehmen könnte, wie sich denn dieß vereinigt denken lasse, daß Mephistopheles Faust mit seinen Künsten zu verführen sucht, gleichwohl eine hohe Achtung vor der Vernunft ausspricht, und dann gleich wieder das menschliche Wissen nicht zum Besten kritisirt.

Von dem großartigen Standpuncte, den Mephistopheles Fausten gegenüber in der Wette einnimmt, indem letzterer am Leben kleinlich verzweifelt, jenen aber diese Verzweiflung zu widerlegen und so Fausten durch das selbst nur von der Oberfläche der Welt geschöpfte und beigebrachte Behagen zu dem Geständniß zu bringen unternimmt, daß die Welt doch lieblich und schön sey, ist schon oben geredet worden. Es ist in der That ein ganz einziger Gedanke, den Teufel als Apolo-

geten der Welt auftreten zu sehen, während Faust, der Mensch und Mann, der hochgelehrte und tiefstudirte Weise, der Doctor der Philosophie und Theologie mit Entsetzen schreit, daß es darin nicht auszuhalten sey.

Betrachten wir aus diesem Gesichtspuncte die angegebene Wette, so werden wir einsehen, wie sie der höhern Wette des Mephistopheles mit dem Herrn im Prolog nicht unwürdig an die Seite tritt.

Mephistopheles unternimmt nicht, in Faust den Menschen, insofern dieser sich seiner Vernunft bewußt ist, und von dieser den würdigen Gebrauch zu machen weiß, zu widerlegen, zu bethören und letztlich zu Schanden zu machen, sondern das bornirte Menschenindividuum, das in seiner Anmaßung wagt, das Universum klein zu schelten. Hier müssen wir denn nun aber wohl selbst religiös gestehen, daß es die höhere Würde des Weltganzen erfordert, daß dieses bornirte Individuum in seiner Anmaßung nicht aufkomme, sondern daß es, insofern es in diesem borniren Wesen verharrt, auf ein oder die andere Weise weggeschafft werde.

Nun blickt Mephistopheles mit wahrhaftem Ingrimm auf diese Borniertheit des Menschen, indem er glaubt, der Herr übe zu viel Nachsicht und

Langmuth gegen eine Gattung von Wesen, die doch eigentlich nur bei dem Schönsten, was ihr der Herr zugedacht hat, stets undankbar und unwürdig sich zeigt, und jeden Augenblick, wenn sich nur die Gelegenheit zureichend dazu bietet, zu Abfall und Verrath geneigt sey.

Lassen wir jedoch dieses Mißtrauen einstweilen dahin gestellt seyn, das Mephistopheles unüberwindlich gegen den Menschen empfindet, ob dieser auch rechten Gebrauch von der Vernunftanlage machen werde: so wird eben daraus klar, wie Mephistopheles die Vernunft an sich selbst, als höchstes Gut, nicht verwerfen, sondern im Gegentheil wohl sogar anerkennen und ehren könne, und doch den Gebrauch, die Anwendung, welche der Mensch von diesem höchsten Gute macht, zu verachten im Stande sey. Damit sind nun aber jene beiden Stellen, der Monolog über Vernunft und die vernichtende Kritik, aufs deutlichste in ihr Verhältniß gesetzt, und gezeigt, wie Mephistopheles in beiden Fällen in keinen Widerspruch mit sich verfällt, indem er sich zu Gunsten der Vernunft an sich erklärt, den gewöhnlich jedoch stattfindenden Gebrauch des Menschen von dieser hohen Gabe nur lächerlich und abgeschmackt findet.

In das Einzelne jener unbarmherzigen, dra-

nichtenden Kritik, welche Mephistopheles von dem angedeuteten Gesichtspuncte über die menschliche Wissenschaft ausübt, näher einzugehen, sey mir nun erlassen. Sie ist in ihrer Trefflichkeit, schlagenden Anwendbarkeit hinreichend anerkannt. Auch ließe sich wohl eine nähere Erörterung ohne Seitenblicke auf Vieles, was in unsern Tagen vorgeht, nicht versuchen, wie dieß gleich schon am Eingange beim Capitel über die Logik geschehen müßte. Da es indessen scheint, daß gerade in unsern Tagen die Menschheit den Triumph der Logik feiert: so würde es mindestens unartig seyn, den endlich erschienenen und von Vielen so hoch gepriesenen Logos zu bekritteln, indem man sich etwa ungläubig dagegen verhalten wollte, ob denn der seit längst erwartete Messias der Vernunft wirklich geboren, und statt seiner nicht abermals ein Wechselbalg philosophischer Weise untergeschoben worden.

Ich will es daher bei wenigen Worten über den Gesichtspunct ins Ganze für diese Kritik bewenden lassen.

Mephistopheles hat hierbei nicht jene großartigen und keineswegs vergeblichen Bestrebungen der Heroen der Wissenschaft, z. B. eines Plato, Aristoteles, Copernicus, Keppler, Gallilei, Kant u. s. w. im Auge, sondern jenes gülden- und zünft-

artige Wissen, wie es sich auf jenen großen, gelehrten Körperschaften, den Universitäten und Akademieen, in der Regel fortpflanzt und dort als Katheder-Wissenschaft das Unwissenswerthe — wiewohl nicht gerade immer — zu überliefern sich mehr angelegen seyn läßt, als das wahrhaft Wissenswürdige. Lägen denn wohl selbst in unsern Tagen die Beispiele so fern, daß es nicht um Wissen und Wissenschaft zu thun sey, sondern oft nur darum, um als akademischer Lehrer sich einen Namen zu machen und eine sogenannte Schule zu stiften, die wie ein wuchernd Unkraut ihre Ranken nach allen andern gesunden Orten verbreitet, sie überzieht und Lebendiges dort erstickt? — Sicherlich hat Mephistopheles nichts gegen einen Hippocrates, und andere große Meister der Medicin, wenn er auch eben nicht jeden Homöo- oder Allopathen dafür gelten läßt. Eben so wenig hat er gewiß gegen die Theologie irgend eines der Evangelisten etwas einzuwenden, wenn er auch, wie Lessing, mit einem Hauptpastor Goeze zu Hamburg und anderswo in ewigem Unfrieden leben sollte.

Doch ich wende mich schließlich an die Betrachtung des Charakters des Schülers, zu dessen Frommen und Nutzen, oder vielmehr Unfrommen und Unnutzen Mephistopheles seinen kritisirenden Vortrag hält.

Es steht ein Faust in Miniatur vor uns, mit andern Worten, jener Hauptcharakter Menschheit stellt sich uns in einem Jüngling welcher bei großen Zwecken, ungemeinen Anl chen wenig Ernst, Geschick und Ausdauer der A führung beweist, und sich schon im Knaben so ständig anmeldet, wie er sich im Greise hartnä fortbehauptet. Und so erfüllt sich denn schon jenes Wort des Mephistopheles:

Und immer zirkulirt ein neues, frisches Blut.
So geht es fort, man möchte rasend werden!

Denn kaum ist Mephistopheles im Begriffe, alten Thoren in Faust bei Seite zu schaffen abzuführen, so wächst ihm schon in dem unbä gen Muttersohne ein neuer heran.

Siebente Vorlesung.

Die bisher entwickelten vier Hauptscenen der Tragödie bilden die Exposition der Umgebung, der Verhältnisse, des Charakters der handelnden Hauptpersonen. Die beiden ersten dienen zur Entwickelung des Charakters des Faust, die beiden letztern leiten den zweiten Grundcharakter in dieser Tragödie, den Mephistopheles, heran. Diese Exposition dürfte so vollständig und vollkommen seyn, daß wir über die Gesinnung, Handlungsweise, die Triebfedern zu derselben bei beiden gewiß in keinem Zweifel sind. Nun ist das Gefäß mit allen Agentien und Reagentien erfüllt, und was nachmals sich ergiebt, ist die überfließende Wirkung der Durchdringung beider und der von aussen hinzutretenden, anderweitigen Umstände.

In einem dramatischen Gedicht muß, wie A. W. von Schlegel in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur sehr richtig sagt,

Alles Einheit haben, jede Scene mit der andern in Verbindung stehen, und ich hoffe, es wird mir gelungen seyn, durch die bisherige Entwickelung gezeigt zu haben, daß dieß bei unserer Dichtung vollkommen der Fall sey.

Aber auch die nachfolgenden Scenen stehen in einem solchen Zusammenhange, in einer solchen nothwendigen Verknüpfung, indem sie anschaulich machen, wie der in den Expositionsscenen entwickelte Urzustand des Haupthelden nach und nach umgewandelt wird, und in einen vollkommen entgegengesetzten übergeht.

Das Medium hiervon ist ein Liebes-, ein Neigungsverhältniß, das uns der Dichter nebst dem dazu Vorbereitenden von seinem leisen Ankeimen durch alle Stufen seines Wachsthums, erst als zarte sinnliche Gegenwart, sodann als höhere geistige Zukunft, kurz in aller seiner Anmuth, Liebenswürdigkeit, in seiner Verwickelung, seiner Verdüsterung, bis zur vollkommensten Auflösung darstellt.

Die einzelnen, dazwischen gelegten, episodischen, fremdartig erscheinenden Scenen sind nicht zufällig noch willkürlich, sondern sie dienen dazu, das Retardirende, das Abspringende, das Ungleiche, den Widerspruch, mit einem Wort, die wech-

solvolle Unruhe, das Charakterlose in dem Hauptcharakter immer mehr von Neuem herauszusetzen, um dergestalt zu verdeutlichen, warum der Haupterfolg gerade ein solcher seyn mußte. Durch diese kühnen Sprünge von dem Zartesten zum Abgeschmacktesten, von der glühenden Liebe eines unverdorbenen Geschöpfs, das in den Schmerz, in das Elend dieser Leidenschaft ganz hinein geräth, zum Blocksberg, vom Pathetischen zu einem derben, sinnlichen Scherz, wird das Lebensgemälde und die große Beichte des Dichters über des Menschen Wesen und Art, die sich in solche Extreme so gern verlieren, erst recht vollendet und wahrhaft.

So sind denn auch die beiden unmittelbar folgenden Scenen, womit der neue Lebenslauf unsers Helden in die Welt beginnt, die Zeche lustiger Gesellen in Auerbachs Keller zu Leipzig, alsdann die Hexenküche in diesem Sinne nicht müßig, sondern sie erfüllen theils das Vorherverkündigte, theils bereiten sie das Folgende vor. Sie leiten nämlich das Liebesabentheuer unsers Helden ein, sie dienen dazu, ihn zu einer losgebundenen Handlungsweise zu ermuthigen und ihm zu zeigen, wie wenig man im Leben Rücksicht zu nehmen gewohnt sey. Dieß wird hauptsächlich

durch die Einführung unter den Gesellen in dem Keller erreicht. Durch die ergötzliche Mystification, zu deren Zeugen hier Mephistopheles Faustien macht, sucht er den hingeschwundenen Humor des letztern aufzufrischen und zu beleben.

Die darauf folgende Hexenküchenscene ist ein non plus ultra von Phantastischem, realistisch Ausschweifenden, um jede zarte und überzarte Vorstellung unsers Helden von der Studirstube her, durch den grellsten Gegensatz des baaren leidigen Unsinns in der Welt, der dort weder so selten, noch unherkömmlich und unbeliebt ist, niederzudämpfen, und ihn so zu jedem kühnen Erdreisten und nicht weitern Kopfzerbrechen durch die Ansicht dessen herabzustimmen, was Alles in der Welt die Censur in Wirklichkeit trotz der indices verbotener Bücher passirt.

Nach diesem Allgemeinen wende ich mich zum Einzelnen und Besondern.

Die Scene in Auerbachs Keller wiederholt auf einer erhöhten Stufe die Ungebundenheit, die uns an dem lustigen Leben der Handwerker auf dem Spaziergange anschaulich wurde. Was indessen dort als rohe That, als unwillkürlicher Ausbruch gemeiner, handgreiflicher Ueberlustigkeit sich zeigte, wird hier zum Ausbruch einer von Geist und

Bewußtseyn unterhaltenen Frechheit. Wie sich denn das von einer so liebenswürdigen Gesellschaft, die aus Musensöhnen besteht, nicht anders erwarten läßt.

Das Ausgießen des Glases voll Wein durch Frosch, den einen Gesellen, über den Kopf des andern ist ein solcher, nicht in trunkenem Muthe, sondern wohl bedacht ausgeführter Spaß, um die erlöschende Flamme der Lustigkeit neu anzufachen.

Die übrigen Elemente der Unterhaltung sind aus einem gegenseitigen Verhöhnen eigener und Durchziehen anderer Verhältnisse zusammengesetzt.

Wie groß die Kühnheit, und wie übermächtig das Behagen dieser Gesellen sey, geht daraus hervor, daß keiner Kaiser noch Kanzler des weiland römischen Reichs seyn möchte. Dieses überlustige Erheben über die höchsten gesellschaftlichen Würden und ihre Obliegenheiten zeigt den Umfang der Anmaßung und den Werth eigener Einbildung vollkommen in dieser Societät. Daran schließt sich ganz passend die projectirte Wahl eines Oberhaupts, wie der Papst, an, den Niemand anzuerkennen braucht, seit Luther's Reformation für Protestanten, wie es unsere Gesellen sind, die vollkommenste Lossagung von seiner Autori-

tät ausgesprochen und ihn ungefähr eben so ins Gebiet der Fabel mit seiner Würde und Macht, wie späterhin die Aufklärung den Teufel, verwiesen hat.

Bei dieser frechen Hinaussetzung über alle höchste Gewalt auf Erden, bei ihrer Verspottung läßt sich nun erwarten, daß keiner der Gesellen mit dem andern mehr Mitleid haben wird, wo ihm ein Unfall, wahr oder eingebildet, begegnet, als es ein frecher, übermüthiger Spaß zuläßt. Daher schreibt sich die Verhöhnung des einen bei seinem verunglückten Liebesbestreben durch das Rattenlied.

Auf diesem wohl vorbereiteten Grunde erscheinen zuletzt Mephistopheles und Faust.

Nun regt Mephistopheles die Gesellen sogleich auf seine Weise an, und zwar durch ein vornehmes, unzufriedenes Wesen. Das wollen sie natürlicher Weise, die in dem kleinen Paris Deutschlands einheimisch sind, nicht gelten lassen. Dann verachtet er ihre Weine, und giebt dem einen für seine Voreiligkeit in einer beißenden Erwiederung etwas ab. Nachher läßt er etwas von Gesangfertigkeit merken, und bringt zuletzt sein Flohlied hervor, das dem höhnenden Sinne der Gesellen so schmeichelt.

Nachdem er auf diese Weise durch Apartethun sie erst gereizt, dann durch unverlegenes Wesen sie halb beschwichtigt, durch ein kräftiges Ueberbieten aber ihrer Ungezogenheit ihre Gunst, ihr Vertrauen gewonnen, bringt er sie zuletzt dahin, daß sie sich verleiten lassen, ihre ganze Klugheit und ihren Witz an einem Taschenspieler-Kunststückchen gefangen zu nehmen, mit dem er einem jeden den feinsten Lieblingswein fließen zu machen verspricht.

Hier hat denn nun aber freilich der Spaß den gefährlichen Wendepunct erreicht.

Dem einen wird der Wein durch unvorsichtiges Verschütten zur Flamme. Mephistopheles giebt sich als Teufel, als Hexenmeister zu erkennen, durch das Beschwören des höllischen Elements.

Da fällt es ihnen auf einmal ein, daß sie gescheidte, aufgeklärte Leute, wohl gar Gotteskinder sind. Was will der Kerl mit seinem Hokuspokus? Darf er sich unterstehen, sie zum Besten zu haben? Die Messer werden gezogen, und Mephistopheles als Zauberer für vogelfrei erklärt. Sie stoßen zu!

Doch Mephistopheles läßt sie den angefangenen babylonischen Thurmbau recht vollenden.

Zwar verwirrt er nicht ihre Sprüchen, doch ihre Sinne, ihre Augen und Ohren, und mit diesem kräftigen Spaß, durch den er die Gesellen halb erschreckt, halb verdutzt zurück läßt, macht er sich mit Faust auf und davon.

Mit Recht behauptet Mephistopheles von diesem Völkchen, daß es den Teufel nie spüre, und wenn er sie beim Kragen hätte. Das heißt denn doch nur so viel, daß der gewöhnliche Uebermuth der Menschen nicht ruht, bis er jenen Uebergipfel erreicht, wo er über sich selbst zusammenschlägt, und aus ungemessener Freude und Behagen ihnen eben so herber Unmuth als Verdruß erwächst. Wir müssen die Züchtigung, die Abfertigung dieser Gesellen verdient und die Art ihrer Herbeiführung sehr ergötzlich und köstlich finden. Zugleich aber muß es uns einleuchten, daß Mephistopheles in seinem Amt auf Erden unentbehrlich sey, um solcher Bestialität Zaum und Gebiß anzulegen, und sie auf das eigene Glatteis zu führen, wo sie die Beine für künftige Fälle bricht.

Noch ist eine wichtige ästhetische Frage zur Entscheidung zu bringen, ob das brandersche Lied von der geschwollenen Ratte, oder das Flohlied des Mephistopheles origineller, pikanter sey.

Meine Meinung darüber ist, daß das Ratten-

lied eine, wenn auch wohl angebrachte, doch ziemlich plumpe Verspottung selbstquälerischer Verliebtheit sey. Da es nur diese Verliebtheit, nicht die Liebe gilt, mag das schonungslose Gleichniß einer durch Arsenik vergifteten und an endlosem Durste sich verquälenden Ratte hingehen. Das ganze Lied athmet überhaupt die höchste Schadenfreude, die sich an dem Gelingen ihrer boshaften Streiche letzet. Daß Doctor Luther mit dem Ränzlein der Ratte in Verbindung gebracht wird, gehört mit in den frechen Geist des Liedes und in jene übermüthige Selbstüberhebung des Chorus der Gesellen, die des eigenen, sonst gefeierten Helden nicht verschont.

Das Flohlied des Mephistopheles ist um vieles feiner, geistreicher, satirischer. Es verhöhnt die Schadenfreude der Gesellen, indem es ihrem Plebejer-Sinn und Witz schmeichelt. Daß ein Floh, dieses blutsaugende Thier, die Rolle eines Ministers spielt, ist schon ein beißender Gedanke. Sein hüpfendes, tanzendes, entschlüpfendes Wesen macht ihn gar wohl zu einem passenden Repräsentanten eines gewandten Hofmanns, der sich den unausgesetzten Nachstellungen aller seiner Neider und Feinde zu entziehen weiß. Begünstigungen, wenn sie nicht mit Verdienst, sondern wohl

gar mit augenfälligem Unverdienst verknüpft sind, ärgern immer den Geist der Menge, wie der Großen. Wenn nun aber ein solches Erboßen theils unnütz ist, weil es unmächtig ist, theils aber doch nicht aus der eigentlichen, rechten Quelle entspringt, sondern nur daraus, weil jeder die bescheidene Meinung von sich hegt, er gehöre eigentlich an solchen Platz — da mag es immerhin einmal durchgehen, daß von einem humoristischen Könige und Hofe ein Verbot ergeht, daß man die Flöhe — was die natürlichste, zulässigste Sache von der Welt erscheint — nicht knicken und ersticken darf, sondern ihnen sogar einen Reverenz machen muß, so sehr es auch die Fingerspitzen nach dem Knicken und Ersticken juckt.

Zuletzt ist noch des Spruchs nebst den meisterlichen Schlüssen, auf die er gebaut ist, zu erwähnen, durch den Mephistopheles den Wein für die Gesellen aus dem hölzernen Tisch hervorlockt.

Weil nämlich der Weinstock Trauben und der Ziegenbock Hörner trägt, der Wein aber saftig und die Reben Holz sind — so folgt ganz consequent, daß ein hölzerner Tisch auch Wein, d. i. etwas Saftiges, Fließendes geben kann. Gewiß ein Schluß, der in mancher Logik, Dialektik und Metaphysik nicht bündiger vorkommen kann.

nur leider, daß er dort keinen Wein hervorhext, sondern ein trocknes, falscher Schluß verbleibt. Wir wollen es daher dem Mephistopheles nicht so übel nehmen, daß er uns mit diesem falschen Schlusse auf eine spaßige Weise zum Besten hat, müssen wir es uns doch sonst gefallen lassen, daß man uns mit viel schlimmern, falschen Schlüssen anderswo auf ernste Weise ganz und gar nicht zum Besten hat.

Nach der Abfahrt aus Auerbachs Keller finden wir unsern Helden in der Hexenküche wieder. Ueber das Kostüm des Orts geben uns folgende Angaben nähere Auskunft.

Auf einem niedrigen Heerde steht ein großer Kessel über dem Feuer. In dem Dampfe, der davon in die Höhe steigt, zeigen sich verschiedene Gestalten. Eine Meerkatze sitzt bei dem Kessel, schäumt ihn, und sorgt, daß er nicht überläuft. Der Meerkater mit den Jungen sitzt daneben und wärmt sich. Wände und Decken sind mit dem seltsamsten Hexenhausrath ausgeschmückt.

Wir wundern uns wohl, unsern Helden an solchem Orte zu treffen. Allein der Zweck ist so sonderbar und seltsam, der ihn herführt, daß die Sonderbarkeit des Orts vollkommen zu ihm stimmt.

Sonderbar indessen wäre der Zweck, der unsern Helden hertreibt? Ist denn die Kunst, das Leben zu erhalten oder zu verlängern, oder endlich gar zu verjüngen, ein so sonderbarer, wohl gar tadelnswerther Zweck? Ist nicht im Grunde genommen jede Gar- oder Hausküche eine solche Lebensverlängerungsofficin? Hat sie ihrer Wunderlichkeiten und Seltsamkeiten nicht genug, daß es auch ohne Hexerei und Feerei darin fürwahr genugsam wunderlich und hexenhaft aussieht? Wer aber mag an dem Quirlen und Schaffen der trefflichen Köchin Anstoß nehmen, befriedigt sie nur unsern Gaumen und Magen? Wer möchte lieber verhungern wollen, wenn er so ein seltsames Ragout, das ihm aufgetragen wird, auch nicht begreift, noch den, der es geschaffen? Wird dieß nun aber zugegeben, und Jedermann giebt es vermöge seines Magens gern zu: so ist der Sprung hiervon in eine Hexenküche nicht so gar weit.

Und vollends, wenn man erst sechszig Jahr alt geworden, so wäre es doch gar zu hübsch, sich dreißig Jahre in leichter Verdauung von einem kräftigen Süppchen oder Tränkchen vom Halse zu schaffen. Ich möchte wohl sehen, um welchen Miethpreis die Köchin gedungen werden würde,

die solche Suppen zu kochen verstände, und wer zuerst nicht blöde thäte, sie in Beschlag zu nehmen? Also versetzen wir uns einmal mit Faust, obschon wir, wie er, anfangs ungläubig sind, darein, daß die Sudelköcherei eines alten Weibes solche Wunder verrichten könne.

Denn freilich giebt es auch ein natürliches Mittel sich zu verjüngen, das uns jener Schelm, der Mephistophel, gleichfalls anräth. Es lebe ein Jeder wie unsere Uraltväter. Er fange an zu hacken und zu graben, er erhalte sich und seinen Sinn in einem ganz beschränkten Kreise, er ernähre sich mit ungemischter Speise ohne Salz, Butter und Käse, er trinke keinen Wein, Liqueur, Kaffee, Bier, er lebe mit dem Vieh als Vieh, und achte es nicht für Raub, den Acker, den er bebaut, selbst zu düngen — das ist ein sicheres Mittel, auf achtzig Jahre einen Jeden zu verjüngen.

Das sind wir freilich nicht gewohnt! Den Spaten in die Hand zu nehmen, steht uns nicht an. Da muß denn nun freilich zu andern Künsten, andern Mitteln geschritten werden. Fühlen wir dieß erst vollkommen, sehen wir ein, daß der Zweck richtig — und recht alt oder gar jung zu werden, ist immer ein sehr richtiger Zweck — so

müssen wir auch die Mittel, die zu ihm führen, anerkennen, so sehr sich auch unsere Laieneinsicht dagegen sperren mag. Wer gesund werden will, darf keinen Doctor noch Apotheker, ihr Latein, ihre Hieroglyphenschrift, ihre Receptirkunst und fein kräftige, chemische Brauerei nebst allem Zubehör verweigern.

Endlich ist auch unser Doctor von dem ähnlichen Argumente des Mephistopheles und seiner Beweiskraft überzeugt. Nur verlangt er, Mephistopheles selbst solle den begehrten, trefflichen Trank brauen.

Allein Mephistopheles verweigert dieß unter einem sehr plausibeln Vorwande, und das mit Recht. Der Teufel ist wohl da, die Leute zu verführen, jedoch nicht selbst ihre Sünden zu begehen. Das hieße die Polizei zum Straßen- und Brückenbau verdammen, und er würde dabei aus seiner erhabenen Rolle ganz herausfallen. Ein großer Stratege verrichtet nie Feldwebeldienste; doch giebt er den Plan an, wie man die Schlacht im besten Sinne verliert. So hat Mephistopheles zwar das alte Weib den Trank zu brauen gelehrt, ihr das Recept dazu angegeben, er kann indessen den Trank nicht machen. Dazu gehört nicht Kunst und Wissenschaft allein, sondern

Geduld ist vor allen Dingen dazu erforderlich. Die besitzt nur so ein altes Weib.

Um aber den Doctor zu ermuthigen, und ihm Vertrauen zu erwecken, macht er ihn auf die zierliche Dienerschaft des Hauses aufmerksam.

Ein Gespräch mit dieser ergiebt, daß Frau von Hause, die Hexe, nicht daheim sey.

Nun mag Mephistopheles, um sich die Zeit zu verkürzen, den Discours noch weiter fortsetzen. Die Anrede in jeder guten Gesellschaft lautet sonst: Mein Herr! Madam! gnädige Frau! Allein in der besten Gesellschaft, in der sich für dießmal Mephistopheles befindet, erhält man nur Gehör, wenn man sich der allerfeinsten und zugleich deutlichsten Formeln und Floskeln bedient. Etwa: verfluchte Puppen! Katzengeister! u. s. w.

Da kommen denn nun von den lieben Thieren gar wunderliche Sachen zum Vorschein. Zuerst ist von Bettelsuppen und ihrem großen Publikum die Rede. Dann schmeichelt sich der Kater mit einem Würfelspiel herbei.

Er meint, hätte er nur Geld, dann wäre er auch bei Sinnen. Die Auslegung ist nicht übel, daß Geld der Thiere und der Menschen Verstand sey.

Indessen haben die jungen Meerkätzchen mit

einer großen Kugel gespielt und rollen sie hervor.

Der Kater macht die Auslegung davon, das sey die Welt, welche steigt und fällt, und beständig rollt. Sie klinge wie Glas, das bald zerbricht, und inwendig sey sie hohl. Sie glänze hier und dort sehr — das sey ihr Leben. Allein ja nicht ihr zu nahe gekommen, dann gebe es nur Scherben, und sey der Glanz weg, dann sey das Leben aus. Sehr erbauliche Betrachtungen von einem Meerkater über Glanz, Vergänglichkeit und Hohlheit irdischer Dinge! Er ist leben geblieben, der alte Prakticus, und hat Alles durchgekostet; allein er traut dem Sohne nicht dieselbe Geschicklichkeit zu, daher vermacht er ihm als Testament den moralischen Rath, sich der Weltlust zu enthalten, um nicht vorzeitig sterben zu müssen.

Nun erblickt Mephistopheles ein Sieb, und frägt, wozu es sey.

Ei, ist die Antwort, das hält man vor, um die Schelme sogleich zu erkennen. Wahrscheinlich giebt es ihrer in der Welt wenige, und es mag daher um so mehr gut und nützlich seyn, ein solches Instrument zur Hand zu haben, damit man bald erkennt, wen man vor sich hat.

Nun wundert sich Mephistopheles über den Topf und Kessel.

Ei, wie kann der alberne Tropf sich nur darüber wundern? Er sieht doch, daß der eine nicht der Ofen, der andere nicht der Tisch ist.

Der Kater nöthigt endlich den Mephistopheles zu sitzen, und giebt ihm einen Wedel in die Hand.

Faust, welcher diese Zeit über vor einem Spiegel gestanden, sich ihm bald genähert, bald sich von ihm entfernt hat, droht vor dem himmlischen Bilde, das ihm dort vorgezaubert wird, fast zu erblinden. Und was ist es, was ihn so außer sich setzt? Ein schönes Weib, an deren hingestrecktem Leibe er den Inbegriff von allen Himmeln sieht, so daß er ganz erstaunt sich fragt: So etwas findet sich auf Erden?

Darauf ist von Mephistopheles die Antwort: Natürlich, wenn sich ein Gott erst sechs Tage plagt, und am Ende selbst Bravo sagt, da muß es etwas Gescheidtes werden. Und Mephistopheles verspricht unserm Doctor ein solches Schätzchen auszuspüren.

Faust sieht immerfort in den Spiegel.

Mephistopheles, sich in dem Sessel dehnend und mit dem Wedel spielend, fährt fort zu sprechen, und kommt sich in Mitten aller dieser Herr-

lichkeit und bei solchen Unterthanen, die als Thiere wie Menschen reden, und als Menschen den Instinkt bei sich verspüren, wie ein König auf dem Throne vor, der den Scepter hält. Ihm fehlt nur noch die Krone, damit das Regiment vollständig und wohl angethan sey.

Die Thiere, welche bisher allerlei wunderliche Bewegungen durch einander gemacht haben, bringen dem Mephistopheles eine Krone mit großem Geschrei.

Er soll sie mit Schweiß und Blut leimen! Das hätten denn die Affen richtig weg, was die Unterthanenpflicht heischt.

Doch Rebellen sind es! Sie gehen mit der Krone ungeschickt um, und zerbrechen sie in zwei Stücke. Nun reden sie und sehen, hören und reimen, und kurz und gut, die absolute Preßfreiheit, das höchste Gut der Aufklärung, ist da.

Faust wird unterdeß am Spiegel schier verrückt; und Mephistopheles droht doch fast selbst der Kopf zu schwanken.

Die Thierheit unbedingt los, Vernunft und gesunder Sinn untergebuttert, und Gedanken auf gut Glück — da kommt der Teufel selbst nicht bald zurecht.

Indessen muß sich Mephistopheles nach eini-

gem Besinnen gestehen, daß es wenigstens aufrichtige Poeten sind. Mit denen wird die Weltpolizei, zu der Mephistopheles gehört, am Ende schon fertig.

Der Kessel, welchen die Kätzin bisher außer Acht gelassen, fängt an überzulaufen; es entsteht eine große Flamme, welche zum Schornstein hinausschlägt. Die Hexe kommt durch die Flamme mit entsetzlichem Geschrei herunter gefahren.

Sie fährt mit dem Schaumlöffel in den Kessel und spritzt Flammen nach Faust, Mephistopheles und den Thieren. Die Thiere winseln.

Mephistopheles giebt den rohen Gruß auf seine Weise zurück, und enthüllt sich dadurch als Herrn und Meister.

Die Hexe, die ihn nun nach dieser Ansprache erkennt, bittet ihn um Verzeihung, daß sie ihn beim Fehlen der gewöhnlichen Symbole verkannt, und nicht auf der Stelle ehrfurchtsvoll begrüßt habe.

Worauf sie Mephistopheles bedeutet, es sey jetzt andere Zeit. Die Cultur, die alle Welt verfeinert, habe auch den Teufel beleckt. Verschwunden sey das nordische Phantom mit Hörnern, Schweif und Klauen, und dafür stehe ein Elegant mit falschen Waden da, wie sie mancher junge Mann trägt.

Die Hexe will schier den Verstand vor Freude verlieren, daß sie den Junker Satan wieder sieht.

Doch Mephistopheles verbittet sich den Namen. Er sey schon längst ins Fabelbuch geschrieben. Zwar wären die Menschen wenig besser daran: denn, indem sie den Bösen los geworden, wären die Bösen geblieben. Darum passire er jetzt als Baron, als Cavalier, und sie habe an seinem adligen Blut und Wappen nicht zu zweifeln. Er macht, das Letztere zu beurkunden, eine unanständige Gebehrde, wozu die Hexe unmäßig lacht.

Darauf wendet er sich an Faust und bedeutet ihn, dieß sey die Art, mit Hexen umzugehen.

Endlich kommt der eigentliche Zweck der beiden Reisenden zur Sprache.

Mephistopheles bittet sich für Faust, etwas von dem bekannten, das Leben verlängernden Tranke aus.

Die Hexe verspricht das Beste ihrer Küche. Doch, da es, wenn es nicht tödten soll, vorher einer Beschwörung dazu bedarf: so zieht sie mit seltsamen Gebehrden einen Zauberkreis, an den sie Faust heran winkt, nachdem sie mit den Meerkatzen und einem großen Buche hinein getreten.

Faust sperrt sich gegen den abgeschmackten Betrug, das tolle Zeug.

Doch Mephistopheles nöthigt ihn, in den Kreis zu treten. Er solle nur nicht ein so strenger Mann seyn, jeder Arzt müsse doch seinen Hokuspokus machen.

Nun fängt die Hexe aus ihrem Buche mit gewaltiger Emphase den größten Unsinn zu declamiren an.

Faust will es bedünken, die Alte spreche im Fieber.

Mephistopheles entgegnet ihm, das sey lange noch nicht vorüber. So klänge das ganze Buch. Indessen sey die Kunst alt und neu, Irrthum statt Wahrheit zu verbreiten, und aus einer Drei Eins und aus Eins Drei zu machen. Diese und andere Widersprüche würden dann für das tiefsinnigste Wahre gehalten.

Die Hexe fährt indessen in ihrer Beschwörung fort. Sie bekennt offenherzig, die hohe Kraft der Wissenschaft, die Jedermann verborgen sey, zu besitzen, und zwar ohne Denken, ohne weiteres Sorgen.

Das scheint Faust denn doch gar zu toll, und Mephistopheles beeilt die treffliche Sibylle ans Ende ihrer Sprüche zu kommen, damit Faust zuletzt nicht ausreißt.

Endlich schenkt sie unter vielen Ceremonieen

den berühmten Trank ein, den Faust nimmt, und der zugleich ein Liebestrank ist.

Mephistopheles führt nun, nachdem er der Hexe seinen Dank abgestattet, und ihr auf Walpurgis einen Gegendienst versprochen, Fausten ab, damit dieser in nothwendiger Weise transpirire und die Kraft durch Inn- und Aeußeres dringe. Den edlen Müßiggang werde er nachher um so besser schätzen lernen, wenn sich Cupido in ihm regt, und hin- und wiederspringt.

Mit einem schnellen, letzten Blick in den Spiegel nach dem schönen Frauenbild, und mit der Versicherung des Mephistopheles, daß er nun mit diesem Trank im Leibe bald Helenen in jedem Weibe sehen werde, entfernt sich Faust.

Wenn einmal die Poesie sich ihr Recht nicht nehmen läßt, nach Gelegenheit auch den Unsinn, und zwar den phantastischen, weil er durch die Einbildungskraft, durch den Wahn und Schein in ihr Gebiet einschlägt, zu behandeln: so können wir nicht läugnen, daß sich der Dichter in der Hexenküche einer solchen Aufgabe meisterhaft entledigt hat.

Das Hexenwesen und das Streben, worauf es gegründet ist, gehört zu dem Aberglauben, von dem bereits in einer frühern Vorlesung die Rede

gewesen ist, welcher der menschlichen Natur bei großen dringenden Wünschen und desto beschränktern Mitteln stets eigen ist, und auf einer Verwechselung des Möglichen mit dem Wirklichen beruht.

Der Dichter hat uns zugleich, indem er dieses auf das Unmögliche, in dem heißesten Begehren gerichtete, phantastische Streben darstellt, in die letzten Gründe desselben eingeführt. Es ist nicht der vernünftige Mensch, der solchem abgeschmackten Wahn sich ergiebt, ihn wünschenswerth und zulässig findet, sondern es ist der thierische, sinnliche, oder der in seiner Vernunft rathlos gewordene, von ihr abgekommene Mensch, wie Faust, der, da er an Natur und Wirklichkeit verzweifelt, sich nach solcher Uebernatürlichkeit und Ueberwirklichkeit sehnt, ja ihrer bedarf; für den daher alle Kritik der Vernunft überflüssig, und es somit auch gleichgiltig ist, ob solcher Wahnsinn möglich sey oder nicht.

Nicht also nach der Realität des Hexenwesens haben wir zu fragen, noch ob solcher Wahn möglich sey, sondern wie er in der menschlichen Natur entspringe, und welches der Punct sey, wo er hervordringe.

Nun aber sind Sinnlichkeit, Habsucht, Hoffarth, Wollust, Geiz, Putz-, Prunk-, Genußsucht

die Triebfedern im Menschen, die ein solches wahnsinniges und noch anderweitig unsinniges Wesen unaufhörlich hervorrufen, und nur unter andern Formen stets erhalten. Wer frägt wohl, hat er die Mittel und Reichthum, viel nach Verstand? Besitzt er die Gewalt, kümmert es ihn wohl, wenn er zu seinem Zwecke gelangt, ob er die Tausende jämmerlich und elend zertritt?

Auf diese Metamorphose des Wahnsinns, der Thorheit, welche unter allen Gestalten und Abwechselungen dieselben bleiben, deutet Mephistopheles, wenn er sich über seine eigene Metamorphose lustig macht, und jenes Wahnes endlich gedenkt, der viel damit gewonnen zu haben glaubt, daß er den Teufel ins Fabelbuch eingetragen, während die Bösen geblieben sind.

Ein so neckischer, bloß barocker Scherz es erscheint, wenn der Dichter den Meerkater und seine Familie in den wandelnden Hausrath der Hexenküche einführt, so liegt ihm doch eine tiefe, sittliche Bedeutung zum Grunde.

Konnte der Dichter wohl bessere Repräsentanten, um das Thierische der Menschennatur zu versinnlichen, sich erwählen, als diese bekanntlich an allen Gebrechen der Thiernatur am meisten leidenden Geschöpfe? Was ist unruhiger, lüster-

ner, geiler, hoffärthiger als eine Meerkatze? Die tiefe Ironie ist hierbei unverkennbar! Und legt nicht der Dichter Alles diesen Geschöpfen in den Mund, was das Bestreben, die Wünsche der gemeinen Menschennatur bildet? Niedrige Begehrlichkeit, Spiel, Habsucht, Ueberlisten, tyrannischer Druck, empörerischer Sinn, zügellose Frechheit der Rede und des Handelns — das ist es ja, was den Menschenpöbel zu allen Zeiten kenntlich macht, was er um jeden Preis auf Kosten von Sinn und Verstand, nicht etwa bloß von Vernunft zu erringen sucht. Wenn die unmittelbare Darstellung dieser Dinge Ekel und Mißfallen erregen müßte, so erscheint die symbolische Heranführung derselben mittelst der Thiermaske als ein geistreicher Scherz, und bietet ein unschätzbares Mittel dar, um das Widerwärtigste der Menschennatur, gewissermaßen die partie honteuse derselben, gleichsam auf fremden Grund und Boden abzusetzen und abzulagern.

Es wird hoffentlich von selbst einleuchten, daß der Dichter in dem Scherz mit der Krone nicht das rechtmäßige, vernünftige Regiment auf Erden im Sinne hatte, sondern jenes Regiment, wie es sich der Pöbelbegriff vorstellen mag, d. h. jene Carricatur, in die sich das Vernünftige wan-

delt, wenn einmal ein Affe, ein Meerkater zum unbeschränkten Raisonnement darüber gelangt.

Und so bleibt zuletzt noch des Gipfels von geistigem Unsinn zu erwähnen, den die Hexe in ihren Formeln herplappert. Auch hierher hat sich die Thierheit verstiegen. Sie sucht als Tiefsinn zu glänzen, und ist am Ende kaum noch so ehrlich und offenherzig als die Hexe, zu gestehen, daß es mit alle dem hypermetaphysischen Bombast und Quark doch nur darum zu thun sey, in der Welt auf eine mühelose, wohlfeile Weise zu Einfluß, Ansehen und Namen zu gelangen.

Trefflich contrastirt mit allem diesen tollen Wesen und Unsinn die Schalkheit, die Ironie des Mephistopheles, die sich insbesondere in der Art zeigt, wie er sich über das Stutzen Faust's bei diesem Unwesen lustig macht. Der Doctor ist doch auch nur ein Narr auf seine Weise, und ein viel schlimmerer dazu, weil er gerade noch so viel Vernunft übrig behalten hat, um die niedere Narrheit an Andern zu erkennen. Er besitzt daher gerade die rechte Reife, um in alle mögliche Tollheit schnurstracks hinein zu rennen; wie wir denn bald in der folgenden Scene ein Pröbchen davon bekommen.

Achte Vorlesung.

Daß Faust die Hexenküche nicht ohne Nutzen besucht hat, davon können wir uns alsbald überzeugen: denn wir finden ihn, nachdem er dieselbe verlassen, wie er auf der Straße ein junges Mädchen dreist und unverschämt anfällt.

Ist dieß derselbe Mann noch, der zu Anbeginn nur das Universum in seinem Geist und Busen trug? Dem die Welt zu enge, dem nichts hoch und tief genug war, um ihn zu begnügen?

Jetzt ist es ein Mädchen, kaum den Kinderjahren entwachsen, das ihn zu den ungebundensten Streichen verführt. Die Liebe hat zwar schon manchem klugen, ernsten Mann den Kopf verwirrt; allein gar zu arg ist es doch, wie sie unserm Manne mitspielt. Weg ist alle Besonnenheit, weg aller Anstand. Wie das Kind, das die Flamme zum ersten Mal sieht, und darnach greift, so geht

unser Held als schülerhafter Neuling hastig und ungebändigt darauf los.

Das Mädchen selbst, so jung und beschränkt es ist, übersieht ihn mit einem Blick, und macht sich unwillig von ihm los. Doch weh ihr, der Aermsten! Sie ist leider keine Kokette, und die unerfahrene Unschuld unterliegt solcher frechen Zudringlichkeit noch schneller, als die ausgelernte Buhlkunst. Denn eben weil sie die Unschuld ist, und es nur ehrlich meint, so stellt sie sich selbst in ihrer guten Meinung der Schamlosigkeit zum Anwald auf, und sucht günstig ins Sittige zu deuten, was nur Frechheit ist und bleibt.

Und unser Held muß es gleichfalls büßen: denn überrascht ihn die Leidenschaft jünglingshaft, so rächt Natur nur das Alter des Mannes an ihm, der es versäumt hat, in jungen Jahren abzuthun, was dort als unschädliche Thorheit vorüber gegangen wäre.

Allseitig erfahren soll der Mann dastehen, der seines Geschlechtes Zierde ist, und gewappnet gegen Jegliches. Nichts soll ihn mehr überraschen. Es sey Neigung oder Haß, Zorn oder Gunst, nur in gemessenem Sinne soll er jedes walten lassen, so daß es nur nützt, nicht schadet.

Nun aber ist unser Mann unter Büchern

einseitig ergraut, und seine Neigungen, seine Begierden sind Kinder geblieben. Da wird denn daſſelbe für ihn zum großen Fehler, was des Jünglings Schmuck geweſen wäre, ja, es steigert ſich zum Verbrechen: denn als Mann drängt es ihn, ganz zu genießen, und er eilt, die Blume zu brechen, welcher der Jüngling mit kindlichem Spiele holder Zaghaftigkeit nur zart genaht wäre.

Und wie er genoſſen hat, erwacht die höhere Mannesnatur. Seine Sinnlichkeit, die er nicht zeitig genug moderiren gelernt, hat ihm dießmal den Streich geſpielt. Kann die Einfalt mit all ihrer Unſchuld einen ſolchen Geiſt begnügen? Auf Augenblicke wohl, doch nicht dauernd: denn dieſe Unſchuld ſelbſt iſt nach einem ewigen Geſetze der Natur nur die Blüte, die ſie ſelbſt wieder abſtreift, um die höhere Frucht dahinter zu reifen. Die Jungfrau ſoll zuletzt als Gattin, als Mutter daſtehen.

So wandelt ſich denn beiden, dem Doctor und dem Mädchen, unbewußt das Herrlichſte, das Lieblichſte, was die Natur dem Menſchen zur Erheiterung, zur Beſeligung beſtimmt, zum Verderben. Nur Mephiſtopheles iſt es einzig, der es klar erkennt und erſchaut, wo der Fehler urſprünglich liegt, und warum ſich zu Gift die heilſamen Gaben der Natur wandeln müſſen.

Er thut eigentlich nichts dazu, den Fehler anzulegen, sondern er findet ihn nur vor, und fördert ihn, damit er ihm für seine höhern Zwecke nützt. Und meisterhaft hat er die Lust, die Sünde studirt. Ist sie erst irgendwo erwacht, dann wehre ihr einer nur mit kluger, gesunder Vorstellung — das ist das sicherste Mittel, sie zur rasenden Flamme zu entzünden, wie Wasser Feuer nicht löscht, sondern nur heftiger in seiner Glut entbrennt.

Und so begegnet er unserm Helden in seinem Anfall rasender Leidenschaft erst mit kluger, ernster Abmahnung. Sein Gewissen hat er als Teufel damit genug salvirt. Ist er es doch nicht, der Gretchen zu verführen nöthig hat, der ihren Leib genießen will. Was schiert es ihn, wenn der dünkelhafte Mann, der über Gott und Teufel in seiner hochfahrenden Menschenlaune sich setzt, mit aller seiner Erhabenheit den tollsten Streich zu begehen im Begriff ist. Hat er sich selbst etwa der Tugend vermessen? Lebt er mit Gott und den Engeln in einem Streite? Wurmt ihn nicht etwa bloß die lächerliche Maskerade, die der Mensch im Chor der Welten, mitten in dem Meisterhaftesten, was ein Gott vollbracht, dünkelhaft verführt? Ist es nicht sein ewiger Verdruß, daß dieser nicht ehrerbietig, wie die Cherubs, noch wie er selbst, der

doch als Schalk sich etwas herauszunehmen ein Recht hat, vor dem alten Herrn und seiner Weisheit zurück treten mag, sondern ihm wohl gar den kleinen Gott, das All selbst, nachspielen will?

Hier wird es nach seiner Meinung, um den Himmel und die Hölle zu rächen, auf daß sie der Mensch nicht ungestraft verhöhne, und sich ihnen beiden, und dem, was noch höher ist — Gott — gleich zu setzen wage, Pflicht, daß Satan das Plumpe der Menschennatur, wo es sich zeigt, sich in den eigenen Schlingen fangen lasse.

Und so thut er denn mit gründlichster Bosheit zwar nichts für das Verderben Faust's, um es erst anzulegen: denn, um zu verführen, hält sich dieser Teufel zu hoch! Doch sorget er dafür, daß Faust so recht consequent und methodisch nach eigenem Anlaß hinein renne. Und Niemand glaube, nur an gemeiner Schadenfreude wolle er sich letzen. Er will den hochmüthigen Mann sich erst erniedrigen und den Stolz seiner hoffärthigen Unschuld sich zum Verbrechen wandeln lassen, damit er sich desto kirrer, abgekühlter und nüchterner in die Eitelkeit der Weltlust stürze, und an Dauer darin gewöhne: denn etwas Besseres taugt doch nicht für ihn. Und dann soll es seine feinste Rache seyn, wenn er ihn erst an's Schlechteste gewöhnt, durch Niedrig-

stes erniedrigt und nachher durch Besseres überführt, daß das, was der Mensch sein Hohes und Höchstes nennt, nur mit der Teufelei auf Erden sich vortrefflichst vertrage, ihn gefesselt vor den Herrn und das versammelte Chor der himmlischen Geister zu bringen. Ganz zerknirscht soll er alsdann empfinden, daß das Universum in seinen schwärzesten Tiefen, wie in seinem höchsten Lichtglanz, geschaffenen, endlichen Geistern nicht Anlaß zu Unlust, Makel und Tadel gebe, sondern daß, wenn irgendwo etwas Schlechtes in der Welt ist, sie selber es seyen!

Nach diesem Ueberblick der Lage, der Gesinnung der betheiligten Hauptpersonen, folgen wir nun dem Liebesabentheuer ins Einzelne.

Nachdem Margarete von Faust sich losgemacht, und durch dieses Widerstreben der fliehenden Unschuld Faust's Liebeswuth nur noch mehr entzündet worden, fordert derselbe, als Mephistopheles hinzutritt, von diesem, daß er ihm die Dirne auf der Stelle schaffe.

Mephistopheles erklärt ihm, über die habe er keine Gewalt. Es sey ein gar unschuldiges Ding, das eben für nichts zur Beichte gegangen, und von da, aller Sünde freigesprochen, zurück komme.

Sie sey aber doch, meint Faust, über vierzehn Jahr alt.

Darauf entgegnet Mephistopheles: er spreche ja wie Hans Liederlich, der jede liebe Blume um seinetwillen gewachsen halte, und zu pflücken gedenke. Das gehe aber nicht immer an.

Da entbrennt Faust's Zorn. Mit dem Gesetz solle er ihn in Frieden lassen, und wenn nicht heute Nacht das süße junge Blut in seinen Armen ruhe, so sey um Mitternacht der Contract zerrissen.

Mephistopheles betheuert, er brauche wenigstens vierzehn Tage Zeit, um die Gelegenheit auszuspüren.

Da bekennt Faust schamlos, wenn er nur sieben Stunden Ruhe hätte, so brauchte er nicht den Teufel dazu, um ein solches Geschöpfchen zu verführen.

Ei, meint Mephistopheles in boshafter Ironie, er spreche ja schon fast wie ein Franzos. Er solle doch etwas von diesen Südländern lernen, und nach ihrem Beispiele mit etwas Galanterie und kunstgemäß zierlicher Vorbereitung zu Werke gehen.

Doch nach plumper nordischer Art erwiedert Faust: er habe Appetit auch ohne das.

Nun aber erklärt Mephistopheles in vollem Ernste, mit dem schönen Kinde gehe es ein für

alle Mal nicht geschwinde, ohne List sey da mit Sturm nichts auszurichten.

Nun verlangt Faust, er solle ihm wenigstens irgend ein Pfand von ihr, ein Halstuch, ein Strumpfband schaffen, oder ihn an ihren Ruheplatz hinführen.

Mephistopheles erklärt, damit Faust sehe, daß er seiner Pein in jeder Art gern förderlich seyn möge, wolle er ihn noch am selbigen Tage in ihr Zimmer bringen. Doch sie zu sehen und zu haben, gehe nicht an. Faust möge sich unterdeß, während sie selbst bei der Nachbarin wäre, in Hoffnung aller künftigen Freuden in ihrem Dunstkreis satt weiden.

Nun fordert Faust, Mephistopheles solle zugleich ein Geschenk für sie besorgen.

Dieser Gedanke gefällt dem Teufel: denn damit könnte Faust wohl reüssiren, und durch ein solches natürliches Mittel sich am besten von selbst machen, was dem Teufel sonst viel Kopfzerbrechen und viel Schleifwege kosten würde. Mephistopheles entfernt sich, um nach einem verborgenen Schatze zu revidiren.

Hier dürfte Mancher fragen, ob es denn wohl dem Mephistopheles mit jener Erklärung der Unschuld Gretchens, und daß er über sie keine Macht

habe, Ernst sey, oder ob er sich hierbei nicht bloß verstelle und spotte? Die Frage ist indessen nach des Dichters Sinn in vollem Ernste zu bejahen.

Es respectirt dieser Teufel die Unschuld, und viel ernster, als wir es von Faust selbst, dem Manne und Menschen gesehen haben. Es ist in der That keine Verstellung von Mephistopheles, daß da mit Sturm und Gewalt nichts einzunehmen sey. Er kennt seine Macht; er weiß indessen auch, welch' ein Höherer ihr Grenzen gesetzt. Des Menschen Wahn allein schafft sich das Verderben, das Unheilvolle ohne Maaß, Ziel und Rücksicht, als ein verworren und regellos wirkendes Wesen; doch Verderben, Sünde, Frevel entwickelt sich in dieser Welt nie anders als vorbedacht, unter Aufsicht, nach Maaß und Ziel, und dieses letztere ist am Ende, wenn auch die Wirkung zerstörend, tödtend und zerquetschend sich äußert, nur heilsam zur Wohlfarth des Ganzen. Denn Einzelnes wird nur zerstört, damit sich das Ganze gesund erhalte, in welchem und von dem das Einzelne doch nur sein Leben empfängt. Trägt daher das Einzelne einen Fehler an sich, durch sich selbst oder anders woher erworben, so verfällt es zwar als Einzelnes, weil die Schöpfung nur Lebendes duldet, nach einem strengen Gesetz dem Untergange; doch ist

auch dieſes nur Wohlthat, eine Reinigung vom Wuſte und von der Schlacke, und die ſinnliche Erſcheinung wird ohne Erbarmen zerſtört, damit, was dahinter als höheres Weſen liegt, frei und gerettet werde.

Mephiſtopheles fühlt, wie ſchon geſagt worden, daß er dem Mädchen in ſeiner Unſchuld nichts anhaben kann. Auch will er ihr nichts zu Leide thun, ſo lange ſie unſchuldig bleibt. Doch wehe ihr freilich, der Aermſten! Sie trägt in ihrer Unſchuld nicht den Freibrief von jeder Sünde. Das ſieht denn Mephiſtopheles ſo herankommen, und thäte es ihm auch leid, er kann und darf den Fehltritt ſo wenig hindern, als er ſich am Reinen zu vergreifen, urſprünglich ſo die Macht wie den Willen hat. Gar beſchränkt iſt dieſer Teufel. Seine Bosheit und Macht übt er nur nach einem ſtreng gemeſſenen Geſetz innerhalb des geſetzten Kreiſes. Darum wollen wir ihn bewundern, wenn er in ſolcher Beſchränkung an's Ziel gelangt, wo der Menſch in weiteſten Grenzen und Schranken verzweifelt. Man glaube es nur dem Dichter, ohne Fauſt's Ungeſtüm, ohne die Mithülfe der Nachbarin würde er dem Mägdlein auch nicht um ein Haar breit näher treten können, ſo wenig als ſich Unendliches vom Menſchen mit dreiſter Hand ungeſchickt packen und ergreifen läßt.

Die folgende Scene bringt uns in Margaretens Zimmer. Es ist Abend. . .

Margarete, ihre Zöpfe flechtend und aufbindend, kann den Vorfall des heutigen Tages nicht aus dem Sinne bringen. Sie möchte wohl wissen, wer der Herr gewesen ist, der sie auf der Straße packte. Er sah gewiß recht wacker aus, und mochte aus einem edlen Hause seyn. Gewiß wäre er nicht so keck gewesen. Unschuld mit Neugierde gepaart, offenbart sich aus diesem Selbstgespräch, und wir sehen, daß der Vorfall nicht ohne Eindrücke geblieben ist. Sie verläßt das Zimmer.

Darauf schleicht herumspürend Mephistopheles, Fausten führend, herein. Mit der Bemerkung, daß nicht jedes Mädchen so rein halte, entfernt er sich, um sich auf die Schildwacht zu begeben, auch zugleich noch ein kleines Nebengeschäft abzumachen, und überläßt Faust sich selbst und seinen Gefühlen.

Der reinliche, doch beschränkte Zustand ergreift in dem Dämmerungsschein unsern Helden wunderbar. In einen anmuthigen Contrast ist der eigentliche Zweck von Faust's Anwesenheit mit der Wirkung gestellt, welche Zug um Zug dieser liebliche, häusliche Zustand ordentlich und rein waltender Weiblichkeit auf ihn hervorbringt. Ihn drang es

so geradezu zu genießen, und er fühlet sich in Liebestraum zerfließen. Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft? so muß er zuletzt sich fragen. Und träte sie den Augenblick herein, wie läge er demüthigst hingeschmolzen zu ihren Füßen!

Gewiß, solche Gefühle zu schildern, welche das bessere Selbst ergreifen, wenn uns aus tiefer Beschränkung jenes herrliche, reinliche Gefühl des Daseyns anweht, das unter tausend Gestalten über die Menschheit ergossen und der gesunde Geist ist, von dem sie sich nähret, ist dem Dichter vortrefflich gelungen. Aber nur dieß Bild der lieblichsten Situation ist es, das unsern Helden bei seiner regen Empfänglichkeit fesselt. Zwar Geist, Gefühl und Einbildungskraft finden sich in ihm wahlverwandt erregt, doch nicht der ganze Mann und Mensch ist davon ergriffen, dessen tiefstes Interesse, wie wir wissen, ein ganz anderes und leider gescheitert ist. Daher überrascht ihn die wunderbare Rührung zuletzt selbst. Wir werden diese herrliche Erregbarkeit, die sich den Eindrücken des Schönen nicht widersetzt, noch öfter kennen lernen und bewundern müssen, und am Ende doch dadurch unsern Mann um nichts gebessert finden. Auch dieß gehört zu seinem Charakter, zu seinem wunderbar tragischen Loos, das er als Repräsen-

kannt der Menschheit darstellt, die mit herrlichen Gefühlen des Edelsten am Gemeinen zuletzt zerscheitert.

Diese weichen, träumerischen, dämmernden Betrachtungen und Gefühle werden durch Mephistopheles unterbrochen, der von seiner Lauer herbeikommt, und meldet, daß das Mädchen heimkehre. Er hat ein Schmuckkästchen mitgebracht. Dieß stellt er in den Schrein, und zieht endlich nach einem kleinen Wortwechsel den widerstrebenden Faust nicht ohne Unwillen und possenhafte Schalkheit fort.

In dem Weben sympathetischer Gefühle, das uns der Dichter schildert, dürfen wir uns nicht wundern, daß Margarete bei der Rückkehr eine geheimnißvolle, unerklärliche Ahnung von der stattgehabten Anwesenheit der beiden Fremden hat.

Es ist zart vom Dichter gewesen, diesen Geist uns fühlen zu lassen, der dem Menschen beigegeben ist, ihn in den bedeutendsten Fällen des Lebens umweht, und ihn als feinstes Gefühl das Geschick seiner fernen Zukunft vorempfinden läßt. So schaudert Margarete ahnungsvoll beim Eintritt ins Zimmer, dessen Luft ihr schwül vorkommt, obwohl es draußen nicht warm ist. Sie fühlt sich beklommen und allein, und wünscht der abwesenden Mutter baldige Ankunft.

Sie zieht sich aus und singt ein Lied, das uns ihren ganzen Zustand offenbart. Es ist das liebliche Lied der Liebe, die ganz den Menschen durchdrungen und ergriffen hat, und das Pfand, das sie von dieser heiligsten Gefühle flammender Gewißheit empfangen hat, hoch über alle Schätze der Welt hält; und wenn diese beglückte Liebe auf Königsthrone säße, sie würde allen Reichthum und alle Pacht den Erben gönnen, nicht dieß Pfand zugleich. Margarete singt mit einem Worte die liebliche Romanze vom König von Thule.

Auch sie empfängt ein Zeichen, ein Pfand der Liebe, indem sie den Schrein eröffnet, ihre Kleider einzuräumen, und darin das Schmuckkästchen findet.

Doch nicht beseligend wirkt es auf sie, sondern den Widerstreit ihrer Gefühle erregend, indem sie bei Betrachtung des köstlichen Schmuckes aus dem Zustand zufriedener Unschuld von dem erwachenden Gefühle der Armuth und der damit verbundenen Zurücksetzung gerissen wird.

Noch einmal wacht der Himmel durch der Mutter frommen Sinn über des Mädchens Unschuld. Ein Wink ist es von oben, ein Zeichen. Doch leider versteht der Mensch selten die warnenden Stimmen, das Verderbliche in seiner ein-

schmeichelnden Sprache findet viel eher bei ihm Eingang.

Die Mutter, eine strenge und rechtliche Frau, hat das auf sonderbare, unerklärliche Art in den Schrein gelangte Kästchen richtig beurtheilt. Sie erkennt darin eine falsche Gabe für einen falschen, unheilvollen Zweck. So verführerisch es ist, nimmt sie das gefährliche Geschenk, und übergiebt es, um sich seiner zu entäußern, nach einem frommen Brauch ihrer Kirche.

Dieser Vorgang wird uns auf köstliche Art in einer kleinen Scene überliefert, wo Faust und Mephistopheles auftreten. Unter Fluchen und Ingrimm erzählt Mephistopheles Fausten den Querstreich, uns zum erbaulichen Ergötzen, daß sich der Teufel auch einmal verrechnen kann, daß ihm in dieser Welt nicht Alles gelingt noch gelingen muß. Zwar nicht der Verlust des Schmucks erboßt ihn so sehr, als daß ein Pfaffe und die Kirche ihn davon getragen. Mit sarkastischen Anmerkungen läßt er sich über den guten Magen der Kirche vernehmen, der allein ungerechtes Gut zu verdauen im Stande sey. Die Kirche hätte ganze Länder aufgefressen, und doch nie sich übergessen. Man sieht aus diesen Glossen, dieser Teufel hat so gute Begriffe, wie sie unsere protestantischen Professoren nur immer

haben können, und scheint wie sie, von den isidorischen Decretalen nicht viel zu halten.

Zwar macht Faust als Staats- und Rechtslehrer den Einwurf, dasselbe könne ein König und Jude auch. Es will ihm indessen nicht gelingen, den Teufel in seiner schlimmen Laune durch das Beispiel zu begütigen.

Sie werden inzwischen einig, einen neuen Schmuck herbeizuschaffen, um, wie sich Faust ausdrückt, des Liebchens Kummer zu stillen. Am ersten war ja doch, nach Faust's Meinung, nicht so viel. Er giebt zugleich dem Teufel den Rath, die Nachbarin ins Spiel hinein zu ziehen.

Das findet Mephistopheles ganz recht; und, indem er sich über seines gnädigen Herrn Verliebtheit zuletzt noch recht lustig macht, die ihrem Gegenstande zu Liebe das ganze Universum verpuffen würde, entfernt er sich, den doppelten Auftrag zu vollziehen.

Wir gelangen nun mit der folgenden Scene in der Nachbarin Haus. Frau Marthe heißt das ehrsame Weib.

Wir treffen sie in ihrer Ehestandsnoth. Ihr lieber Mann ist ihr davon gelaufen, so sehr sie ihn auch lieben that. Ach, und nun weiß sie nicht, ob er noch lebendig ist, oder schon todt, und was

das Schlimmste ist, sie hat darüber keinen Schein, um nöthigenfalls zu einer neuen Ehe rechtmäßig schreiten zu können.

Margarete tritt auf, und meldet in Hast und Bangigkeit, daß in dem Schrein sich ein neues Schmuckkästchen gefunden, mit viel prächtigern Dingen erfüllt, als das erste.

Frau Marthe weiß das Ding besser zu schätzen. Sie räth Gretchen, ja nichts der Mutter davon zu sagen, die es gleich wieder zur Beichte tragen würde. Unterdessen solle sie nur manchmal herüber kommen, den Schmuck hier heimlich anlegen, und ein Stündchen lang am Spiegel vorüber spazieren. Es finde sich denn wohl Gelegenheit, wo man es so nach und nach den Leuten sehen lasse, erst ein Kettchen, denn die Perle im Ohr. Die Mutter würde es wohl nicht bemerken, man mache ihr wohl auch sonst etwas vor.

In dieser Musterung, in diesem Anprobiren des Schmucks werden die beiden Frauen von Mephistopheles überrascht. Nach einem höflichen Reverenz, bei welchem er besonders vor Margareten ehrerbietig zurück tritt, indem der Schalk thut, als halte er sie wegen des Schmucks für ein adliges Fräulein, giebt er zu verstehen, daß er nach Frau Marthe Schwerdtlein fragen wollte.

Die gute Dame giebt sich gleich zu erkennen. Doch aus purer Höflichkeit will Mephistopheles den Auftrag nicht ausrichten, weil sie da für jetzt so vornehmen Besuch habe, er werde Nachmittags wieder kommen.

Mit Wonne verkündet Frau Marthe ihrem Schützling die vornehme Verwechselung. Errötheud lehnt Margarete die angethane Ehre ab, und bekennt, der kostbare Schmuck sey nicht ihr Eigenthum. Doch Mephistopheles betheuert, es sey nicht der Schmuck allein, der ihm die Ehrfurcht eingejagt, es sey das Wesen, der scharfe Blick; es thäte ihn freuen, daß er nun bleiben dürfe.

Nun kommt er endlich zur Verkündigung seiner Mähr. Die betrifft den lieben Ehemann. Derselbe ist nun zwar schon todt, doch läßt er seine liebe Frau grüßen. Aus diesem kurzweiligen Anfang ergiebt sich der Schluß der Geschichte von selbst.

Ich will darüber nicht unnütz weitläuftig werden. Es ist ein Meisterstück von Persiflage ehelicher Zärtlichkeit, wenn zwei wie Hund und Katze gelebt, sich das Leben sauer gemacht haben, und doch immer in der Einbildung stehen, sie hätten einander so recht gründlich und ächt lieb gehabt. Dabei werden, versteht sich, alle äußern Forma-

litäten wohl beobachtet. Kommt die Frau ins Wochenbett, so wird es in die Zeitungen gesetzt, und stirbt der Mann, so folgt ein betrübter Nachruf hinterdrein. Bei gelegentlichen, gegenseitigen Klagen vor Dritten betheuert man, man habe die beste Frau, den besten Mann, nur habe er oder sie diesen und jenen kleinen verwünschten Fehler. Dabei liebt man sich immer fort, und ist am Ende herzlich froh, wenn man sich los geworden.

So kommt denn auch hier der Hauptpunct dran, daß Mephistopheles mit Hülfe seines Freundes, eines feinen Gesellen, rechtskräftig attestiren will, daß Herr Schwerdtlein richtig gestorben. Für diesen Zweck sagt er seinen und Faust's Besuch aufs nächste Mal an, und spricht den Wunsch, die Hoffnung aus, Margarete werde ebenfalls zugegen seyn.

Frau Marthe verspricht, die Herren auf den Abend hinter dem Hause in ihrem Garten zu erwarten.

Auf eine liebenswürdige Weise contrastirt Margaretens unschuldig wahre Theilnahme bei der fingirten Erzählung des Mephistopheles gegen Marthe's heuchlerische Verstellung. Sie empfindet überall, wo etwas Schmerzliches darin vorkommt, den wahren Schmerz. Daher macht ihr Mephistopheles

das Compliment, sie wäre werth, gleich in die Ehe zu treten, und wäre es nicht ein Mann, so sey es derweilen ein Galan, was freilich Margaretens weiblichen Gefühlen bedenklich erscheinen will.

In der That können wir die Betrachtung nicht abwehren, indem wir an ihrem nächsten Schicksal, das sie betrifft und ihr von Faust bereitet wird, gefühlvoll Antheil nehmen: ob es schlimmer sey, durch Verführung in überwallendem Gefühl einer wahren Leidenschaft elend und rasch zu Grunde zu gehen, oder sich in einem solchen ehelichen Verhältnisse, wie Herr und Frau Marthe Schwerdtlein führten, mit erlogener Leidenschaft unsittlichst hinzuschleppen, und nach und nach abzumorden.

Das Letztere ist freilich ganz die Weise, die sich mit Gesetz und Herkommen verträgt, und man läßt sich im schlimmsten Falle scheiden, und damit ist denn die Welt zufrieden, wenn sie ihrem Laster, ihrer Thorheit und Schwäche nur den Anschein von etwas Gesetzlichen retten kann. Auf jeden Fall hat der Dichter diese köstliche Verirrscene mit Frau Marthe Schwerdtlein zu einer Milderung der tragischen Katastrophe Gretchens eingeführt.

Unser Held befindet sich unterdeß, während dieß vorgeht, auf der Straße, ungeduldig auf Mephistopheles Bericht harrend, ob Alles gehörig eingeleitet sey.

Da kann ihm denn Mephistopheles den verüglichsten Rapport abstatten, daß in kurzer Zeit retchen die seinige seyn, und er sie noch heute bend bei Nachbar Marthen treffen würde. Das y ein Weib wie auserlesen zum Kuppler- und igeunerwesen. Doch würde auch von ihr ein einer Gegendienst gefordert. Sie bedürfe ein eugniß, daß ihres Eheherrn ausgereckte Glieder n Padua an heiliger Stätte ruhten.

Faust nimmt es sehr ärgerlich auf, die weite Reise dahin machen zu müssen.

Als ihn nun Mephistopheles bedeutet, nur zu bezeugen, ohne viel darum zu wissen, sträubt sich Faust, die Lüge vor Gericht zu begehen.

Doch Mephistopheles weiß ihn trefflichst durch das Vergangene zu beschwichtigen, indem er ihn frägt, ob er in seinem amtlichen Berufe als Professor nicht Definitionen mit großer Kraft von Gott, der Welt und dem Menschen gegeben, mit frecher Stirn und kühner Brust, wovon er genau genommen, so viel als von Herrn Schwerdtleins Tod gewußt? Würde es also das erste Mal seyn, daß er falsch Zeugniß ablegte?

Das nennt nun freilich Faust die lügnerische und sophistische Beschuldigung: denn vermuthlich meint er, müßte es doch ein Unterschied seyn, ob

wir nach Amt und Würden etwas Falſches thun und lehren, oder ohne Auftrag und Bevollmächtigung!

Doch Mephiſtopheles läßt unſern Helden nicht entrinnen. Mag er ſich wegen des Vergangenen den Vorwand, den Deckmantel zur Lüge, zur Unwahrheit nehmen, woher er wolle. Werde er nicht bald auf ſeine eigene Hand Gretchen belügen und bethören, ohne Amt und Kragen?

Fauſt ſucht durch eine pathetiſche, lebhafte Erklärung der Untrüglichkeit und Wahrheit ſeiner Gefühle dieſen prophetiſchen Vorwurf abzuwenden.

Allein Mephiſtopheles bleibt dabei, er habe doch Recht! Und Fauſt weiß darauf nicht viel zu erwiedern.

Die beſprochene Zuſammenkunft findet darauf am Abend in Marthe's Garten ſtatt. Die Wechſelpaare gehen an uns vorüber, Fauſt mit Margareten, Mephiſtopheles mit Marthen in Unterhaltung.

Das Geſpräch der beiden Liebenden beginnt mit dem holden Geſtändniß zaghafter Verlegenheit Margaretens, daß ein ſo erfahrener Mann, wie Fauſt, ſich zu ihr herablaſſen kann. Ihr arm Geſpräch werde ihn wenig unterhalten können.

Doch Fauſt verſichert im ächten Ton eines Liebhabers, daß ein Blick von der Geliebten mehr unterhalte, als alle Weisheit dieſer Welt.

Dadurch ermuthigt, harmlos fortzuschwätzen, verliert sich das Gespräch Grethens in eine Schilderung ihres häuslichen Zustandes. Sie macht den Geliebten mit Mutter, Vater, Geschwistern, ob sie leben oder todt sind, mit Haus, Garten und der täglichen Beschäftigung bekannt. Diese nächsten Gegenstände ergreift eine zarte, unschuldige Neigung immer zuerst, sind sie doch der irdisch reine Grund, auf dem jedes Glück auf Erden sich erbaut, und auch das der Liebe. Dann kommt die Art der ersten Bekanntschaft zur Sprache. Mit leisem Vorwurf deutet Margarete aufs Faust's Verwegenheit. Doch entschuldigt sie gleich den Geliebten. Immer aber kann sie sich noch nicht von ihrem Glück überzeugen, daß sie den besten Mann gewonnen habe. Da nimmt sie zu einem bekannten Blumenorakel ihre Zuflucht. Sie pflückt eine Sternblume — wie zart und passend wählt hier die Neigung ihr Gleichniß — und zupft die Blätter ab. Da trifft denn das letzte Blatt, das sie ausrupft, zu, und bringt die Gewißheit: er liebe sie!

Es überläuft sie! Denn ein solches grenzenloses, mächtiges Gefühl ist die Liebe in ihrer Gegenwart und Gewißheit, daß sie wie ein Schauer den Menschen ergreift.

Dann macht sie sich los, drückt Faust die Hände und läuft von ihm weg.

Dieser hat das Gespräch der Geliebten mit einigen passenden Exclamationen und Versicherungen begleitet, die auf die Ewigkeit und Unaussprechlichkeit seiner Liebe hindeuten. Indessen verliert er sich unbewußt in ferne Gedanken, und nachdem er einen Augenblick nachdenkend allein gestanden, folgt er der Geliebten.

Dieses kurze Nachdenken ist sehr charakteristisch für Faust's Verhältniß. Er scheint auf einmal zu fühlen, als werde er dem Verhältniß nicht seyn können, was es erheischt — mit einem Wort, er fühlt dunkel das Ende des Abentheuers vor, ehe es noch recht in Gang gekommen.

Und wie sollte es auch anders seyn. Ein solcher Geist kann wohl auf Augenblicke sich von einer so heißen, reinen Neigung ergriffen fühlen, die dem jugendlichen, beschränkten Menschen Alles ist, doch den Geist eines so hochstrebenden Mannes kann sie allein nicht begnügen. Vor diesen müssen ganz andere Verhältnisse hintreten, die ihn ewig anziehen, ewig fesseln sollen. Nur wenn diesen höchsten Forderungen Befriedigung gewährt worden, erhält auch ein solches Verhältniß traulicher Neigung ewigen Werth und Halt.

Nun aber ist leider an unserm Manne Alles unterwühlt. Auf hohlem Grund und Boden sucht Liebe hier ihr dauernd Glück zu gründen.

Mephistopheles hat unterdessen in der Rolle eines Hagestolzen Marthen trefflich unterhalten. Sie will verstanden seyn; er aber will nicht verstehen. Da kann man sich den Spaß schon denken.

Margarete hat sich in ihrer Flucht vor dem Geliebten in ein Gartenhäuschen versteckt. Doch dieß ist die Liebe, die sich nur versteckt und entzieht, um gefunden zu werden, und ganz sich hinzugeben. Und so feiert sie ihren Bund, als Faust sich naht, unter den feurigsten, herzlichsten Küssen.

Mephistopheles und Marthe, die sich nicht vereinigen konnten, nahen gleichfalls.

Faust stampft mit dem Fuße, daß er in dem Genusse seiner Wonne unterbrochen wird, und beehrt den Mephistopheles mit dem Titel eines Thiers.

Da indessen auch Marthe auf die Nothwendigkeit der Trennung deutet, so scheiden die Liebenden unter Versicherung baldigen Wiedersehens.

Margarete wiederholt sich mit Entzücken das

Glück, die Gunst, die Neigung eines so werthvollen Mannes gewonnen zu haben, Kann sie auch zu seiner Erfahrenheit, zu seiner Ueberlegenheit nicht ganz hinan reichen, so ist es ihr doch Wonne, seinen Werth im ganzen Umfange zu fühlen.

Neunte Vorlesung.

Kein Verhältniß, keine Leidenschaft ist so geeignet, den Menschen in die sonderbarsten Irrgänge hinein zu ziehen, als die Liebe. Keine andere Leidenschaft, kein anderes Verhältniß nämlich erregt und berührt den Dualismus so stark, in welchem sich unser ganzes Wesen zwischen Seele und Leib, Geist und Sinnlichkeit bewegt.

Sind der Liebe von der einen Seite die erhabensten, reinsten Aufschwünge eigen: so ist sie doch von der andern Seite als Geschlechtsliebe kaum im Stande, ihren Verlauf in dem geistigen Gebiete allein zu nehmen. Deßhalb aber haben Herkommen, Sitte von jeher diesen Verlauf, weil er sich zuletzt in ein ganz entgegengesetztes, fremdes Gebiet hinüberspielt, ängstlich und streng bewacht. Die Gefühle ungebildeter, wie ausgebildeter Völker stimmen hier meist überein.

Nun denke man sich aber einen Charakter, der überhaupt im Stande wäre, sich über die Doppelheit dieses Verlaufs zu täuschen; der in einem solchen Verhältnisse mit dem Geistigen an dem entgegengesetzten Pole vorüber zu kommen wähnte; oder der sich stark genug fühlte, um dem, was Gesetz und Herkommen gebieten, trotzen oder sich darüber hinwegsetzen zu können: so wird man die Conflicte sich im Voraus vorstellen können, denen sich unser Held aussetzt, indem ihm die angedeutete Doppelnatur des Verhältnisses theils unbekannt ist, theils von ihm dasjenige nicht erkannt und beachtet werden will, was Natur und Herkommen unausweichlich herbeiführen.

Halten wir an diesen Betrachtungen fest, so können sie uns zu einem Leitfaden dienen, um es zu begreifen, wenn wir Faust unmittelbar, nach der Zusammenkunft mit Margareten in Marthe's Garten, in der Einsamkeit eines Waldes und einer Höhle treffen. Die Liebe, die Neigung hat durch den zauberhaft geistigen Schwung ihrer Empfindungen, ihrer Gefühle, jenen täuschenden Schimmer über die verfehlte Hauptsituation unsers Helden ergossen. Sie macht ihn auf Augenblicke aller frühern Klagen vergessen, und wir sehen ihn, wie er sich mit einer täuschenden Selbst-

zufriedenheit an der umgebenden Welt und Natur labt.

Doch leider kann er sich selbst die erkünstelte Stimmung nicht mehr ganz verhehlen. Er fühlt ein geheimes, brennendes Feuer in sich lodern, dem alle erhabenen Betrachtungen nur zu einem schwachen Deckmantel dienen. Dieses ganze erkünstelte, verstellte, erheuchelte Pathos wird nun bald von Mephistopheles, der unmittelbar auftritt, zu Schanden gemacht.

Er verhöhnt Faust darüber, daß er sich in die Einöde, in die Wildniß geflüchtet, um wer weiß welches überirdische Vergnügen in Thau und Nacht zu genießen, und sich im Ahnungsdrang zu einer Gottheit aufschwellen zu lassen.

Als Faust darauf erwiedert, er solle ihn am guten Tage wenigstens nicht plagen, nimmt ihn Mephistopheles in eine Beichte, die freilich ziemlich stark ausfällt, und keinen Versteck duldet.

Ihm stecke der Doctor noch im Leibe. Lange indessen halte er das nicht aus: denn die hohe Intuition ende zuletzt auf eine schmähliche Weise! Man dürfe, fährt er dann fort, freilich das vor keuschen Ohren nicht nennen, was keusche Herzen nicht entbehren können. Der Mensch habe

das Recht, gesittet ein Pfui über das zu rufen, was er doch nicht lassen könne.

Zuletzt erlaubt er sich, boshaft zu erinnern, um unsern Helden in die rechte Verlegenheit zu bringen, daß ja Gott und Natur selbst eingeführt und gewollt, was ihm so ungeheuer vorkomme. Und kurz und gut, er solle sich nur nicht mehr belügen. Er brenne nach dem Mädchen, das Mädchen verlange nach ihm, sie singe und härme sich ab, indem sie glaube, ihren Liebhaber verloren zu haben.

Und so vermag denn der Doctor trotz aller seiner Pfui's, pathetischen Sätze und Sprünge der verführerischen Aufforderung nicht zu widerstehen. So sehr ihm auch sein besseres Gewissen sagt, daß er das Mädchen zu Grunde richten werde, tröstet er sich damit, daß Mephistopheles und die Hölle so halb und halb dieß Opfer verlangen, und daß er auf sie die Schuld schieben könne.

Mephistopheles verspottet ihn wegen dieser Grimasse boshaft, und macht sich darüber lustig, daß sich so ein Köpfchen da gleich das Ende vorstelle, wo es keinen Ausgang sehe. Faust sey doch sonst schon ziemlich eingeteufelt, nichts Abgeschmackteres finde er daher als einen Teufel, der verzweifle.

Während bei Faust im Sonnenblick der Neigung die alten Grillen alle aufwachen, und ein herrlicher Antrieb ihm die Welt, die Natur auf Augenblicke in mildem Lichte verändert erscheinen läßt, während er sich gern so die heimliche Glut, die ihn verzehrt, verbergen möchte, was freilich nicht angeht, noch Mephistopheles duldet, wird Margarete von der sich steigernden Leidenschaft ebenfalls fieberhaft ergriffen. Nur geschieht es ohne Grimasse, ohne Verzerrung. Hier ist die reine Natur, die sich vom Paroxismus der Leidenschaft überwältigt zeigt, ohne alle Manier, Affectation und angenommene Pathos. Das unbekannte Feuer zerrüttet ihr die Sinne, sie fühlt ihren armen Kopf verrückt, und was sie begehrt, sagen die letzten Zeilen des Liedes, das sie sich in der kleinen Zwischenscene beim Spinnrade in ihrer Einsamkeit vorsingt:

Mein Busen drängt
Sich nach ihm hin.
Ach dürft' ich fassen
Und halten ihn!
Und küssen ihn
So wie ich wollt',
An seinen Küssen
Vergehen sollt'!

Der Dichter hat uns freilich hier die Neigung, die Leidenschaft in ihrem erhöhten Maaße

geschildert, wie es sich für Personen ziemt, die auf dem tragischen Kothurn stehen, und so schon in ihrer Situation sich über den gemeinen Maaßstab erhöht zeigen. Denn immer sind es die gewaltigen und gewaltsamen Naturen, welche das Drama, der Roman, die Tragödie uns vorüber führt. Es ist der Mensch in dem vollen, überfließenden Maaße seiner Vermögen nach Freude und Schmerz, Lust und Gram, Tugend und Verderben, der hier erscheint, während ihn die Wirklichkeit nur in einem gewöhnlichen Maaße aufzeigt. Daher erscheinen jene Wesen der Bühne, der Poesie, obgleich nach dem Urbilde gewöhnlicher Natur geschaffen, als Halbgötter und Halbgöttinnen, als überragend und übermenschlich in Tugend und Laster, Glück und Unglück.

Und so ist uns auch in Gretchen die Liebesleidenschaft dargestellt, nicht wie sie in der Wirklichkeit vorkommen kann oder darf, sondern wie sie sich in einer weiblichen Natur äußern muß, deren Sinnlichkeit ihren ganzen Vollgehalt besitzt, durch nichts abgedämpft und zerstückelt worden. Solche Leidenschaft führt zwar zum Verderben, doch ist an der höhern Rettung, da sie doch immer eine Art Wahrheit behauptet, nicht zu verzweifeln; und wir werden in der Noth des Ur-

deswindens Gretchen dieſen höhern Pfad wieder finden ſehen. Schlimmer iſt es mit Fauſt, weil zu dem an ſich Verderblichen und Zerſtörenden der Leidenſchaft ein falſches, angenommenes, verſtelltes Weſen ſich geſellt, das die höchſten, geiſtigen Intereſſen mißbraucht, um eine ſinnliche Anregung zu entſchuldigen und höchſtens damit zu ſpielen.

Die beiden Liebenden halten eine abermalige Zuſammenkunft in Marthe's Garten. Dieſe Zuſammenkunft iſt höchſt bedeutſam, weil ſie uns das ganze labyrinthiſche Gewinde derjenigen Leidenſchaft, die wir hier unter der Geſtalt der Liebe betrachten, überſchauen läßt.

Wenn man von der Liebe im Allgemeinen behaupten darf, daß ſie ſich ihr Recht auf das Sinnlichſte auf Erden nicht nehmen läßt, unmittelbar darin wurzelt: ſo giebt es keine Leidenſchaft, die wunderſamer Weiſe eben ſo zu dem Geiſtigſten ſich emporhebt, und ich möchte ſagen, als ein geflügelter Genius den Himmel ſelbſt aufſucht und ihn küßt.

Es iſt eine ſehr feine Bemerkung, die der Dichter bei einer gewiſſen Gelegenheit macht, daß, wenn irgend ein menſchliches, bedeutenderes Verhältniß ſich vollenden wolle, ſich dabei ein noch

Tieferes aufschließe. Es seyen die religiösen Gesinnungen, die Angelegenheiten des Herzens, die auf das Unvergängliche Bezug haben, und welche sowohl den Grund eines solchen Verhältnisses befestigen, als seinen Gipfel zieren.

So nimmt denn in diesem Sinne das Gespräch der beiden Liebenden, bei der gegenwärtigen Zusammenkunft, seine Richtung vornweg auf den erhabensten Gegenstand, die Religion.

Es ist Gretchen, die ihrem Liebhaber gleich am Anfange die bedeutsame Frage vorlegt: wie er es mit der Religion habe? Sie zweifelt daran, daß er viel davon halte.

Was nun zwischen den beiden Liebenden verhandelt wird, ist von höchstem Interesse. Es zeigt sich, daß beide an dem allgemeinen Grunde des Daseyns, an dem Glauben an Gott, festhalten, nur auf verschiedene Weise. Da ich auf diesen Unterschied nachher noch zurückkomme: so bemerke ich hier vorerst, daß die ganze Frage Gretchens, welche das bedeutende Gespräch einleitet, deßhalb an Faust gerichtet ist, weil sie wohl fühlt, daß sie dem geliebten Manne nichts mehr zu versagen im Stande sey. Sie will Sicherheit und Gewißheit bei dieser unbedingten Hingebung, ob sie Faust auch wahrhaft vertrauen dürfe, ob

sie nicht einem Ruchlosen ihr Glück, ihr Selbst opfere. Daher die leise, ahnungsvolle Angst und Abwehr jedes möglichen fremdartig Störenden, die sich in diesem Gespräch offenbart, und die namentlich ganz charakteristisch ihr bangendes Gefühl, ihre Besorgniß über Mephistopheles ausspricht.

Es ist von dem tiefsten psychologischen Interesse, daß Gretchen erst jetzt die Physiognomie dieses Gesellen auffällt. Sie sah ihn doch schon früher bei Frau Nachbar Marthen, und dann im Garten bei der ersten Zusammenkunft; aber es zeigt sich keine Spur von ähnlicher Besorgniß, von ähnlichem Anstoß.

Hat etwa Gretchens Inneres, erst rein und unschuldig, unterdessen jene ungeheure Umwandlung erfahren, daß ihr das Böse, sein Daseyn, sein selbst versteckter Ausdruck in der Miene eines Dritten außer ihr, nicht mehr gleichgiltig ist? Ach! es ist leider wahr, daß der Mensch mit der Trübung jenes reinen Gefühls jene Unschuld, die ihn kühn und wohlgemuth gerade aus sehen läßt, verliert, und daß dann ganz gleichgiltige Gegenstände von außen ihm nur eine Anklage, einen Vorwurf zu enthalten scheinen.

Man kann sagen, wenn Mephistopheles für

Gretchen früher nicht da war, so fängt er jetzt an für sie Wirklichkeit, Bedeutung und Kraft zu gewinnen. Auch spricht Mephistopheles das von seiner Seite durch den wegwerfenden Titel „Grasaffe," den er ihr giebt, aus, während er sie früher „ein gutes, unschuldiges Kind" nannte.

Es ist überhaupt diese Scene ungemein merkwürdig, wegen der Kräfte und Mächte, die dabei wirksam sind. In das Heiligste, Himmlische, was hier diese beiden freundlichst aufgeschlossenen Gemüther beschäftigt, wirft sich ein satanischer Zug, ein geheimes, ahnungsvolles Grauen vor der Hölle. Und so können wir diese kleine Scene wohl ein Meisterstück nennen, durch das uns der Dichter die Tiefen, die Geheimnisse der Menschennatur aufgeschlossen hat, jenes Labyrinth und Räthsel von Höhe und Tiefe, Sturz und Erhebung, wie sie in jedem menschlichen Busen, dem des Kindes und Mädchens, wie des Jünglings und Mannes, auf dieselbe Weise überall angetroffen werden.

Es ist eine Paradiesesscene im eigentlichsten Sinne, die uns der Dichter hier vorführt. Erst Glück und Unschuld, himmlische Wonne und Freude, Glaube an das Höchste, dann Lust und Sünde, Schmerz und Tod.

So zeigt sich der wahre Dichter überall als den eigentliche Dollmetscher der Menschheit, und was vor Jahrtausenden geschah, was eine ehrwürdige Ueberlieferung in die Nacht des Uralterthums versetzt, ruft er hervor, und bringt es als Tagesvorgang in unsere Mitte, zur Bewahrheitung jener ältesten Geschichten.

So endet das Gespräch der beiden Liebenden, das sich unmittelbar vorher am Heiligsten, am Ehrwürdigsten erging, damit, daß Margarete ihrem Liebhaber eine Nacht zusagt. Er hat das Examen so halb und halb bestanden. Und so täuscht sie sich gefällig, der Mann, der sich selbst nicht mehr in der Gewalt hat, der nicht weiß, ob er eigentlich dem Himmel oder der Hölle gehöre, der wie das Rohr nach dem zufälligen Eindrucke hierhin und dorthin schwankt, bald himmlisch fühlt, bald abgespannt und matt zu seiner Aufregung des Platteſten und aller übernatürlichen Künste und Reize bedarf — werde mehr als eines ohnmächtigen Spiels Zeitvertreib in ihren Umarmungen finden, und das Glück jener Lust, Seligkeit und Wonne, die sie ihm bereitet, ganz empfinden und durch eine gleiche Hingebung feiern. So charakterlos ist in der That Faust, und wir können leider nicht sagen, schlecht. Denn wäre

er schlecht, so lebte wenigstens ein Kraftgefühl in ihm, und sein, wenn auch selbstisches, eigensüchtiges Handeln könnte in seiner Kühnheit, Gefährlichkeit, Rüstigkeit dazu dienen, die Welt und ihre schlummernden Kräfte aufzuregen. Hat nicht eigentlich alles verderblichste Unheil in der Welt seine Wurzel, seinen Grund darin, nicht daß Böses geradezu geschieht, sondern daß die totale Unmacht und Kraftlosigkeit für Güte selbst, für höchste Vortrefflichkeit passiren muß? Diese negative Tüchtigkeit und Tugend, die mit unzulänglicher Kraft das Gute will, die sich für unschuldig hält, weil sie gar nichts Schlimmes verbrach, die das eigentlich Gute, weil dieß eine große Kraft ist, anwidert und haßt — diese ist es, welche, nach dem Wort eines andern großen Dichters, die Welt so gemein und schal macht, daß Elend zu hohen Jahren kommt, und daß, wie ich im Sinne unserer Dichtung hinzusetzen mag, wenn der Teufel von Zeit zu Zeit sich der Welt nicht annimmt, und den feigen, halb tugendlichen Unrath ausmistet, indem er ihn dem Verderben zuführt, oder in einen ironischen Spaß und Scherz wandelt, es in derselben gar nicht auszuhalten wäre.

Hier zeigt sich nun diese tugendliche Ohnmacht

des allgemeinen Menschencharakters an Faust individuell und scharf gezeichnet. Und so sehen wir ihn unter Spielen mit allem Höchsten, Wissenschaft, Religion, Philosophie sich einem Verbrechen nähern, da er Gretchen den Schlaftrunk für die Mutter zusteckt, der des Mädchens Unschuld morden wird.

Wenn nun Mephistopheles darauf auftritt, und mit der Hölle Spott den Vorfall und den Mann beleuchtet, und selbst das Mädchen nicht mehr schont, das schon mit der Sünde trotz Mutter und Kirche zu buhlen anfängt: so können wir ihm, wie er auch hier den Teufel spielen mag, nicht vorwerfen, daß seine Rede unwahr sey — und das ist, denke ich, Alles, was man von einem Teufel zu fordern berechtigt ist.

Ich wende mich nunmehr zur nähern Erörterung jenes Gesprächs der beiden Liebenden über Religion, welche noch übrig ist.

Es ist von diesem Gespräch im Allgemeinen zu sagen, daß sich der Unterschied, das Bedürfniß beider Geschlechter daran offenbare. Das Bekenntniß Faust's ist ein allgemeines. Er bekennt den Gott, der sich hinter der Hülle aller Religion offenbart, der ganzen Schöpfung, dem unermeßlichen Weltganzen zum Grunde liegt, unter

tausend Namen, vom Bedürfniß dem Bedürfniß angepaßt, derselbe bleibt. Gretchens Glaube dagegen ist nicht nur der Glaube einer bestimmten Religion, sondern wiederum der einer bestimmten, besondern Confession, nämlich der christkatholische Glaube.

Jene allgemeine Religion, die hauptsächlich aus dem Anschauen, aus der Betrachtung des Weltganzen, insbesondere der Natur entspringt, sagt dem Bedürfniß des Mannes hauptsächlich zu, der sich für seine Wirksamkeit den weitesten, in grenzenlosesten Spielraum setzen mag. Daher ist eine Art universellen Bekenntnisses mehr oder weniger hinter dem Besondersten, was der Mann bekennt, der Anlage, der Möglichkeit nach stets verborgen, und entwickelt sich bei günstigen Veranlassungen. Der mehr begrenzten, weiblichen Natur und Thätigkeit sagt dagegen ein bestimmtes, positives Bekenntniß eben so zu, wie es denn mehr die Wesenheit und Beschaffenheit des Weibes ausdrückt.

So sind denn die Quellen zu jener mehr allgemeinen Religion, die man, je nachdem die Reflexion oder Anschauung daran Theil hat, bald philosophische, bald natürliche Religion benennt, und jeder besondern, jeder Offenbarungs-Religion

hiermit angegeben. Ein Blick auf die Geschichte der Menschheit zeigt uns, daß diese stets zwischen allgemeiner und besonderer, oder offenbarter Religion getheilt ist. Ja, innerhalb des Kreises einer und derselben Religion wiederholt sich, was hier von aller Religion behauptet wurde. Bald wird dasselbe Bekenntniß freier, allgemeiner gefaßt, bald strenger und beschränkter genommen, und eben so werden die allgemeinen Urkunden einer Religion in diesem Sinne ausgelegt. Bald soll die Erkenntniß die einzig giltige Richtschnur aller Auslegung seyn, bald das Gefühl, der Glaube, oder unter welcher Benennung sonst dieser Gegensatz wiederkehrt, der bald durch sein Vorwiegen, bald durch sein Zurücktreten die verschiedenen Epochen der Theologie bedingt.

Der christlichen Religion muß das besondere Lob ertheilt werden, daß sie, indem sie sich aus einer der strengst geschlossenen Offenbarungs-Religionen entwickelt hat, Allgemeines und Besonderes auf die merkwürdigste Weise vereinigt. Ihr Besonderes, ja Besonderstes ist von der Art, daß es den Geist immer zum Allgemeinen entläßt, ja nöthigt; und ihr Allgemeines ist von der Art, daß es den Menschen von einem Verschweben im Grenzenlosen zurück hält, und ihn auf ein ihm

angemessenes Besondere im höchsten, besten, schönsten und reinsten Sinne zurückführt, welches die Stelle des Allgemeinen vertritt. Dabei widersetzt sie sich in jeder Hinsicht einer müßigen Beschaulichkeit und Erkenntniß, und ruft den Menschen zur That, zum Eingreifen ins wirkliche Leben, zur höchsten Selbstbildung auf.

Aus diesem angegebenen Grundcharakter der christlichen Religion erklärt es sich, warum fast alle Bekenntnißarten in ihr wurzeln. Wie aus dem gemeinsamen Stamme treiben sie aus der einen Grundlage hervor, und verbreiten sich dann in der obern Richtung als verschiedene Zweige und Gipfel gegen Licht, Sonne und Himmel emporstrebend, und auf ein besonderes Daseyn und Recht Anspruch machend. Dieß steht in einem analogen Verhältniß zu Allem, was wir sonst in der Menschheit gewahren. Kommen doch in keiner Kunst und Wissenschaft die sämmtlichen Eigenschaften derselben gleichzeitig, noch auf einmal zur Erscheinung, stellen sie sich doch nur selten in einem Individuum, sondern nur in Mehrern nach und nach einigermaßen ganz dar.

So sind denn auch die sämmtlichen Eigenschaften und Vollkommenheiten der christlichen Religion nur nach und nach in die Erscheinung ge-

treten, und mußten, theils durch die Nationalität, theils durch die Bildung des Jahrhunderts, durch Neigung, Leidenschaft, ja Gewohnheit bedingt, ein höchst verschiedenes, abweichendes Aussehen bekommen.

Von den drei Hauptbekenntnissen der christlichen Religion, dem griechischen, römischen, protestantischen ist zu sagen, daß jene beiden erstern an den positiven Eigenschaften der christlichen Religion mit mehr oder minder Ausweisung, Ausschließung des Allgemeinen, Freien derselben festhalten, dagegen der Protestantismus eine Erklärung, eine Auslegung des Besondern, Positiven der christlichen Religion mehr zu Gunsten des Allgemeinen und Freien derselben enthält.

Aber auch hier mußten sich weitere Spaltungen entwickeln, je nachdem dem Gefühle, dem Gemüth, dem Verstande oder der Vernunft bei jener Freilassung und Freiheitserklärung die Haupthätigkeit zugeschrieben ward. Und so hat sich das eine, allgemeine protestantische Bekenntniß wiederum in die besondern Bekenntnisse der Lutheraner, Reformirten und Calvinisten, und unter diesen wiederum in noch feinere Unterschiede und Secten aufgelöst.

Warum dieß so sey und seyn müsse, wird

dem ruhigen Beobachter der Geschichte kein Geheimniß seyn, obwohl die Menschen im Augenblicke der That, des Bedürfnisses, des Handelns sich darüber nicht verständigen können, und stets in Widerspruch und Abweichung, wo nicht in Hader und Streit darüber leben werden. Alle können sich jedoch beruhigen: denn, da jene besonders gearteten Bekenntnisse aus einem und demselben Ganzen entsprungen sind: so tragen sie, wenn auch hier und da mehr zerstückelt, zersplittert, verhüllt und versteckt, denselben Geist des Ganzen in sich, und dieser ist es, der bei allem Widerstreit und Widerspruch in Einzelnen und in Massen dieselben heilsamen Wirkungen überall hervorbringt, und die einige, wahre, unsichtbare Kirche hervorbilden hilft, die mitten in allen andern Bekenntnissen ruht, deren verschiedenartige Förderungsmittel sie sammt und sonders nur sind.

Es ist eine oft aufgeworfene Frage, ob denn wohl der Glaube oder das Erkennen ein vorzüglicheres Förderungsmittel für die Bildung der Menschheit sey. Man hört sehr häufig versichern, und in unserer Zeit ist die Behauptung gewissermaßen an der höhern Tagesordnung, das Erkennen stehe höher als der Glaube, der ohne dasselbe

unzureichend sey. Die Ueberzeugung jedes ruhig Prüfenden und Besonnenen, womit die oben angeführte Erklärung des Dichters über Glauben und Schauen vollkommen übereinstimmt, kann wohl nur die seyn, daß Glaube und Erkennen einander ergänzen müssen. Sie stehen sich vollkommen gleich. Wie es kein Ausathmen ohne Einathmen und umgekehrt giebt: so kann der Mensch beider nicht entbehren, da es eben so verschiedene, als zusammengehörende Thätigkeiten und Zustände des Geistes sind. Von jedem allein das Heil der Welt ableiten, gehört zur Marktschreierei des Tages, der es denn wohl mit dem, was sie als unbedingt anpreist, hier und da auf eine Zeitlang in höhern und niedern Regionen gelingt.

In Beziehung auf unsere Dichtung hat man gemeint, daß der Dichter beides, Glauben und Erkennen, jenes in Gretchen, dieses in Faust zu Falle habe kommen lassen. Wenn dieß wahr seyn sollte, so ist es gleichwohl am allerwenigsten in dem Sinne wahr, in welchem es angenommen wird. Der Dichter wollte weder den Glauben, noch das Erkennen an sich als unzureichend darstellen, sondern nur in Beziehung auf den menschlichen Willen, auf seine Forderung des Unbedingten. Für ihn ist allerdings in seiner Schwäche, Ohnmacht,

Wirklichkeit nicht bloß Glaube und Wissen, Kunst und Natur, sondern das Allervollkommenste und Allerheiligste, Gott selbst, unzulänglich.

Der Dichter hat dieß auf eine vortreffliche Weise an Faust und Gretchen dargestellt. Wenn Faustens vor dem Fehl die Wissenschaft überhaupt nicht schützt: so sichert ihn in dem vorliegenden Falle sein allgemeines Glaubensbekenntniß eben so wenig davor, und zwar nicht minder und mehr, als Gretchen ihr besonderes, positives Religionsbekenntniß schützt. Und doch enthält ein jedes dieser Bekenntnisse dasjenige genau, was zu dem Charakter paßt, ihm angemessen ist, und die erforderliche Schutz- und Handreichung bietet.

So findet Gretchens Jugend, Unschuld und Unerfahrenheit in demjenigen Bekenntniß ihren Stützpunct, welches, wie es der Unmündigkeit des Menschen überhaupt am meisten zu Hülfe kommt und sich ihrer annimmt, so den geschlechtlichen Unterschied, um den es sich hier handelt, am meisten berücksichtigt, ihm auf- und nachhilft. Sie findet nämlich ihren Wiederhalt in dem Glauben der römischen Kirche. Jener höhere Instinct und Tact, der das Genie als ein höheres Organ begleitet, mit welchem es das unwiderruflich Rechte, was dem gewöhnlichen Menschen verborgen

bleibt, erschaut und heraushebt, hat den Dichter geleitet, gerade den glänzendsten, leuchtendsten Hauptpunct in diesem Bekenntnisse hervor zu heben.

Jene Religion der Autorität, der Unmündigkeit nämlich hat ihre gemüthlichste, gefühlvollste Seite für eine unbedingt gläubige Hingebung einer auf eigene Kraft resignirenden Menschheit in der Andacht der Mutter Gottes mit dem göttlichen Knaben, in der Verehrung aller Märtyrer und Heiligen. In der mater dolorosa aber vereinigt sich Alles, was der tiefste Schmerz einer gebeugten Menschheit Tröstliches, Erhebendes durch das Mitgefühl aus höchsten Regionen hat. Und so zeigt uns der Dichter Gretchen von dieser weiblichen Religiosität umgeben, genährt, von ihr wider das Verderben zwar nicht unbedingt geschützt, doch in ihrem tiefsten Falle von ihr erweckt, aufgerichtet, und zuletzt auf dem Todespfade in Kerker und Nacht durch ihren Geist dem Heiligen und Himmlischen entgegen geführt und von aller Sünde entsühnt.

Faust's Naturell und Charakter ist dagegen dem Extrem desjenigen Bekenntnisses zugewandt, was seinen Werth in der durch Gnade von oben belebten Freiheit, Selbstständigkeit und Kraft des

Menschen findet. Der Hauptcharakter dieses Bekenntnisses erlaubte ursprünglich schon nicht mehr jene Andacht der Weiblichkeit, die sich zu den Füßen der göttlichen Mutter mit dem Gottesknaben, von der Glorie aller Märtyrer und Heiligen umgeben, versammelt. Wie es nicht das Kind, noch die Mutter ist, dem der Protestantismus seine Aufmerksamkeit und Andacht weiht, sondern wie für ihn der Herangewachsene, der Mann in Jesus höchstes Muster, vollkommenstes, letztes Urbild des Nacheiferns ist, und zwar der Mann, der durch ein höchstes Vollmaß von That und Leiden der Welt die neue Richtung und Bahn für alle Zukunft anwies, und dadurch seine Gottheit bewährte; so sehen wir Fausten von einem Uebergefühl herrischer Mannheit und Männlichkeit bereits ergriffen. Ihm genügt nämlich nicht mehr die bloße Andacht und Verehrung eines so hohen, göttlichen Beispiels, wenn er nicht selber den göttlichen Urquell in seinem Busen rinnen und Göttliches ausströmend nachweisen kann.

Ganz anders beschaffen sind die Prüfungen, Verirrungen, die einer solchen, sich selbst vertrauenden Religiosität eigenthümlich und vorbehalten sind. Der Weg zu Heil und Genesung, zu dem auch sie letztlich führt, zeigt sich nicht so

in der Nähe. Hier umschreibt sich Fall und Erhebung nicht in dem Zirkel bloßer Gemüthlichkeit, demuthsvoller Ergebung einer menschlich schönen Seele, eines jugendlich und weiblich in tiefstem Schmerze und höchsten Adel fühlenden Herzens. Die Leiden, Trübsal, Verirrungen nehmen ihren Verlauf durch das ganze Gebiet der Menschheit, durch alle geheimnißvollen Seiten des Geistes und Sinnes; sie berühren Thaten, Wonne und Verzweifelung nicht, wie sie der Einzelmensch mehr fühlt, und davon Errettung und Erlösung erharrt; sondern wie sie ein Menschengeist fühlt, der von dem Widerstande gemartert wird, da er ins Universum selbst hinein zu schreiten wagt, und sich in der Stelle des Weltganzen zu empfinden, zu ergreifen trachtet.

Auf diese Weise hat sich der Dichter zur Aufgabe gemacht, die Richtigkeit beider Bekenntnisse in ihrer Angemessenheit zu zeigen: denn Gretchens Glaube ist nicht falsch, noch eine Täuschung, wenn er auch für Faust nicht paßt. Und Faust's Glaube, wenn er auch in Form und Inhalt über gewöhnliche Christlichkeit hinausschweift, wird doch eben am Ende den tiefsten Sinn der christlichen Religiosität in der größten Ausdehnung erfüllen. Die christliche Religiosität verheißt näm-

lich jedem ächt menschlichen Beginnen aus anfänglicher Verworrenheit Entwirrung, dem Ausdauernden nach schwerem Widerstande und Leide siegreichste Ueberwindung, obschon das Christenthum sich zunächst beschränkt, auf dem sittlichen Felde für die Menschheit dieß anschaulich zu machen und glänzendst zu beweisen.

Indem wir nun auf diese Weise der höhern Gesinnung des Dichters gewiß und versichert sind, will ich zu dem weitern Verfolg der Verirrungen schreiten, welche uns der Dichter aus dem Verhältniß der beiden Liebenden entspringend schildert, nachdem gegenwärtig entwickelt worden, welche höchsten menschlichen Interessen dabei in Berührung und zur Sprache kommen.

Die nächsten Scenen haben zur Absicht, uns den Zustand eines menschlich reinen, zarten, von demjenigen Fehltritt überraschten weiblichen Wesens zu enthüllen, der zwar die Naturbestimmtheit desselben selbst mehr als in andern Beziehungen zu einer Art von Entschuldigung und verzeihender Nachsicht in Anspruch nehmen mag. Doch haben auch hier sich ausbreitender, höherer Menschensinn und conventionelle Weltsitte eine so zarte und zugleich scharfe und schneidende Grenzlinie gezogen, daß die bloße natürliche Angemes-

senheit an sich zur Vertretung und Rechtfertigung nicht mehr ausreicht.

Der Dichter führt nun Gretchen durch diesen ideellen und realen Conflict innerer Scham und Angst, weltlicher Geisselung und Hohnes, von dem leisesten, innerlichen Vorgefühle ihres Unrechts bis zu den martervollsten Folterungen ihres Gewissens, von dem äußerlichen Spott und Schmachgefühl bis zur offenen, rücksichtslosen, nichts mehr schonenden Bezeichnung ihres Fehltritts vor der Welt durch. Innerlich verzweifelnd, von der Welt ausgestoßen und verflucht, von der Kirche mit den Schrecken des jüngsten Gerichts bedroht — wird das holde, unselige, bedauernswürdige Geschöpf dem Schrecklichsten in der Raserei des Wahnsinns zuletzt entgegen getrieben.

Doch noch ist vorerst im Einzelnen von diesem Verlaufe Rechenschaft zu geben.

Zuvörderst wird Gretchen in einem Gespräch mit einer ihrer Gespielinnen beim Zusammentreffen am Brunnen unangenehm aufmerksam gemacht, wie die Welt den Fehltritt, den sie begangen, anzusehen und zu richten pflege. Ach! und sie urtheilte, richtete im Gefühl ihrer Unschuld, und eines gewissen Uebermuths derselben früher nicht

anders. Sie muß sich also nach diesem ihrem eigenen Gericht für schuldig finden. Nur schwach hält sie das Gefühl empor, wie lieb und gut sie es gemeint hätte.

Daß aber das aufquellende Gefühl einmal beleidigter Scham und Sitte sich nicht leicht beschwichtigen läßt, zeigt uns die folgende Scene, wo wir Gretchen vor dem Andachtsbilde der mater dolorosa in schmerzlichstem Gefühl aufgelöst finden. Sie fleht die Schmerzensreiche, die den eigenen Sohn verlor und daher das Gefühl eines armen menschlichen Wesens in seiner tiefsten Noth am besten kennt, um Gnade und Vermittelung an.

Aber leider soll das Maaß ihres Unglücks sich noch höher steigern.

Ihr Geliebter muß, als er in der Dämmerung der Nacht zu neuen Liebesabentheuern ausgeht, ihren Bruder beim unvorhergesehenen Begegnen vor ihrer eigenen Thüre erschlagen. Eine Art Kains-Geschick mischt sich noch zu diesem Elend, an welches sich die grausamste, schmählichste, öffentliche Verwerfung und Preisgebung ihrer Schande durch das Rachewort des sterbenden Bruders anschließt.

Nun treffen wir sie nach diesem höchsten Jam-

mer in die Kirche geflüchtet, um unter Gottes Obdach Schutz zu finden: denn sie steht ganz einsam und verlassen da. Auch der Mutter raubte der Schreck über die Schmach der Tochter und die Ermordung des Sohnes das Leben. Doch sie findet keinen Schutz, keinen Trost. Das böse Gewissen bricht, wie ein feindseliger, unglücklicher Dämon, der hinter ihr steht, nur mächtiger auf, wühlt ihr ganzes Leben zu einem einzigen, grossen Vorwurf auf. Und ach! vom Chor des Domes erschallt unter den gewaltigen Tönen der Orgel jener Zornesgesang vom Weltgericht. Er verkündigt, daß an jenem letzten Welttage kaum der Gerechte sich vor dem ewigen Richter werde sicher fühlen dürfen.

Diese markdurchdringende, herzdurchgrabende Scene endet mit einem völligen Verschwinden der Sinne der Leidenden: denn so groß ist der Jammer, daß ihn die Sinne nicht mehr fassen, der Geist nicht ertragen kann. Und doch steht ihr ein noch Schrecklicheres nach ihrem Erwachen bevor.

Hier hat indessen der einsichtige Dichter gefühlt, eine Pause in der Steigerung solcher Angstscenen machen zu müssen. Er zieht über das Gräßliche, Verworfene einen Schleier, der freilich trübe genug ist; wie es denn ja nicht anders

seyn kann, wenn das Verbrechen, das Unheimliche bedeckt werden soll. Dieser Schleier ist jene Brockenscene, wo der treulose Verführer unterdessen den berüchtigten Hexenberg besteigt, während Gretchen den Kindermord begeht.

Von den in den entwickelten Scenen vorgeführten Charakteren ist zu bemerken, daß jenes Lieschen am Brunnen, welches über den weiblichen Fehltritt Bärbelchen's so hart herfährt, es nur schlecht verhehlt, daß sie eine unglückliche, vernachläßigte Liebhaberin ist. Ihre Unschuld und Reinheit, auf die sie so übermüthig pocht und trotzt, erscheint daher ganz als ein Werk des Zufalls. Wie aber nunmehr auch Gretchen ihre frühere Splitterrichterei büßt, davon ist schon gesprochen worden. Ihre dabei an den Tag gelegte Reue macht sie liebenswürdig und erweckt in uns das Vorgefühl ihres nicht durchgängigen Seelenunterganges.

Valentin, Gretchens Bruder, ist als eine wackere, soldatenhafte Figur hingezeichnet. Sein Ehrgefühl ist durch der Schwester Schmach aufs tiefste verletzt. Indessen ärgert es ihn fast noch mehr, daß er mit der Schwester Schönheit und Tugend bei den Gelagen seiner Kameraden fortan nicht mehr prahlen darf.

Seine Zorneswuth lauert dem Schänder der Ehre seiner Schwester auf, um ihm den Garaus zu machen. Indem ihm nun auch der Zufall in der Dämmerung den Galan in die Hände führt, da Faust mit Mephistopheles auf ein neues Liebesabentheuer umherschleicht, muß er freilich den mörderischen Anfall mit dem Leben büßen.

Die Worte, unter denen er sein Leben verhaucht, bezeichnen ein hartes, scharfes, unversöhnliches Gemüth, dessen feindselige, schonungslose Richtung gegen Marthe noch am verzeihlichsten erscheint. So stirbt er, ohne einen allzu lebhaften Antheil des Bedauerns in uns zu erwecken, da uns sein Tod selbst zugezogen erscheint. Er hat Fausten und Mephistopheles in den Stand der Nothwehr durch den mörderischen Anfall gesetzt. Wie sehr sich nun aber auch hierdurch für Faust die Schuld mindert: so bleibt doch das Unglück ungeheuer, indem durch das Blut des von seiner Hand Gefallenen seine Lebensunschuld und Reinheit für immer besudelt und dahin ist.

Daher weiß selbst Mephistopheles ihn nur allenfalls der Polizei zu entziehen, ihn jedoch von dem Blutbann zu reinigen, steht nicht in seiner Macht, wie er in einer bitter scherzhaften Glosse ausspricht, da er sich mit Faust davon macht.

Zuletzt sey noch mit wenigen Worten jenes moralischen Liedes gedacht, das Mephistopheles zur Zither singt.

Es ist das Allerverhöhnendste für die Alltagsmoral, was in diesem von dem Dichter angebrachten Zuge liegt. Wie sie sich in ihrer Tugendlichkeit bläht und sicher hält, und gleich das heillosesste Verderben bei allem ihren Flitterputz von erbaulichen Maximen, Grundsätzen, Sprüchelchen auf der Ferse folgen hat, dieß spricht sich von selbst aus, da Tod und Verderben, kaum daß jenes Lied ausgesungen worden, unmittelbar auf seine Moral eintreten.

Zehnte Vorlesung.

Wir haben zeither das Liebesabentheuer Faust's mit Gretchen bis zu dem Puncte verfolgt, da der Ausgang desselben sich aufs unglücklichste zu entfalten angefangen hat.

Wir sahen auf der einen Seite Jugend, Unschuld mit Ueberraschung, Leidenschaft, Weltsitte, innerm höhern Gefühl der Scham und Sittlichkeit im Conflict, und zuletzt tragisch erliegen.

Auf der andern Seite erblickten wir einen mit dem Leben ins Geheim zerfallenen, hohen, männlichen Charakter.

Wenn ihn irgend etwas sich selbst und dem Leben hätte wiederbringen und versöhnen können: so wäre es vielleicht dieses holde Gefühl treuer, hingebender, sich zärtlich anschmiegender Liebe gewesen. Allein das Unglück, das unsern Mann verfolgt, sind nicht harte, kränkende Erfahrungen eines widerwärtigen Begegnens von Andern,

worüber der Schmerz und die Verstimmung durch eine milde, gemüthliche Berührung am leichtesten ausgeglichen und versöhnt wird. Es sind vielmehr innere, geistige Leiden, und zwar der höchsten Art. Sie haben ihm die tiefere Einsicht in Welt, Natur, Gott und Leben, und sein Verhältniß zu diesen erhabensten und größten Gegenständlichkeiten für immer getrübt und verrückt. In dieser höchsten Unbefriedigung, in dem tiefen Schmerzgefühl derselben, wie hätte er Befriedigung in dem Glücke einer stillen, einfachen Liebe des harmlosesten Geschöpfs auf Erden finden sollen? Einer Liebe, welche sanfte, geebnete, wenigstens eben so einfache und innige Verhältnisse des Geistes und Herzens voraussetzt! Ihn ängstigt daher zuletzt nur das Unzulängliche dieses neuen Verhältnisses. Er fühlt, daß er sich zu dem Gram und stillen Leid, an dem er von vorn herein trägt, eine neue Last aufgebürdet. Und so umschreibt, wie wir sehen, unser Mann längst den Kreis von Irrsalen, deren seltsamer Verlauf ihn endlich zur leibhaften Ersteigung des gefürchteten und berüchtigten Hexengipfels, des Brocken, führt. Wie ein Schiff, das aus dem Fahrwasser herausgekommen, von dem wilden Strudel in erst weiten, dann immer enger werdenden Kreisen dem verschlingenden Abgrund

zugetrieben wird: so bringen Unruhe, Angst, Unbefriedigung in unserm Freunde eine Art von Sehnsucht hervor, durch die Selbstversetzung in den Mittelpunct alles Bösen, niedrigst Verworrenen, durch die Totalanschauung desselben, vielleicht irgend einen Ausgang, eine Lösung seiner Qualen zu gewinnen.

Fast eine jede Nation hat irgend einen geographisch ausgezeichneten Punct, der ihr zugleich zur Bezeichnung gewisser ideeller Verhältnisse dient. So erinnerte den Griechen der Berg Olympus, den Hebräer der Sinai, der Horeb an das Höchste, wozu sich der geistige Begriff dieser Völker jemals erheben konnte. So besitzt der Spanier seinen Montserrat, der Indier sein Himelaya-Gebirge. Und so würden sich die Beispiele aus alter und neuer Zeit, aus dem Orient und Occident, aus dem Heiden- und Christenthum leicht vermehren lassen, um die hier in Rede stehende Volksgewohnheit und Sitte näher zu belegen.

Auch der Deutsche ist in solcher Gewohnheit der Bezeichnung hinter den andern Mitgliedern der großen Völkerfamilie nicht zurück geblieben. Nur hat er ihr auf die seltsamste Weise nachgegeben. Nicht einen Olymp und Parnaß mit den schönsten Gestalten des Himmels und der Erde ausgeschmückt,

nicht einen Andachts- und Heiligenberg hat er sich ausgeziert. Ihn trieb sein ernstes, gewissenhaftes Thun und Streben des Rechten sich einen phantastisch-ideellen Gegensatz alles Widerspiels davon, also alles irgend Verkehrten, Halben, Unrechten, Unschönen auszubilden.

Wenn die Schönheit, die Grazie, die Heiligengestalt das Ziel beglückteſten Strebens der Einbildungskraft für andere Völker ist: so hat der Deutsche in derselben Beziehung seiner Phantasie nur die Ausgeburt des wunderlichsten, ja häßlichsten und zum Theil unschicklichsten Contrastes hiervon erlaubt. Schönheit, Wahrheit, Güte gelten ihm nur als Wirklichkeiten im wirklichen Leben etwas. Als Zierde, als Schmuck an sich, ohne jenen realen wirklichen Begriff, erscheinen sie ihm ein Widerspruch; und so ist ihm für die eigentlich phantastischen, ideellen Regionen, wo andere Völker die glänzendste Befriedigung suchen und finden, nur das Häßliche verblieben. Wenn aber die Nation dergestalt außerhalb des eigentlichen Kreises, welcher Poesie und Kunst im höhern Sinne erzeugt, mit ihrem Besten und Würdigsten waltet: so verliert sie eigentlich dadurch nichts. Sie erscheint durch den Widerspruch hierin sogar in einer Art von Großheit, insofern sie dem Olymp, dem Parnaß

nur einen Brocken als Hexengipfel entgegen setzen kann. Jene herrlichen Götterbilder schweben ihr nämlich nicht bloß als ideelle, ferne Gestalten am geistigen Horizont vor, sondern sie zeigt sie in ihrem gewöhnlichen Thun inwendigst und innerlichst vor. Und so mag der Grieche, der Römer, der Italiener, der Brite besser, schöner und reiner dichten. Der Deutsche lebt, indem ihm nur die poetische Ungestalt gelingt, vielleicht um so viel besser, würdiger, reiner, unschuldsvoller.

Stellt nun der Brocken mit seinen Conventikeln in der Phantasie der Nation ein Bild alles Verkehrten, Irrigen, Wahn- und Trugvollen dar, wovor sich der bessere, reinere Sinn zu hüten hat: so führt uns dieß von selbst auf unsere Aufgabe zurück, Rechenschaft und Auskunft darüber zu geben, wie denn wohl in unserer Dichtung der Hexenberg, mit seinen verschiedenen Absätzen und Etagen zur Erscheinung kommt, sodann aber, wie er dem Ganzen derselben einverleibt und angepaßt ist.

Von den Anlässen, von den Irrgängen, welche Faustchen letztlich diesem Gipfel entgegenführen, ist schon die Rede gewesen. Allein der Dichter hatte nicht die Absicht, unsern Helden, wenn er ihn auch diesen Berg des Seltsamen, Verworrenen,

Confusen leibhaftig besteigen läßt, darauf beharren zu lassen. Dadurch würde er seinen Helden nur prostituirt haben.

Ein Charakter, welchen Gott, Natur in ihrer Unermeßlichkeit nicht befriedigen, erscheint wohl so seltsam, daß wir ihm einen Anlauf gegen den Hexenberg zutrauen dürfen. Indeß würde es kleinlich und als ein Widerspruch erscheinen, wenn er aus diesen Irrgängen des Zauberberges sich nicht heraus zu wickeln vermöchte, und sich seine alte, uns bekannte Natur nicht fort behauptete, welche weder im Guten noch Bösen Befriedigung und Rast findet.

Dagegen liegt aber auch ein solcher Gang, eine solche Ersteigung in der einmal beliebten, künstlerischen und poetischen Annahme eines solchen Grundcharakters mit der stärksten Nothwendigkeit begründet, und ist ihren Gesetzen zu Folge unvermeidlich. Es ist nämlich nur dieselbe Kunstnothwendigkeit, die Fausten früher in Auerbachs Keller, in der Hexenküche erscheinen ließ, welche ihn gegenwärtig auf den Brocken versetzt. Dieselben Motive, welche Fausten überhaupt mit dem bösen, verneinenden Princip das Bündniß schließen lassen, führen ihn auf diesen Gipfel aller Erdenverworrenheit und des Trübsten der Menschheit.

Ihn aber nur darüber hinwegschreiten zu lassen, ist eben der höchst kluge Gedanke und Einfall des Teufels, der beneidenswerth zu nennen wäre, wenn er sich nicht zugleich als höchst boshaft zeigte.

Es liegt nämlich in der Absicht des Teufels, Fausten durch die ironische Befriedigung zu bestechen, indem er ihn auf diesem Gipfel aller Verworrenheit das Gefühl einer Art von Großheit und Ueberlegenheit immer fort bewahren und an sich fortgesetzt zur Anschauung bringen läßt, wozu ihm der ganze Hexenunfug als Folie dient.

In dieser Anschauung der großen Masse des Bösen bringt ihn Satan an den gefährlichen Punct, daß er sich zuletzt über jeden Unterschied des Bösen und Guten hinweg gesetzt sieht.

Wenn nun dieß das eigentliche Absolute und Absoluteste ist, wornach die menschliche Natur ringt, was sie sich als erreichbar unter tausend Namen und Gestalten vorhält, mit dessen Wahne sie sich unter allen glänzenden Bildern und Hüllen des reinsten Geistigen und seines höchsten Begriffs selbst hinhält, schmeichelnd belügt und täuscht: so sehen wir wohl ein, wie eine Brockenbesteigung, um zum Gefühl einer solchen höchsten Selbstüberhebung zu gelangen, für unsern Mann

und sein Streben unerlaßlich und unvermeidlich war.

Jene Unbedingtheit, jene Absolutheit ist es nämlich, an der von vorn herein unser Mann, wie sein ganzes Zeitalter, krankt.

Mephistopheles ersieht sich hier den Punct durch ein Verschwindenmachen des Gegensatzes des Guten und Bösen, durch ein Hinwegschreiten über denselben unsern Mann für jene höchste, unbedingte Allheit empfänglich zu machen, welche, insofern darin jeder Unterschied verschwindet und über denselben hinweggesehen wird, ihn täuschend einer Art von Gottähnlichkeit nahe bringt. Freilich ist es an sich selbst nichts weiter als die unbedingte Leerheit und Nichtigkeit, welche nach Aufhebung jedes Unterschieds als das All resultirt.

Wie Mephistopheles Fausten damit zugleich zu befriedigen gedenkt und geistig vernichten will, indem er ihn auf dieser Brücke ins Gebiet der vollendetsten Willkür hinüber führt, ist uns durch alles schon Entwickelte und Besprochene nicht mehr fremd und unklar.

Der eigentliche Satansstreich jedoch, welchen Mephistopheles Fausten mit dieser Blocksbergpartie spielt, ist jene geheimnißvolle Vision von Gretchens Gestalt, welche Fausten in dem Blocksberg-

spucke sichtbar wird. Damit greift er ihm tief in sein innerstes Gewissen, und knüpft ihn mit anfangs leisen, nach und nach Centner schwer werdenden Fäden an diese unüberseh liche Schaar des Bösen und Verworfenen.

Anfangs warnt er Faustens verstellt, das Idol nicht allzu genau zu betrachten. Dann macht er ihn an dieser Carricatur seines Gewissens lächerlich.

Man vergegenwärtige sich hier auf einen Augenblick jene klare, deutliche Sprache des Anklägers im Menschen, der Gretchen in den Hallen des Doms peinigt, und vergleiche damit diese Vision Faustens: so wird man dort den unverstellten Ausspruch der Natur, des Gemüths über Recht und Unrecht, hier aber nur das heisere, dumpf verworrene Stammeln von allen Qualm der Hölle umnebelt erkennen.

Ist es auf diese Weise Mephistopheles gelungen, die Stimme des Gewissens bei Faustens ihre zu leiten, ihn über ihre Mahnungen hinwegzusetzen, indem er ihn statt des reinen Lauts nur ein Zerrbild davon vernehmen läßt: so wird der wirkliche Anblick des ungemessensten Elends, das er verschuldet hat, unserm Manne nur ein kurzes, äußerliches Zucken verursachen. Er wird vielmehr, durch die größte, geheimnißvollste Schuld, mit

der ein Menschenbusen belastet seyn kann, gedrückt, zugleich von jedem andern Bedenken geheilt seyn, zumal wenn er nach dem Toben und Sturm der Sinne und seiner Vernünftigkeit beim Erwachen fühlt, daß man noch immer Kräfte genug zum Leben übrig behält, und daß da, wo die Unschuld des Lebens Kreis beschlossen hält, die Kräfte desselben noch weit darüber hinaus pulsiren.

Durch dieses Hinausschreiten über die engen Grenzen des Lebens, welche Vernunft, Gewissen dem Menschen ziehen, wird unser Mann sich Mephistopheles wahrhaft verpflichtet fühlen müssen, da er ihm hiermit die grenzenlose, unermeßliche Aussicht eröffnet, die ihn allein befriedigen kann, welcher sein ganzes Wesen zuströmt. Denn was Anderes ist das Elend, das Fausten zum Theil wirklich, zum Theil imaginativ quält, als daß er sich an die allgemeinen Erdenschranken nicht gewöhnen kann, daß er das Leben in seinen schönsten Wirkungen, als an Bedingung und Folge geknüpft, sich nicht vorstellen mag. Dieser unheilbare Wahn, insofern er sich in einem menschlichen Busen festgesetzt, läßt für den damit behafteten Charakter keinen andern Ausgang als den, welchen wir an Faust erblicken, und der Dichter hat sich und der Menschheit den größten Dienst damit erwiesen, daß

er mit Meisterhand zu zeigen und zu entwickeln unternahm, wohin diese Erbkrankheit und Erbthorheit den Menschen im folgerichtigen Fortschritte führen muß.

Nach dieser Erörterung und Erläuterung des Verhältnisses, in welchem die Brockenscene zu dem übrigen Inhalte der Dichtung und der Richtung des Hauptcharakters steht, bleibt nun noch Einiges über die Behandlung derselben zu sagen.

Es war ästhetisch genommen, keine kleine Aufgabe, den Hexenberg auf eine würdige, angemessene Weise vor die Einbildungskraft, vor unsere Sinne zu bringen. Der Dichter hat sich indessen dieser schwierigen Aufgabe mit jener Leichtigkeit entäußert, daß das Bild des zaubertollen Berges wohl deutlich genug vor uns steht.

Das Labyrinth der Thäler, dann die Felsen, der winterliche Frühling, die unvollkommene Scheibe des rothen Mondes mit später Glut, die Irrlichter, die Bäume hinter Bäumen, die Felsennasen, das Echo, Uhu, Kauz und Kibitz, Häher, Molche, Wurzeln, die sich wie Schlangen aus Fels und Sande, wie Polypenfasern hervorstrecken, Mäuse, die tausendfarbig schaarenweise durch Moos und Haide ziehen, Funkenwürmer und das anscheinende Drehen der Felsen und Bäume mit ihrem Gesichterschneiden unter dem Toben der Windsbraut geben

wohl hinreichend das Costum des ödesten Schauplatzes für das unheimlichste Bestreben der Welt an.

Aber dieses örtliche Costum wird doch zu seiner nähern Bedeutung erst erhoben durch die Gestalten, welche darauf herumschwanken und uns begegnen.

Da klimmen Faust und Mephistopheles auf öder Bahn aufwärts, ein Irrlicht vor ihnen her, um entsprechend den Weg solcher Wallfarth zu beleuchten. Dann hören wir nach Sturm und Brausen einen wüthenden Zaubergesang den Berg entlang. Mehrere fliegende, aufsteigende Hexenchöre lassen sich vernehmen, bald abwechselnd, bald einzeln. Dazwischen rufen einzelne Stimmen. Auch eine Halbhexe läßt sich hören, die schon drei hundert Jahre zu dem Berge strebt, und es noch nicht zu der Geschicklichkeit hat bringen können, den Gipfel zu ersteigen. Nach und nach ebnet sich der Platz und zahllose Feuer werden sichtbar, an denen die allerliebste Gesellschaft sich wärmt. Die Hexenart abgerechnet, tanzt, schwatzt, kocht, trinkt, liebt man hier, wie in der übrigen Welt. Und so ist denn hier auch vornehme Gesellschaft für den zu finden, welchen das gemeine, niedrige Volk anwidern sollte: denn der Unterschied der Stände wird auch hier oben nicht abgelegt. Da ist ein alter General, von dessen Heldenthaten die Welt nichts weiter wissen

will; ein alter Minister, der die Zeit allein golden findet, da er befehlen durfte; ein Parvenü, der mit seinen Streichen aus der Mode gekommen; ein Autor, den die Jugend nicht anerkennen will.

Mephistopheles erscheint auf einmal sehr alt, und deutet auf eine letzte Ersteigung des Berges. Wahrscheinlich hat er noch nie eine so zahlreiche, vollständige Versammlung beisammen gesehen. Er darf nicht hoffen, daß zum zweiten Mal das Carneval so vollständig seyn werde. Die Welt hat ihren höchsten Beitrag zum Bösen geliefert. Sie ist also reif zum Abfallen wie die faulige Frucht.

Denn auch dieser Berg hat, wie seine Absätze, so sein chronologisches Verhältniß. Zwölftes, sechszehntes, siebzehntes, achtzehntes Jahrhundert fließen hier vertraulichst zusammen. Man kann den Unsinn aller Zeiten überschauen, und das möchte wohl das Höchste und darum Letzte seyn, worauf Mephistopheles deutet.

Unter den Gestalten des Blocksbergs fällt Faustien eine auf, welche Mephistopheles Lilith benamst, und als Adams erste Frau bezeichnet. Hiermit hat denn auch die Rabbinensage und das Judenthum seinen Beitrag zum Blocksberg beigesteuert. Wenn es überhaupt gefährlich seyn mag, einem aus dem Geschlechte Abrahams in die Hände zu

fallen: so verläugnet die Schöne ihre gefährliche, wucherische Abstammung nicht in den Stricken und Schlingen ihres Haarschmucks, mit denen sie den jungen Mann festhält, den sie erlangt.

Daß Faust, nachdem er einmal die Wallfahrt zum Brocken unternommen, dieß nicht umsonst habe thun dürfen, versteht sich von selbst. Ihm, der die Lust hat, an Allem sich zu versuchen, um das All zu erfassen, geziemt es auch, sich in den Hexentreigen zu mischen. Indem er nun mit einem jungen Hexchen herumspringt, parodirt ihn Mephistopheles auf der Stelle durch sein Herumhumpeln mit einer alten Hexe.

Das Köstlichste aber dürfte das Auftreten des Proctophantasmisten seyn, jenes selbstklügsten Geistes, der in seiner Zeit lebte, und daher auf dem Brocken, um den Leuten dort die Köpfe zurecht zu rücken, nicht fehlen durfte.

Der Ehrenmann hat außer Pfütz und Egel noch manche andere Inclination. Wir finden ihn daher im Intermezzo zu dieser Blocksbergsscene auch als neugierigen Reisenden, als Jesuiten-Schnoperer auftreten.

Daß der Dichter jenen berliner Nicolai, den Herausgeber der allgemeinen deutschen Bibliothek, unter dem Proctophantasmisten gemeint und auf

seine an allerlei Phantasmen reiche Krankheitsgeschichte, und die dabei in Anwendung gekommene Heilung mit Blutegeln anspielt, kann jetzt unbedenklich eingestanden werden, da der Mann längst todt ist. Wenigstens scheint es so. Er müßte denn im Todtenreiche keine Ruhe gefunden haben, und zur Erde wiedergekehrt seyn, um daselbst unter einer andern Maske, dem Fortschritt der Zeiten gemäß, fortzuhandthieren. Vielleicht hat er sich selbst idealisirt, und ist vom Procktophantasmisten ein Kephalophantasmist geworden. Egel und das diabolische T davor als Tegel hat ihn nicht kurirt. Nun hat er alle Konsonanten durchrast, und mit dem Spiritus asper ist der Geist in ihn gefahren, so daß er nun in stupider Bewunderung eines einzig großen Meisters die Sünden seiner frühern, flachen Kritik abbüßt.

Der Walpurgisnachtstraum, der als Intermezzo und als letztes Stück von sieben auf dem Brockentheater von Dilettanten aufgeführt wird, ist eine Sammlung und Zusammenstellung xenienartiger Epigramme. In diesen werden aus Leben, Literatur und Kunst einige Gestalten und Meteore behandelt, welche dort die stehenden, unverwüstlichen Charaktere, gleichsam die Gemeinplätze, das allezeit fertige und bereite Statistenpersonal bilden,

z. B. Dogmatiker, Skeptiker, Idealist, Realist, Geist der sich erst bildet, mit der Sippschaft von Sternschnuppen. Diese sind von dem Dichter, um ihnen ihr Recht widerfahren zu lassen, nicht unwürdig befunden worden, der idealen Region des Blocksberges zur Ausstaffirung zu dienen.

Das Ganze hat zur neckischen Einfassung, zum komischen Rahmen die Feier der goldenen Hochzeit des unbeständigsten aller Geisterpaare, Oberons und Titanias. Ein Jeder wird sich des uneinigen Elfenpaares aus Wielands allerliebstem Oberon, und Shakespeare's Sommernachtstraum bestens zu erinnern wissen.

Wenn wir uns unter goldener Hochzeit jeden längern Zeitabschnitt mit vorstellen wollen, den die Menschen gewöhnlich wegen seiner Dauer feiern, als ob Verdienst und Wichtigkeit von einer gewissen Masse von Zeit abhingen, und nun mit dem Eintritt eines gewissen Tages plötzlich erwiesen wären, um ausgezeichnet und hervorgehoben zu werden: so läßt sich denken, wie dem Dichter die Feier einer sogenannten goldenen Hochzeit am albernsten vorkommen mochte. Denn sehr häufig haben die Leute aus ihren ehelichen Verhältnissen nichts anzuführen, als daß sie sich funfzig Jahre neben einander sehr gleichgiltig und kühl behandelt,

und sich wohl gar das Leben herzlich sauer gemacht haben. Solche ungeschickte Festlichkeiten, mit denen die Leute sich und andern Sand in die Augen zu streuen lieben, einmal gehörig abzufertigen und an ihren rechten Platz zu stellen, schien dem Dichter bei dargebotener Gelegenheit nicht unpassend.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß uns der Dichter nur einen Auszug der Brockenscene mit dem, was wir besitzen, gegeben hat. Man stößt hier und da auf Spuren von Lücken. Man kann sich nicht verhehlen, daß bei der Ergiebigkeit des Stoffs manche Gestalt vermißt wird. Wie dem indessen seyn mag: so ist das Gegebene zureichend, seinen Zweck zu erfüllen, nämlich die Anschauung alles Thörichten, Verkehrten der Menschheit in einem Brennpunct zu versammeln. Eine solche Anschauung mag demjenigen, der es nicht mehr und allein mit der Idealität, sondern mit der Realität der Welt zu thun hat, und sich darin in höherm Sinne aufzubauen beabsichtigt, immer Noth thun. Bleibt er doch nur so stets gewarnt, dem wüthenden, zaubertollen Bestreben sich zu entreißen, damit er nicht wie Faust von dem Strudel geschoben wird, während er zu schieben denkt.

Indem übrigens der Blocksberg nicht eine Zeit-

epoche, sondern Aeltestes und Jüngstes in sich befaßt, fängt hier jene Aufhebung des gewöhnlichen Zeitbegriffes schon sehr bedeutend an, an die wir uns von nun an immer mehr werden gewöhnen müssen. In dem folgenden Verlaufe nämlich der Schicksale unseres Helden, wie sie uns der zweite Theil vorlegt, verschwinden Zeit und Oertlichkeit immer mehr, und Faust wandelt sich aus einer wirklichen, historischen Person, als die er uns der Hauptsache nach im ersten Theil in Ton und Haltung noch erscheint, in eine mythisch allegorische und symbolische Persönlichkeit um. Alle Schicksale unsers Helden verlieren den individuellen Bezug, und nähern sich einem Allgemeinen, ja Allgemeinsten der Weltgeschichte.

Nach der Herabkunft vom Brocken erfährt Faust das unermeßliche Elend und jammervolle Geschick, welches Gretchen betroffen hat. Sie ist nach langem Herumirren gefangen, und als Missethäterin im Kerker eingesperrt. Gern möchte er die ungeheure Schuld von sich ab und auf Mephistopheles wälzen. Doch dieser vertheidigt und rechtfertigt sich auf eine Art, daß Faust in seiner Zornesgluth selbst fühlen muß, wer denn eigentlich der Schuldige sey. Sie werden nach heftigem Debattiren schließlich einig, Gretchen dem Kerker zu entführen.

Dieß vermag Mephistopheles, wenn er auch die Bande des höhern Rächers nicht zu lösen, seine Riegel nicht zu öffnen im Stande ist.

Nun eilen beide auf Zauberpferden davon. Der Weg führt sie an einem Rabenstein vorbei. Grausen- und ahnungsvoll drängt sich unserer Seele die Vorstellung auf, hier könnte wohl Gretchens irdische Laufbahn enden.

Endlich ist der verhängnißvolle Kerker erreicht, wo wir das holde, unselige Geschöpf finden. Diese Scene commentirt sich für jedes gefühlvolle Herz dergestalt von selbst, daß nur Weniges hinzuzufügen bleibt.

Der Wahnsinn der betrogenen Unschuld, die das Glück ihrer vertrauensvollen Hingebung noch in ihrem Elend fühlt, ist herrlich dargestellt. Wie muß ihrem Verführer bei dieser Großmuth zu Muthe seyn, die auch keinen einzigen Vorwurf an ihn richtet, während ihn die ganze Gestalt des Elends tausendfach verklagt. Dann folgt das Geständniß des eigentlichen Verbrechens, mit der wahnsinnigen Sorge um Bestattung von Mutter, Bruder und Kind, und ihrer selbst. Darauf der große Lichtblick, mitten in dieser Geistesverwirrung, daß die beabsichtigte Flucht aus dem Kerker für solches Elend nur ein unzulängliches Auskunftsmittel

sey. Hierauf wieder Gefühl und Erinnerung des frühern Glücks, und Klage und Schmerzgefühl des gegenwärtigen Jammers. Als nun aber Mephistopheles eintritt, um die Zaudernden zur Flucht zu ermahnen, zeigt sich diese jugendliche, wahnsinnige Gestalt in herrlicher Großheit. Weg ist die Angst und Trauer, das Leben verlieren zu müssen. Sie bringt es willig zum Opfer dar, um eine große Schuld zu büßen; sie übergiebt sich dem Gericht Gottes, ehe sie der Hölle und ihren Dämonen Rettung und Erlösung verdanken will.

Wahrlich Faust erscheint in diesem Moment gegen dieses weibliche, kindische Gemüth klein, indem er zaghaft, in feiger Liebe zum Leben, mit Mephistopheles davon flieht.

Höchst erquicklich ist für so große Anstrengung und gemüthliche Erregung, in die uns der Dichter versetzt, die Ueberzeugung, die wir zuletzt dahin nehmen, daß die arme, bethörte, gequälte Unschuld wenigstens geistig gerettet sey.

Nein, sie will ein irdisches, doch einmal in seiner tiefsten Reinheit gestörtes Leben, unter dem Schutze des Bösen nicht fortsetzen! Sie ist entschlossen, das Leben zum Opfer zu bringen, um nur von der Gemeinschaft mit dem Bösen loszukommen, in dessen Fallstricke Unerfahrenheit und

Arglosigkeit sie stürzten. Es graut ihr vor Faust, ihrem Liebhaber, den sie nun erst in seiner wahren Gestalt erkennt.

Wenn auch Mephistopheles nach seinem harten, strengen Sinne nur das Gericht, das über Margareten eingebrochen, verkündigt, so ruft eine mildere Stimme von oben ihre Rettung aus, und an Faust richten gleichsam die Steine des Kerkers ihren verhallenden Ruf: Heinrich! Heinrich!

So ist der erste tragische Knoten dieses gewaltigen Schauspiels, das Erde und Himmel und die Welt umfaßt, glücklich gelöst. Wird auch die zweite, schwierigere Lösung für Faust selbst sich finden, und welcher Beschaffenheit wird sie seyn?

Hierüber kann uns allerdings nur die Betrachtung des zweiten Theils, den der Dichter erst vor Kurzem mitzutheilen angefangen, vollständigen Aufschluß geben. Vergegenwärtigen wir uns indessen nochmals, was über die Tendenz und Hauptanlässe dieser Dichtung, insofern sie in dem ersten Theile vorliegen, erörternd und entwickelnd bereits gesagt worden: so dürfen wir uns über den Hauptausgang des Ganzen gegenwärtig schon mehr, als ohngefähre Muthmaßungen erlauben.

Es ward uns nämlich ein grenzenlos strebender Charakter vorgeführt, der gerade an demjeni-

gen, was sein tiefstes Interesse bildete — Wissenschaft und Natur — am wenigsten Befriedigung und Genüge fand.

Nun aber zeigte sich in höchster Sphäre das Geschick des Menschen dahin bestimmt, daß dem treu beharrlichen, guten Menschen in allen Irrsalen, Beschränkungen der Erde, wo nicht ein glücklicher Ausgang, doch ein unverwüstliches Gefühl des Rechten und Wahren und ein Festhalten daran beschieden seyn sollte. Man rufe sich in dieser Hinsicht alles dasjenige ins Gedächtniß, was der Herr im Prolog im Himmel Mephistopheles auf seine Anklage des Menschen überhaupt und Faust's insbesondere erwiedert.

In gleichem Sinne, wenn auch von einer andern Seite, unternahm es das böse Princip selbst, jenes grenzenlose, ungenügsame Streben zu widerlegen, und zwar dadurch, indem Mephistopheles, der Repräsentant desselben, es sogar durchführen zu können sich getraute, mit vollkommenster Beseitigung alles höhern Ideellen lediglich an dem phantastisch Realen und Willkürlichen unsern Mann innerhalb der Erdenschranken bis zur völligen Vergessenheit seines ersten idealen Schmerzes zu befriedigen und zu begnügen. Diese Absicht fanden wir bisher dahin eingeleitet und so weit vollstreckt,

daß Fausten die Anschauung der realsten, sinnlichsten Art des Genusses der Menschen gewährt wurde, damit er vorerst „sehen sollte, wie leicht sich's leben lasse.“ Die Scenen, welche überschrieben sind: Auerbachs Keller und Hexenküche, werden einem jeden Leser das hierher Gehörige augenblicklichst ins Gedächtniß rufen.

Dann wurde Faust selbst veranlaßt, ähnliches Behagen auf edlere Art in dem Element der Liebe zu suchen. Hier vergegenwärtige man sich nochmals das Liebesabentheuer Gretchens in allen seinen Wendungen.

Die ideelle und reale Befriedigung, welche unserm Manne bei dieser Gelegenheit entsprang, zeigte sich indessen nicht von Dauer: denn so lieblich sich das Verhältniß Margaretens zu Faust gestaltete, so herzinnig und ideal selbst diese Liebe war, wie das Gespräch über Religion beweist: so beruhte sie doch auf zu einfachen Grundlagen, um auf die Dauer einem so hochfliegenden und tief verletzten Charakter zur Beschwichtigung oder gar völligen Versöhnung zu dienen. Faust empfindet daher nur eine kurze momentane Anregung dieses glücklichen Verhältnisses, und zeigt sich mitten in dem höchsten Genusse auf eine ihm selbst unerklärliche Weise bereits kühl und gleichgiltig.

Nicht aber so ganz gleichgiltig und spurlos sollte in der That dieses Verhältniß an dem Manne vorübergehen, der sich mit dem daran beginnenden Ueberdrusse auch schon desselben entschlagen und quitt glaubte. Hier sollte er vielmehr durch eine der tiefsten Entzweiungen in seinem Innern, über die er nicht klar zu werden vermöchte, ob sie für ihn mehr durch eigene Schuld oder ein unglückliches Zusammentreffen von Umständen herbeigeführt sey, wie z. B. die Ermordung Valentin's, in ein bedeutendes Fehl sich verwickelt sehen, und zwar in der Art, daß es ihm allen Muth raubte, mit der Unschuld Nachdruck die Klage über die Versagung seiner liebsten Wünsche ferner gegen die höhern Mächte fortzusetzen.

Damit aber der Eindruck über das Elend Gretchens nicht ganz die ideelle Region durchlaufe, und sich etwa zu jener tiefen, innigen Reue gestalte, von der wir Margareten zuletzt ergriffen und dadurch gerettet sehen: so ist der Geist unsers Mannes durch die Besteigung des Brocken bereits von einem solchen Eindrucke des Bösen in der Anschauung seiner Masse und Gewalt eingenommen, daß er diese Anschauung gern zu Hülfe nehmen wird, um sich das Elend dieses Geschöpfs als einen einzelnen Fall und als ein Minimum

von jener Schlechtigkeit, welche auf Erden heimisch ist, vorzustellen, insofern sie von der Persönlichkeit und dem Willen des Menschen ausgeht.

Kann er gleichwohl aber den Stachel nicht ganz überwinden: so ist jedoch so viel gewonnen, daß er in allen ähnlichen, künftigen Fällen weniger den Muth haben wird, gar zu scharf zu untersuchen, ob höchsten Forderungen dadurch genügt wird, oder nicht. Er wird um so geeigneter werden, jedes Taumelleben des Genusses aufzunehmen, um sein tiefstes, verletztes Innere damit zu überschütten; wird ihm nur alsdann ferner nicht gerade das Gemeinste, sondern das Feinste, Geistreichste geboten: so wird er um so mehr Ursache finden, sich selbst zu rechtfertigen, wenn er sich diesem Element ganz überliefert.

Dieses Alles aber zugegeben, so sieht man, daß unser Mann, um sich den ideellen Vorwürfen zu entziehen, genöthigt, ja auf bestem Wege ist, unmerklich und selbst wider Willen einer realen Befriedigung entgegen zu kommen.

Damit hätte nun aber Mephistopheles für seine angebotene Wette bereits viel gewonnen. Ja wir müssen alles bisher Geschehene, alle zeitherigen Vorgänge als unerlaßliche Bedingung betrachten, die Erreichung dieses Zieles möglich zu machen.

Nun können wir uns aber auch nicht verhehlen, daß die Fortsetzung der Anschauung der Möglichkeit einer Befriedigung auf dem realen Wege am Ende bei Faust das Gefühl und den Glauben an die Möglichkeit auch der ideellen Befriedigung wieder erwecken und geheim verstärken müsse. Sollte nun gar ein glückliches Ereigniß dieselbe für unsern Mann zur vollständigsten Gewißheit und Anschauung bringen: so würde von zwei Seiten auf die sonderbarste Weise, durch Gott und Teufel, der Ausgang der Tragödie sich ihren Uranfängen und Urvoraussetzungen, wie sie im Prolog im Himmel enthalten und gegeben sind, wieder nähern.

Doch, um hierüber Gewißheit zu erlangen, haben wir uns an die Betrachtung des zweiten Theils zu wenden.

Eilfte Vorlesung.

Vor dem Erscheinen des zweiten Theils des Faust's ist die Frage öfter aufgeworfen, und zugleich verneinend beantwortet worden, ob dem Dichter wohl die Vollendung einer ihrem Inhalte nach so grenzenlosen Conception möglich seyn werde? Von der andern Seite hat man gemeint, der Inhalt des ersten Theils sey an und für sich befriedigend und abschließend.

Beide Ansichten finden nun in der vom Dichter angefangenen Fortsetzung und Ergänzung des ersten Theils ihre vollkommene Widerlegung.

Ob es dem Dichter möglich seyn werde, sein angefangenes Unternehmen zu Ende zu führen, darüber hätte überhaupt von Niemandem erst der Zweifel erhoben werden sollen, wer sich nicht eines vollkommen gleichen oder größern Talents, wie der Dichter besitzt, bewußt war. Den Ungrund der zweiten Annahme aber hat unsere bis-

herige Erörterung des ersten Theils sattsam aufgedeckt, indem von demjenigen, was der Herr im Prolog verheißen, in dem ersten Theil nur die Hälfte zur Erfüllung gekommen.

Faust ist nämlich nach seiner anfänglichen, imaginativen Selbstquälerei und Verwirrung durch die Halbschuld an Gretchens Untergang in ein wirkliches Elend und Unglück verstrickt worden. Damit wären nur eigentlich die Worte des Prologs erfüllt, welche besagen: „Es irrt der Mensch, so lang er strebt." Aber jenes zweite Wort: „Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange, Ist sich des rechten Weges wohl bewußt," welches die ideelle Erhebung und Ermannung Faust's verkündigt, ist durch den Schluß des ersten Theils noch nicht verwirklicht, wenigstens nicht für Faust, die Hauptperson des Ganzen, obschon uns die herrliche Rettung Gretchens mit Ahnungen guter Art darüber erfüllt.

Auch Mephistopheles hat seinen Mann nur zur Anschauung des Genusses gebracht, und in die Nöthigung versetzt, ein Auskunftsmittel in der Zerstreuung wider seine geheime Halbschuld zu finden. Aber noch ist in dem ersten Theile nichts vorgekommen, wodurch Faust selbst in den Mittel- und Brennpunct alles Behagens und

Genusses auf Erden in dem concentrirtesten und feinsten Sinne sich zu setzen sucht.

Hält man hieran fest, so hat man hinreichend Ursache, sich über den seltsamen Irrthum derer zu verwundern, welche eine Ergänzung und Fortführung des Gedichts theils für nicht möglich, theils für unnöthig gehalten haben. Aber der Dichter selbst hat sich hierüber auf eine ziemlich unzweideutige Weise bei Gelegenheit der Mittheilung seines, in den zweiten Theil einzupassenden Zwischenspiels „Helena" in Kunst und Alterthum ausgesprochen. Er sagt nämlich dort:

„Darüber aber mußte ich mich wundern, daß diejenigen, welche eine Fortsetzung und Ergänzung meines Fragments unternahmen, nicht auf den so nahe liegenden Gedanken gekommen sind, es müsse die Bearbeitung eines zweiten Theils sich nothwendig aus der bisherigen kümmerlichen Sphäre ganz erheben und einen solchen Mann in höhern Regionen durch würdigere Verhältnisse durchführen."

Daß man sich dem Ideellen nähern und darin zuletzt entfalten werde, ist hiermit als Ziel und Ausgang des zweiten Theils unwiderleglich ausgesprochen, während der erste Theil nur das Ein-

leitende dazu, das „Gemeine und Kümmerliche,“ wie es der Dichter selbst nennt, enthält.

Nun bleibt uns zur Verdeutlichung hiervon nur übrig, Rechenschaft abzulegen, wie der Dichter angefangen habe, sich dieser von ihm ausgesprochenen Aufgabe zu nähern, und ihre Lösung herbei zu führen. Sodann würde das Verhältniß näher anzugeben seyn, in welches diese Ausführung des Dichters, so weit sie vorliegt, zu unserer bisherigen Entwickelung und Erörterung tritt. Endlich würde der Versuch anzustellen seyn, ob sich der vom Dichter noch vorenthaltene Schluß des zweiten Theils durch Muthmaßung auf eine wahrscheinliche Weise ergänzen lasse.

Die erste Scene des zweiten Theils, zu dessen Betrachtung ich mich nunmehr wende, zeigt uns nach dem jammervollen Abschlusse des ersten Theils, Faust auf blumigen Rasen gebettet, ermüdet, schlafsuchend. In der Dämmerung umschwebt ihn ein Geisterkreis kleiner Gestalten.

Der Dichter hat auf eine so geistreiche als anmuthige Weise in diesem Elfenchor jene ewig heilenden, wiederherstellenden Kräfte der Natur und des Lebens herrlichst personificirt, welche ohne Rücksicht auf Schuld oder Nichtschuld, Heiligkeit oder Unwürdigkeit des Hülfsbedürftigen die Stö-

rungen und Verletzungen des physischen und geistigen Lebens zu beseitigen, und das erlebte Graus auf jede Weise zu entfernen, bestrebt sind.

Wer sollte diese ewig wirksame, herstellende Heilkraft der Natur nicht schon öfter an sich erfahren haben, die aus allen Unfällen den Einzelnen wie das Ganze immer heraus zu führen, unermüdlich bestrebt ist, so daß beide niemals ganz banquerutt werden, und somit gänzlich verschulden können, so lange sie dem irdischen Leben angehören.

Daß unserm Manne auf dämonische Weise eine solche Hülfe zu Theil wird, ist ein feiner Zug von dem Dichter, um die Anklage leichten Vergessens, den Vorwurf leichter Hinwegsetzung über ein das tiefste Geistesleben störendes Unglück von ihm entfernt zu halten.

Aber wie jene Kräfte der Natur ihre herstellende Gewalt auf eine geheimnißvolle Weise ausüben: so sehen wir die Elfengeister bei dem Herannahen des Lichts, bei dem Anbruch des Morgens und Tages sich zurückziehen, indem sie in die Blumenkronen, in die Felsen unter das Laub schlüpfen. Denn nur, wo das Bewußtseyn und die Besonnenheit zurückgetreten, erweist sich ihre stille Hülfe; das Licht, das Leben in seiner ungeheuren Gewalt gehört sich selber.

Und herrlich ist dieser Tagesanbruch, dieser Lichteintritt, welcher auch Faustens auf seine Füße wieder gesund und genesen stellt, geschildert.

Ungeheures Getöse verkündigt das Herannahen der Sonne.

Es ist ein allerliebster Kunstgriff von dem Dichter, daß er uns das, was sich für den eigentlichen Sinn durch den Alltagsanblick abstumpft, in seiner ungeheuren Majestät und Originalität durch einen andern Sinn sogleich fühlbar macht. Hier wird uns das Anwachsen des Lichteindrucks kräftigst durch das Gleichniß eines ungeheuren Tosens in die Seele gerufen.

Das Erwachen Faust's beginnt nun gleichzeitig mit diesem Eintritt des Lichts, mit dieser vortretenden Herrschaft der Sonne über Nacht und Dämmerung. Erquickt, gestärkt durch des Lebens frisch fortschlagende Pulse, erweckt durch das tausendstimmige Leben der Gefieder des Waldes, das dem Morgen entgegenströmt, aufgerichtet durch die Himmelsklarheit, welche sich von oben herab in die Tiefen senkt, und ihm nach und nach die Welt umher als ein zweites Paradies zeigt — erhebt er sich, um sie, diese einzige Macht, welche dieses grenzenlose Schauspiel schafft, zu begrüßen.

Doch ein Flammenübermaaß durchdringt mit Schmerzen seine Augen. Geblendet, wendet er sich von diesem Anblick. Indessen ist es nicht mehr die frühere Klage über Ungnügen des Lebens und seiner Mittel.

Wir finden unsern Mann so weit gewesen, daß er bescheiden bekennt, reichlichste Begabung von oben und eine Ueberfülle, die uns begräbt, ströme unserm Bedürfniß und Durst entgegen. Mit dem schönen Bekenntniß, daß das All weit mehr enthält, als der Mensch bedarf und fassen kann, schließt die vorliegende Scene; denn haben wir auch auf das reine, herrliche Licht zu verzichten, wir haben nach der Einrichtung unseres Wesens am farbigen Abglanz für uns genug, ja ein Ueberschwängliches. So sehen wir jenes absolute Streben, in welchem unser Mann am Anfange des ersten Theils auftrat, beträchtlich gemindert, und zur vernünftigen Mitte hingeleitet.

Aus diesem erhabenen Schauspiel der Natur und sinniger Betrachtung versetzt uns die zweite Scene an das Größte, Erhabenste der Welt, an Kaisers Hof.

Wir erblicken die Majestät von allen ihren Großen umringt. Sie zeigt sich uns in ihrer vollsten, angemessensten Würde: denn der Kaiser

hat eine Lust- eine Vergnügungspartie augenblicklichst unterbrochen, um sich den Sorgen, der Ueberlegung für des Reiches Wohl auf das Verlangen seiner Räthe nach seiner Pflicht hinzugeben. Doch leider sehen wir den wackern Monarchen und seine wohlgesinnten Rathgeber am Ende der Berathung in Verlegenheit.

Auch der Herr der Welt mit allen seinen Mitteln, mit aller ihm dienenden Weisheit seiner Lieben und Getreuen sieht sich in Schwierigkeiten, in Probleme verwickelt, welche ihn in seiner Großheit nicht weniger bedingen, als das kleinste Leid den schwächsten und ärmlichsten seiner Unterthanen bedingt.

Indessen ist es zum Glück nur Geld, was dem stockenden Regiment dießmal fehlt. Das Wichtigere, Höhere, Vernunft und guter Wille sind vornweg des Kaisers und seiner Räthe Eigenthum.

Da käme es nur auf sie an, einem sinnigen Einfall Gehör zu geben, so sonderbar und närrisch er auch klingt.

Zu des Kaisers Hofstaat gehört ein Astrolog und Narr. Jener hat die Bestimmung das, was am Himmel günstig sich bewegt, für die Majestät zu beobachten und ihr zeitigst zu hinterbrin-

gen, dieser dem Kaiser Gefährliches, Widerwärtiges der Erdenwelt in einen Scherz gekleidet, erfreulich zu machen und zu mäßigen.

Nun hat des Kaisers alten Narren ein Unfall betroffen und von seiner Seite entfernt. Doch, siehe da! Mephistopheles hat dieß sogleich gewandt benutzt, und sich an die Stelle des alten Narren gedrängt.

Er erlaubt sich nun die ehrwürdige Versammlung darauf aufmerksam zu machen: wenn auch des Kaisers Schatzgewölbe leer seyn möchten, so enthalte Kaisers Grund und Boden in den Tiefen der Bergadern, in Mauergründen des gemünzten und ungemünzten Goldes noch viel. Man solle nur den Reichthum der Natur bedenken, und was von Römers Zeiten her in gefährlichen Zeit- und Kriegsläuften der Erde Alles anvertraut worden. Diesen vergrabenen, unterirdischen Schätzen ließe sich wohl auf einem besondern Wege durch Geist und Klugheit beikommen. Habe Majestät doch schon ein Haupthinderniß zu ihrer Bemächtigung beseitigt, indem sie sich im Besitztitel alles zu Entdeckenden im Voraus befinde.

Die alten Räthe wissen diesem Project aus dem Vorrath ihrer einsichtigen Argumente nur wenig entgegen zu setzen. Es sieht zwar toll

und unklug aus. Doch lehrt sie gerade eigenste Erfahrung aus ihrem erhabenen Standpuncte, daß Klügstes, mit allem Verstand vorher gründlichst Erwogenes in der Welt oft mißräth, und einem absurd erscheinenden Einfall sich der günstigste Erfolg willig fügt.

Sie geben zuletzt nach. Das Heitere, Schmeichelnde des Einfalls steht in seiner Möglichkeit zu nahe der Nothwendigkeit dringenden Bedürfnisses. Und wäre und bliebe es auch nur ein Scherz und Einfall: so bringt er schon großen Gewinn: denn Majestät ist für dießmal durch ihn von dem Widerwärtigen augenblicklich erlöst.

Auch stimmen Mephistopheles und der Astrolog vollkommen überein, so wichtiges Vorhaben könne nicht glücklich seinem Ziele entgegen geführt werden, wenn nicht Sinn und Gemüth erst vollkommen vorher erheitert worden.

So nimmt denn die unterbrochene Feier des Mummenschanzes ihren Fortgang. Daß nun Faust und Mephistopheles die Gelegenheit, da wir sie am Kaisers Hofe finden, nicht werden vorübergehen lassen, ohne sich der Majestät gefällig und angenehm zu erweisen, läßt sich an sich denken, wenn wir sie auch nicht am Schlusse des Festes selbst in der vierten Scene vor Kaisers Throne

knieend fänden, indem sie den Dank der Majestät für die Erheiterung entgegen nehmen.

Das dem Kaiser und seinen Großen bereitete Fest, was uns die dritte Scene vorüber führt, ist nun allerdings auf eine sinnvolle Weise angeordnet, wie es zu der Lage und Sinnesweise so erhabener Gäste sich am meisten eignet.

Es ist aus irdischen, das Leben ernährenden Elementen und Verhältnissen, wie aus geistigen, das Schicksal und glückliche Loos des Menschen am meisten bedingenden Gegenständen und Verhältnissen das Bedeutsamste versammelt.

Zuerst wird eine Art heiterer Frühling von allen Gaben der Natur, aus allen Elementen, Erd, Wasser, Luft, Wald und See zusammengesetzt, heran geführt. Auf den schwellenden Lebensgenuß bei so bereiten Mitteln hinzudeuten, folgen Pulcinelle, Parasiten, Trunkene.

Nun schließen sich die auf eine höhere, glücklichste Vergeudung des Lebens deutenden Mächte an, wie sie uns durch die Dichter aller Klassen bis zu den Grab- und Nachtdichtern herab, vergegenwärtigt werden. Durch sie werden nun jene eigentlich höchsten, das Leben lieblichst verschönenden und ernstest bewegenden Mächte in ihrem

Auftritt angekündigt und eingeleitet: die Grazien, die Parzen.

An sie reiht sich das ganze verwandte Gefolge an, was das Leben zum Graus macht, und es wieder mildert: die Furien, die Furcht, dann die Hoffnung, die Klugheit.

Wie wäre aber hier ein Hochgewinn der Empfindung, des Eindrucks der Lust dieser wahrsten Verhältnisse zu erlangen, ohne Gehässigkeit und Neid, welche die eigentliche Folie für alles Glück auf Erden bilden.

Da ist es denn passend, daß dem Zoilo-Thersites unmittelbar die höchste Verschwendung aus geistigen und irdischen Sphären folgen muß, indem in dem Knaben Lenker und in Plutus Alles, was Poesie und Reichthum Ueberschwänglichstes besitzen, dargestellt und repräsentirt ist.

Solche hohe, göttliche Gaben können eigentlich gar nicht geschätzt, sondern nur beschwätzt werden. Daher ist denn das Weibergeklätsch, das Wechselgeschrei, Gemurmel, Gedränge der Menge recht am Platze, und zuletzt schließt sich der Geiz dieser Verschwendung nicht unschicklich an. Er muß sich fast für überwunden erklären, da er sich eine Labung am Herrlichsten dießmal umsonst verschaffen kann.

Doch das Größte folgt nun eigentlich, der große Pan, der das All von allem diesen vorstellt, in welchem sich alle Vorgänge des Tages und der Welt concentriren.

Er tritt mit einem Gefolge von Faunen, Satyrn, Gnomen, Riesen, Nymphen auf, d. h. von Repräsentanten der eigentlichen Kräfte des Alls, der bloßen Natur umgeben. Wie er einem Schachte naht, wo sich ihm die größten, prächtigsten Schätze an einem Feuerquell, der sich hebt und senkt, aufthun, entfällt ihm sein Bart. Zurück geschleudert aus dem Abgrund, entzündet er Kranz, Haupt und Brust des großen Pan. Auf einmal aber verbreitet sich die Flamme, und ergreift das Maskenpersonal.

Welcher Schrecken und welche Angst verbreitet sich. Jener Pan und sein Gefolge ist der Kaiser und sein Hof.

Doch in glühender Sphäre wandelt sich zu einem plutonischen Scherz das Flammengaukelspiel. Dem Kaiser soll dieser gefährlich heitere Schluß Andeutung seyn, welchen Nachdruck und welche Erfüllung Mephistopheles und Faust ihren Versprechungen wohl zu geben im Stande seyen.

Und der Kaiser durch das Vorgefühl dieses Scherzes, der ihn in die Unterwelt aller Feuer-

kalkte und metallischen Elemente und Substanzen versetzte, erbaut, verzeiht augenblicklichen Scherzen, und versichert Faust und Mephistopheles seiner höchsten Gnade. Hätten sie mehr solcher Scherze, sie sollten stets damit bereit seyn, den Kaiser zu erfreuen, wenn, wie es oft geschieht, die Tageswelt ihm widerlichst mißfällt.

Schauen wir nochmals auf den vorübergeführten Maskenzug hin, so können wir nicht läugnen, daß die beiden Masken, Plutus und der Knabe Lenker, den eigentlichen Gipfel in dieser Festlichkeit bilden.

Der Reichthum und die Poesie stellen sich hier als zwei unzertrennliche Begriffe dar, die, Allem, was auf Erden auf Glanz, Würde, Hoheit, Einigkeit, Großheit Anspruch machen kann, erst seinen Werth, seine Bedeutung verleihen. Die Wichtigkeit dieser beiden Begriffe tritt hervor, indem ihnen das Höchste und Niedrigste auf Erden gleichmäßig zustrebt, ihrer Gaben theilhaftig zu werden sucht. Ja der Begriff eines Kaisers selbst unter der Vorstellung des Pan, als des eigentlichen Weltalls, muß vor jenen beiden Begriffen zurück treten. Ohne Plutus Schätze, und die belebende, geistig erhebende Kraft der Poesie würde das All sehr dürftig, nackt, arm, erst-

bungslos, ja fast gemein, schal und kahl dastehen. Dieß wird nun bald an dem Scherze offenbart, den sich der Kaiser Höchstselbst ersann, um an dem Maskenball Antheil zu nehmen. Die Art nämlich der von ihm gewählten Vermummung setzt ihn unmittelbar der höchsten Gefahr aus. Diese wird von Mephistopheles und Faust sofort erkannt, auch herbeigeführt, jedoch auf geistreich abschließende Weise zuletzt abgewandt. Dem Dichter scheint hier der Vorfall bei einer Hoffestlichkeit in der französischen Geschichte vorgeschwebt zu haben, wo die Erfindung des fast ähnlich ersonnenen Scherzes auf das Schlimmste für die dabei Betheiligten ablief. Es würden sich leicht der geschichtlichen Beispiele noch mehrere häufen lassen, wo bei solchen höhern, allgemeinen Hof- und Staatsfestlichkeiten theils die Erfindung nicht immer schicklich und würdig gewählt sich darstellt, theils die Anordnung und Ausführung nicht vorsichtig berechnet erscheint, da denn die Festlichkeit zuletzt einen ihrem Zweck entgegengesetzten Verlauf nimmt. Als an das Bedeutendste der Art aus neuester Zeit wollen wir nur an den wahrhaft creusenartigen Brand des Pavillon's bei der letzten Vermählung Bonaparte's erinnern.

Auf jeden Fall dient der in unserm Masken-

zug herbeigeführte Vorfall dazu, um das Bild eines in seinen Herrscherangelegenheiten, wie in seinen Belustigungen und Vergnügen nicht glücklichen, sondern stets bedrängten, dabei aber doch höchst wohlmeinenden, gutartig gesinnten und deßhalb höchst zu verehrenden Herrschers zu vollenden.

Die Fortsetzung und den Ausgang dieses Abentheuers am kaiserlichen Hofe hat uns der Dichter noch nicht mitgetheilt. Es findet sich vielmehr von hier an eine bedeutende Lücke.

Eine kleine Zwischenscene, Amor und zwei Teufelchen vorführend, läßt uns den sonderbaren Verlauf mehr ahnen, als klar einsehen, durch welchen Faust und Mephistopheles in einen Conflict und Verkehr mit der griechischen Götterwelt gerathen.

Nun aber sind wir durch das Zwischenspiel Helena, das der Dichter im vierten Bande seiner sämmtlichen Werke der Taschenausgabe gegeben hat, wieder eine Strecke auf geebnete Bahn versetzt, und wir dürften uns wohl nicht irren, wenn wir den Ausgang jener seltsamen Berührung mit dem Heidnischen in dieser classisch-romantischen Phantasmagorie erblicken wollten.

In dem bereits am Anfange dieser Vorlesung

aus Kunst und Alterthum angezogenen Aufsatze über dieses Zwischenspiel äußert der Dichter:

„Die Legende sagt, und das Puppenspiel verfehlt nicht die Scene vorzuführen: daß Faust in seinem herrischen Uebermuth durch Mephistopheles den Besitz der schönen Helena von Griechenland verlangt und dieser ihm nach einigem Widerstreben willfahrt habe. Ein solches bedeutendes Motiv in unserer Ausführung nicht zu versäumen war uns Pflicht, und wie wir uns derselben zu entledigen gesucht, wird aus dem Zwischenspiel hervorgehen. Was aber zu einer solchen Behandlung die nähere Veranlassung gegeben und wie, nach mannigfaltigen Hindernissen, den bekannten magischen Gesellen geglückt, die eigentliche Helena persönlich aus dem Orkus ins Leben heraufzuführen, bleibe vor der Hand noch unausgesprochen. Gegenwärtig ist genug, wenn man zugiebt, daß die wahre Helena auf antik-tragischem Cothurn vor ihrer Urwohnung zu Sparta auftreten könne. Sodann aber bittet man die Art und Weise zu beobachten, wie Faust es unternehmen dürfe, sich um die Gunst der weltberühmten königlichen Schönheit zu bewerben."

Folgen wir nun dieser Aufforderung des Dichters, so gelangen wir zu folgenden Wahrnehmungen:

Helena, von einem Chor gefangener trojanischer Jungfrauen begleitet, tritt vor ihrer Urwohnung in Sparta auf. Der Moment ihrer Rückkehr von Troja ist angenommen. Indessen weiß sie nicht, in welchem Verhältniß sie zu ihrem Gatten Menelas steht, der sie wieder gewonnen hat. Trägt er Rache heimlich in dem Busen wegen der Flucht mit Paris, oder hat er die Treulosigkeit vergeben? Sie ist darüber ungewiß. Doch gewinnt, indem sie nun vor dem väterlichen Palast wieder steht, bange Ahnung mehr Raum in ihr, da der Gemahl auf der Ueberfahrt von Troja's Strande sie keines freundlichen Blicks würdigte.

Sie begleitet ein zierliches, leichtes, ja leichtsinniges Gefolge von Mädchen, das die Schrecken, denen es eben entnommen worden, schon halb vergessen hat, und von neuen Siegen der weltberühmten Schönheit und seiner eigenen Anmuth träumt.

Helena hat beim Landen am heimischen Strande von ihrem königlichen Gemahl den Auftrag erhalten, in ihrer Wohnung zu Sparta ein Opfer darzubringen, während er um einer Musterung willen mit den Kriegsschaaren am Strand zurück blieb. Ungewiß nun, wo und wie das Opfer

sich zeigen werde, findet sie im innern Raum des Palastes eine Alte vor, ein scheuslich-grauenhaftes Gespenst der Nacht, die sich ihr als unfreundliche Schaffnerin und Hüterin des Palasts in Abwesenheit seiner Herrschaft ankündigt.

Helena, obwohl an manchen Anblick des Schrecklichen und Entsetzlichen gewöhnt, weicht doch erbleichend vor dem zurück, was ihr in diesem innern Raum begegnet. Kaum hat sie die Schilderung hiervon ihren Jungfrauen vollendet, als Phorkyas, jene grauenhafte Alte, die schon ihr Name als Unholdin bezeichnet, selbst auf der Schwelle zwischen den Thürpfosten auftritt.

Mit Schmähungen vom Chor darüber empfangen, daß sie Scheusal wage neben der Schönheit sich dem Kennerblick Phöbus zu zeigen, Schmähungen, welche sie gehörig zu erwiedern weiß, versetzt Phorkyas Helena und die Jungfrauen in die höchste Angst, indem sie ihnen schließlich offenbart, unter jenem geheimnißvollen Opfer sey Helena selbst und ihre Begleitung gemeint.

Der Schreck der weltberühmten Schönheit, der vorher so übermüthigen Jungfrauen, die Liebkosungen, welche sie nun der eben erst schmählig geschilderten Alten um ihrer Rettung willen beweisen, bilden einen trefflichen Contrast.

Dieſes Wechſelgeſpräch zwiſchen Helena, dem Chor und der Alten hat der Dichter übrigens noch für einen andern Zweck trefflich benutzt. Ich meine den Zweck, um die Unwahrſcheinlichkeit zu heben, daß die wahre wirkliche Helena aus der Unterwelt, aus dem Orkus wiedergekehrt, ſich unſerm Anblick zeige.

Der Dichter ſpielt nämlich im Dialog auf jene Sage des Alterthums an, die bereits ſelbſt von Helena ſo viel Wunderbares, Mährchenhaftes, ſogar eine doppelte Erſcheinung derſelben in Ilion und Aegypten erzählt, daß bei dieſer unendlichen Vermannigfaltigung ihrer Schickſale, ihres Weſens, ihrer Liebesabentheuer die Geſchichte zuletzt ſo wenig als Helena ſelbſt weiß, ob ſie Wirklichkeit oder ob ſie ein bloßes Idol ſey.

Dieſer Zwieſpalt in ihrem Bewußtſeyn, von dem ſie der Dichter, durch die ſchwankende Sage des Alterthums dazu berechtigt, erfüllt ſeyn läßt, giebt dieſe berühmte Schönheit jedem neuen Verſuche, jeder neuen Nachſtellung und Entführung preis; und wie ſie früher den Schatten Achill's aus der Unterwelt zu ſich herauf lockte: ſo dürfen wir uns nicht wundern, daß die Begier nach ihr ſie ſelbſt noch einmal, nachdem ſie längſt dem Schattenreich angehört, herauf fordert. Der

traumartige Zustand, in dem sie sich dort befindet, begünstigt ein solches Unternehmen. Und so ist dieser traumartige Zustand überhaupt anmuthigst über alle Gestalten dieser Phantasmagorie ergossen, bis er sich später in einem wirklichen Erwachen, als einer Art von Demaskirung, wundersam löst.

Hat nun aber jene Alte ihre Schadenfreude über den Schrecken, in welchen sie die Königin und ihr Gefolge versetzt hat: so deutet sie zuletzt auf das Auskunftsmittel, um schmachvollem Tode zu entfliehen.

Sie vermeldet nämlich: in der zwanzigjährigen Abwesenheit des Menelaus und der Helena habe dahinten im Taygetus ein kühnes Geschlecht, dringend aus cimmerischer Nacht, sich angesiedelt, und unersteiglich feste Burg sich aufgethürmt, von da sie Land und Leute plackten, wie es ihnen behagte. Einer stehe an der Spitze als Herr und Gebieter, dem wohl zu vertrauen seyn möchte. Dorthin räth sie nun Flucht, um Rettung vor schmählig drohendem Loose zu suchen.

Nach einem anständigen Zaudern willigt Helena ein, und nun steigen auf einen Wink der seltsamen Alten, die in uns die Ahnung einer thessalischen Zauberin längst erregt hat, Wolken

aus dem Eurotas und verhüllen den so hellen Tag. Während nun die Gesellschaft am Eurotas sich hinzuziehen scheint, sieht sie sich durch den zauberhaftesten Spuck von dem innern Raum eines Palastes oder vielmehr einer Burg des Mittelalters umgeben.

Faust erscheint nach vorangehender Bewegung des Burggesindes, der Dienerschaft zuletzt in ritterlicher Hofkleidung des Mittelalters, und kündigt sich als Herrn und Herrscher dieser Burg an.

Helena und ihr Gefolge werden auf die angemessenste Weise empfangen.

Alles huldigt sogleich dieser berühmten Schönheit unbedingt. Ja, wie groß ihre erobernde Macht sey, zeigt das Benehmen des Lynceus, des Thorwärters, der durch den Anblick außer sich gesetzt, die Pflichten seines Amtes ganz vergaß, und von Faust als ein Gefesselter seine Strafe erwartet. Helena's Fürwort verschafft ihm indessen Begnadigung.

Wenn wir nun erwägen, wie hier Helena und Faust zusammen treffen, so müssen wir uns gestehen, daß dieß wohl nicht auf eine passendere Weise geschehen konnte, als indem Faust als Mittelpunct, als Brennpunct jener ungeheuren Bewegung des Nordens gegen den Süden erscheint,

welche von der Völkerwanderung an durch das ganze Mittelalter bis in die neueste Zeit, theils durch ganze Völkermassen, theils durch Einzelne sich erhalten hat, und von jeher die brennende Sehnsucht, das brennende Verlangen des Nordens nach den Reizen und Schönheiten des Südens unter so abentheuerlichen als anmuthigen Gestalten ausdrückt. Nur so als ein Völkerfürst, in mitten der romantischten und romanhaftesten Wendung dieser Bewegung stehend, durfte es Faust wagen, sich um die Gunst der weltberühmten, antiken Schönheit, an die sich der Begriff alles Abentheuerlichsten, Sinnverwirrenden von Seiten der alten Welt knüpft, zu bewerben, und nur so als Jugendfürst aller Romantik erscheint er nicht unwürdig, diesem Ausbund aller Schönheit an die Seite zu treten.

Wer wird nun aber hier bei dieser Vermählung des Feinsten der Romantik mit dem klassisch Schönsten noch streng nach der Chronologie fragen wollen. Hier soll kein Geschäft abgethan werden, für das allein die Zeit und ihre Folge wichtig ist. Hier soll das Weben und Empfinden des feinsten, höchsten Genusses des Schönen begangen werden. Da kommt es auf Zeit und Wirklichkeit gar nicht an: denn Leben als Genuß und

Schwelgen kennen keine Zeit, und was wir Wirklichkeit nennen, steht viel zu schroff, grob und materiell da, als daß nicht ein solch höheres, feineres Genießen und Schwelgen mit ihnen aufhörte. So müssen wir uns denn schon in das allerseltsamste Begegnen in Liebe und Genuß, und in den reissenden Verlauf aller seiner Verhältnisse finden.

Kaum ist Helena in der Burg erschienen, und von Faust in ritterlicher Minneweise zur Herrin des Ganzen erhoben und erklärt worden, kaum ist die gewaltigste Heereskraft, aus allen Stämmen der Völkerwanderung zusammen gesetzt, an uns vorüber gezogen, um einen Angriff des Menelaus abzuwehren, kaum haben sich aus der Burg arkadische Laubengänge aufgethan: so sehen wir schon das hohe Paar in seiner Wonne durch ein Unterpfand des wirklich vorgegangenen, realsten Genusses mit allen elterlichen Freuden beglückt.

Ein Flügelsohn stellt sich uns dar, ungeflügelt, vom Moment der Geburt an, auch schon erwachsen. Und seine Natur, sein Charakter, offenbart uns ganz die Weise und Eigenthümlichkeit seiner Zeugung, die wir hier in einem lebenden Nachbilde vor uns sehen.

Dieser Euphorion erscheint als eine ätherhafte,

leichte Gestalt, welche die Erde, der Boden kaum als sein Eigenthum betrachten mag. Und so grenzenlos verschwebend, so unbändig ist auch sein innerer Sinn.

Die sich selbst überbietende Phantasie und Zügellosigkeit des innern Sinnes in seinem Leichtsinne, in ihrer Selbstvernichtung hat nicht besser dargestellt werden können, als sie hier in Euphorion dargestellt ist.

Denn, indem der schöne Jüngling nicht zufrieden ist, daß ihn die Erde schwunghaft trägt, sondern er sich auch in die Lüfte wirft; indem er nicht begnügt ist, daß in seiner Blitzesschnelle kein Fels und keine Bergspitze für ihn unersteiglich ist, sondern er einem zweiten Ikarus gleich zu fliegen unternimmt: so stürzt er zu der Eltern Füßen todt herab. Der tiefste Schmerz erfaßt diese.

Hier tritt denn nun die Lösung des seltsamen Spiels ein: denn, indem Euphorion, den der Chor in einem Zwischengesange mit Bedauren als eine bekannte, jüngst der Welt entzogene Dichtergestalt uns bezeichnet, aus den Tiefen der Unterwelt die Mutter ruft: scheidet diese von Faust in Wehmuth und kehrt ins Reich der Persephone zurück.

Faust behält aus ihrer Umarmung, indem das Körperliche schwindet, nichts als Kleid und Schleier.

Da ruft Phorkyas Fausten zu, das Kleid festzuhalten, und es nicht von den Dämonen zur Unterwelt reissen zu lassen. Unschätzbare, göttliche Gabe sey es, geeignet, Fausten rasch empor zu heben und über alles Gemeine am Aether hin zu tragen, so lange er dauern könne. Zugleich verkündigt Phorkyas, weit, gar weit von hier, würden Faust und sie sich wieder sehen.

Hylenens Gewande lösen sich in Wolken auf, umgeben Faust, heben ihn in die Höhe und ziehen mit ihm vorüber.

Nach dieser Entrückung, diesem Verschwinden der Hauptpersonen vom Schauplatz löst sich auch der Chor auf, der zurück geblieben. Es ist, als ob ein Geisterzwang von ihm gewichen: denn die verschiedenen Choretiden enthüllen sich als Elementargeister, und kehren hierhin und dorthin ins allgemeine Leben zurück. Nur die Chorführerin bewahrt Persönlichkeit, als höhere Gabe, und kehrt ihrer Herrin nach zum Orkus zurück.

Phorkyas, nachdem sie Euphorions Kleid, Mantel und Lyra von der Erde aufgehoben, und geäußert, hier sey noch genug, um Poeten aus-

zuſtatten, die kein Talent beſäßen, enthüllt ſich letztlich als Mephiſtopheles, um, inſofern es nöthig wäre, im Epilog das Stück zu commentiren.

Dieſer Commentar würde uns freilich um ſo willkommener ſeyn, da leider mit dieſem zweiten großen Bruchſtück der zweite Theil ſchließt, ohne ſich als ganz darzuſtellen. Wir ſind daher auf uns ſelbſt gewieſen, den abgebrochenen Faden weiter zu ſpinnen, zu ergänzen. Aber auch das Gegebene, Vorgelegte ruft uns auf, es demjenigen vorher einzupaſſen, was wir bisher als Hauptrichtung des erſten Theils erkannt und entwickelt haben, damit wir in unſern Vermuthungen über den Schluß und Ausgang dieſer Dichtung nicht irre gehen. Dieß alſo zu vollbringen, ſey unſer nächſtes, aber auch ſchließliches Geſchäft.

Zwölfte Vorlesung.

Meine werthen Leser müssen mir schon erlauben, daß ich sie behufs der Deutlichkeit an das schon Gesagte wiederholt erinnere, daß uns nämlich in dem ersten Theil der Dichtung des Faust ein Charakter vorgeführt wird, mit welchem, da seinem grenzenlosen Streben das höchste Gute und Wahre nicht zusagt, der seltsame Versuch angestellt wird, ihn auf einem ganz entgegen gesetzten Wege zu beschwichtigen.

Das abgeschmackte Behagen wird ihm auf eine ironische und humoristische Weise entgegen gestellt, und um ihn endlich zahm und kirre zu machen, daß er das Obere nicht so wild dämonisch ergreifen wolle, wird er zuletzt in eine tiefe, reuevolle Schuld verstrickt. Hier ist ihm denn das Recht genommen, die Welt mit dem Balken in ihrem großen Auge zu sehen, da er den Splitter in dem eigenen Herzen, in tiefer, unheilbarer Wunde fühlt.

Nun sollte alles dieses aber nur dienen, ihn theils gelassener, theils aber auch unbedenklicher zu machen, um ohne selbstquälerisches Markten und Rechten in jedes dargebotene Vergnügen und jede Zerstreuung sich zu stürzen. Wenn nun aber einem solchen Geiste für eine geheime Schuld, die sein tiefstes Herz verwundet hat, in dem Vergnügen eine Entschädigung, Beschwichtigung gewährt werden soll, auf daß er endlich zugebe: die dunkel waltenden Schicksalsmächte hätten wenigstens bei Zerstörung edlerer Absichten und Zwecke ein nicht unfreundliches Auskunftsmittel dem armen Sterblichen übrig gelassen: so darf ihm nicht das Abgeschmackte zu einem Ableiter dargeboten werden. Hiermit würde er nur unglücklicher, ingrimmiger, abgeschlossener, trotziger, schroffer in sich selbst zurückkehren. Kann ihm aber an den Beispielen des Größten anschaulich gemacht werden, nachdem ihn vorerst allheilende Natur aus der verzweifeltsten Situation auf die Füße wieder frisch und munter gestellt, daß die Menschen überall in Verlegenheiten sich finden, und es gern sehen, wenn sie diesen auf die leichteste, selbst mit einer Art von Täuschung verbundene Weise, wofern sie nur gefällig und angenehm ist, entnommen werden: so dürfte er wohl zuletzt kühn werden bei

den neuen unerhörten Mitteln, die ihm durch seinen dienstbaren Geist zu Gebote stehen, und bei der vollkommenen nicht halben Einsicht in seinen und den gesammten Weltzustand, sich eine Entschädigung und Befriedigung zu bereiten, die für den gewöhnlichen Menschen in seiner Einsicht und bei seinen Mitteln, sey er selbst in den Purpur gehüllt, immer nur halb und zerstückelt ausfallen muß. Und so würde er bei der allgemeinen Weltverwirrung, dem Weltelend, dessen Anschauung sich ihm überall aufdrängt, immer das Gefühl davon tragen, noch einer der best Wegkommenden und Glücklichsten zu seyn.

Nun müssen wir gestehen, daß diesen Zweck zu fördern, alles uns aus dem zweiten Theil nunmehr schon Bekannte herrlichst beiträgt.

Die erste Scene, wo wir dämonische Kräfte bestrebt sehen, unsern Mann im Innern von dem erlebten Graus zu reinigen, geben ihm das sichere Gefühl, daß das Daseyn eine wiederherstellende Kraft gegen ein größt, ja unendlich erscheinendes Unglück habe; daß der allgemeine Lebenstrieb die höchsten Störungen überwinde.

Nun aber muß ihm durch den folgenden Aufenthalt an Kaisers Hofe aufs klärste deutlich werden, wie auch die in allergrößten, anscheinend unumschränktesten Verhältnissen lebenden Menschen

sich bedingtem Zustande letztlich fügen müssen, und ein heiterer Scherz die Lücke, an der sie vergehen würden, allein glücklich zu suppliren im Stande ist.

Hier sehen wir einen ehrenwerthen bedrängten Herrscher mit bestem Willen, klugen, weisen, wohlgesinnten Räthen an einem unauflöslichen Problem, wo nicht scheitern, doch in besten Vorsätzen stocken. Sollte Faust sich schlimmer daran finden, daß er durch sein gescheitertes Bestreben an Natur und Wissenschaft in die übelste Laune versetzt, in den unermeßlichen, dämonischen Mitteln eines Bündnisses mit dem Teufel die unmittelbarste Quelle jeglicher, auf gewöhnlichem Wege unmöglichen Zerstreuung besitzt? Er darf ja nur den Muth haben, nach einem geistreichen, überlegten Plane, zu dessen Entwerfung er seine frühere, wissenschaftliche Bildung nutzen kann, von jenen Mitteln Gebrauch zu machen, um sich eine Entschädigung für seine Bedrängnisse zu schaffen, die ihn über Alles erhebt, was die irdisch erhabensten Menschen mit ihren Mitteln und ihrer Erfindung vermögen. Dabei käme es nur auf ihn an, daß er Kühnheit und Resolutheit hätte, das böse Princip durch Forderungen des anscheinend Unmöglichen in eine Art Verlegenheit zu setzen, um so sich theils über dasselbe zu stellen, theils Rache dafür zu nehmen,

daß er sich zum abfindenden Verkehr mit ihm genöthigt sieht.

Nun trifft alles dieses, auf das beste ausgeführt, in der klassisch-romantischen Phantasmagorie Helena ein.

Wie uns der Dichter selbst in den oben mitgetheilten Worten aus Kunst und Alterthum offenbart hat, setzt Faust seinen dienstbaren Dämon auf Augenblicke in keine kleine Verlegenheit, indem er von ihm die schöne Helena fordert.

Es läßt sich leicht einsehen, daß der griechische Olymp nicht gleich darein eingewilligt haben werde, die weltberühmte Schönheit für einen leichtsinnigen Tagesscherz nach abgelaufenem Schicksal herzugeben und abzutreten. Auf der andern Seite zeigt sich für Mephistopheles überhaupt die Schwierigkeit, da er als Teufel seine Rolle zu spielen nur in der christlichen Welt das Recht erworben hat, Anknüpfungspuncte mit jenen zu gewinnen, denen der Hauptsache nach in ihrem idealen und realen Streben das Princip des Bösen, Häßlichen, Verneinenden fremd ist. Da wird es mehr als einer bloß diplomatischen Kunst und Einschwärzung bedurft haben, um in einem ganz fremden Machtgebiete, wie auf eigenem Boden, zu schalten.

Mit Ahnungen darüber, was sich der Dichter

Herrliches in dieser Hinsicht zu leisten vorgesetzt haben mag, erfüllt uns die kleine Scene, wo Amor, die gefährlichste dämonische Macht der antiken Welt, mit zwei Teufelchen im Conflict erscheint, die sich Mühe geben, ihn dahin zu bringen, daß er sie für ihres Gleichen anerkenne und gelten lasse.

Genug, wir sehen zuletzt die wirkliche Helena auftreten, zum Beweise, daß es Mephistopheles gelungen, seine Absichten in der heidnischen Götterwelt, wenn auch das Wie und Wodurch einstweilig verborgen bleibt, glücklichst durchzusetzen, und seinen Herrn zu befriedigen.

Ja mehr als zu befriedigen: denn nicht etwa nur der Anblick der berühmten Schönheit in all ihrer antiken Gebährdung — worin Faust als Philologe schon den schönsten Lohn des Lebens finden müßte — sondern der leibhafteste, realste Genuß wird ihm gewährt. Nicht aber so etwas Vorübergängliches hat Satan im Sinne, sondern zugleich etwas Dauerndes, Bleibendes. Noch höhere, unschätzbare Gabe denkt er ihm zuzuwenden. Sie liegt in dem durch Helena's Gewande erworbenem Talisman, rasch empor und über alles Gemeine am Aether hingetragen zu werden, so lange Faust dauern kann.

Hiermit ist der Raum — diese zweite, seit Kant so berühmt gewordene Form unserer Anschauung — als Hinderniß so gut als vernichtet.

Nun müssen wir gestehen, indem Faust den Mephistopheles durch die Heraufbeschwörung der Helena in die verwickelte Aufgabe versetzte, das Kunststück einer Aufhebung der Zeit, des Unterschiedes zwischen Vergangenheit und Gegenwart, ja Zukunft zu vollbringen, daß sich in dieser Forderung unser Mann ganz als Gelehrter, als Philosoph darstellt, der über dasjenige, was uns als die nothwendige allgemeine Schranke und Fessel des Daseyns erscheint, tüchtig gegrübelt hat, und den intricatesten Punct des Speculirens und Grübelns dem Teufel zur Auflösung anmuthet, woran so mancher menschliche Witz von der ältesten Zeit her bis auf den großen Kant hinab und noch später gescheitert ist.

Der Teufel erkennt und durchschaut hierin seinen Mann sogleich. Doch ihm ist diese speculative Klippe, die so manchen Doctor und Professor schon in die Seelenangst getrieben, nur ein Spaß, ein Hokuspokus, ja ein Irrwisch, mit welchem die menschliche Vernunft sich selbst blendet, kurz eine eitle Schwierigkeit, die der Grüblersinn sich erschafft und fingirt, um bei dieser Gelegenheit wer

weiß was für Weisheit und Tiefe auskramen zu können. Mephistopheles vertilgt nicht nur mit Leichtigkeit den Zeitunterschied, sondern setzt auch unsern Mann durch die Gabe der Alldurchdringung über die Schranken des Raumes hinaus.

Hier aber wird denn doch mancher Leser den Kopf bedenklich schütteln, ob den Commentator der erforderliche Ernst nicht verlasse, und ihm zu scherzen gefalle. Zeit und Raum könne ja doch einmal kein Mensch überspringen, und was durch sie unwiderruflich geschieden sey, sich zueignen, herstellen und verbinden.

Wir wollen zusehen, was sich auf eine solche Schwierigkeit, auf ein solches Bedenken erwiedern läßt.

Allerdings ist dem menschlichen Geiste ein ideelles Vermögen, sich über Zeit und Raum hinweg zu setzen, als ursprünglichstes Vermögen verliehen worden. Das Beste, was der Mensch vermag, was sein tiefstes Wesen bildet, ist ja nicht bloß Zeit und Raum, oder bestimmter gesagt, etwas Zeitliches und Räumliches. Aber deßhalb kann der menschliche Geist Zeit und Raum als Bedingungen, als Material und Element nicht entbehren, die er, wenn sie nicht wären, selbst schaffen würde, um das Schöne, Gute und Wahre, das

er in dem ideellen Zustande als zeitlos und raumlos eingehüllt besitzt, sich zur Uebersicht, zur Klarheit in einer Folge zu bringen, welche eben Zeit und Raum darstellen.

Welche ungeheure Fähigkeit der Raum- und Zeitdurchdringung, der Erfüllung beider der menschliche Geist besitze, wie ausgedehnte Grenzen ihm hierin gesteckt worden, davon giebt uns die Betrachtung dieser Erde, dieses Planeten als räumlichen Wohn- und Schauplatzes Aufschluß, wenn wir bedenken, wo und wie wir überall Menschen finden. Die Geschichte legt uns ferner eben so den weitschichtigsten Zustand des menschlichen Geistes durch das vor, was wir Zeit nennen, und sich nach seinem dabei anwendbaren Maaße in die Jahrtausende verliert. Nun aber besitzt der Menschengeist die Fähigkeit, so wie er sich in Zeit und Raum unermeßlich ausdehnt, beides wiederum zu verkürzen, zu verengen, ja abzuwerfen, insofern es ihn belästigt. Jedes Gedicht, jedes Kunstwerk giebt davon schon Zeugniß. Ist nämlich hier nicht in dem engsten, verkürztesten Raume, in dem begrenztesten Zeitverlaufe, das Geistreichste von unendlichen Momenten eingeschlossen, dargestellt und geschildert?

Nun dürfen wir aussprechen, daß jener eigen-

thümliche ideelle Sinn der Menschheit, welcher ihre Urgabe ist, und in der breitern zeitlichen und räumlichen Entwickelung derselben von sich selbst abzukommen scheint, ihr wieder höheres Bedürfniß innerhalb alles Zeitlichen und Räumlichen, wovon der Inbegriff die Geschichte ist, wird, sobald diese durch das Material, den Stoff, das bloße Element lästig zu werden anfängt. Dieser höhere Sinn entwickelt und stellt sich dann unter neuen Formen dar, worunter hauptsächlich die gehört, daß mittelst der Idee und der symbolischen Darstellung das durch Zeit und Raum Getrennte, innerhalb ihrer Auseinandergelegte wieder zur Einheit, zu einer Art gegenwartsvollen Anschauung herangezogen wird.

Auch hat sich dieser ideelle Sinn in der Sage aller Völker neben der Geschichte, d. h. der Welt des schärfsten Auseinanderlegens und Trennens in Zeit und Raum, hartnäckigst behauptet. Die Sage, welche eben Geschichtliches vermischt, das in Zeit und Raum Erstarrte, auseinander Gehaltene verschmilzt, und dadurch fließend und lebendig macht, hat sich deßhalb bei den wichtigsten historischen Vorgängen als ein Doppelgänger derselben, der sie von Zeit und Raum zu entkleiden sucht, eingefunden.

Nun aber betrachte man, wie der eigentliche

Mag es daher im gewöhnlichen Sinne nicht bloß eine Unwahrscheinlichkeit, sondern geradezu eine Unwahrheit seyn, daß Lord Byron als Euphorion der Sohn Faust's und der Helena sey, in einem andern, ungleich höhern Sinne wird man ihn doch nur als eine solche Ausgeburt des Schönsten in der Berührung, Verschlingung mit einem wahrhaft faustischen Streben zugeben und anerkennen müssen.

So wird es denn endlich aber auch keine Verwunderung und keinen Anstoß erregen dürfen, wenn der Dichter — was ich freilich hier nur als eine Vermuthung auszusprechen wage — Faustens, für dessen ursprüngliche Zeit wir die Reformationsepoche annehmen müssen, nachdem wir ihn in der Helena in das Uralterthum hinaufgerückt gesehen haben, in die jüngste Jetztwelt herabbringen sollte.

Ich kann mir wenigstens keinen Verlauf geschichtlicher Begebenheiten passender denken, um einen solchen Charakter in seinem Bestreben zu bestärken, zur vollkommensten Idise zu bringen und in voller Rechtfertigung erscheinen zu lassen, als jenen Zeitraum vom Ausbruche der französischen Revolution bis zum letzten Kanonenschuß auf Montmartre.

Hier in dieser Periode, wo der Dämon des Schreckens, der Angst, der Verzweiflung wunder

hätte bis zum Palast, wie nie wieder, über die Erde gegangen; wo Hoffnungslosigkeit und Entmuthigung bei würdigsten Gegenanstrengungen immer mehr Raum gewannen, hier ist der rechte Schauplatz, um uns einen solchen Charakter, wie Faust, in vollem Werthe empfinden zu lassen, der in mitten dieser Weltgräuel und Verwirrung doch eine Art von Genuß und Behagen sich zu schaffen weiß und dazu gelangt.

Denken wir ihn uns in einer Art Luftpalast, in einem potenzirten, idealisirten, aristophanischen Wolkenguckkburg, in der Ruhe und Muße eines ewigen Frühlings und Friedens die Vorgänge des namhaft gemachten Zeitraums betrachten, wie etwa der ruhige Beobachter das Schachbrett und die Spielenden überblickt; denken wir ihn uns, wie er eben dieses Ueberblicks wegen von Allem, selbst Geheimsten, was kommen wird, im Voraus unterrichtet ist, wie er in gleich gelassener Weise auf den Uebermuth des einen gewinnenden und die Verzweiflung des andern verlierenden Theils hinschaut, in dem Gefühle, daß alles dieses Menschliche sich unter ihm begiebt, daß es zu seinen Füßen niedergedrückt seinen Verlauf nimmt: so werden wir wohl dieß, wenn wir uns an all das Unbehagen, an den Unmuth und Verdruß, den

uns jener Zeitraum erregte, erinnern wollen, als eine unschätzbare, köstliche Situation einräumen müssen. Nun gebe man ferner unserm Helden zu, daß er es vollkommen in seiner Macht habe, nur dann, wenn in dem Toben der Elemente der eigentlichen Erdenwelt eine Art augenblicklichen Stillstands eingetreten ist, sich zur Erde nach Gefallen herabzulassen, um das Gute, was dort in schwankender Erscheinung schwebt, zu genießen, ja sich herauszuholen: denn, weil er unbefangen ist, so erkennt und sieht er es auch allein, und weiß es heraus zu finden. Endlich aber erinnere man sich an den letzten Verlauf dieses bezeichneten Zeitraums, wie Bonaparte, die bestürzte Welt völlig zu betäuben, und durch einen Meisterstreich in dem Feldzuge nach Rußland allem Bisherigen die Krone aufzusetzen, es zu übertreffen, ja vielleicht nach dem Muster glücklicher Eroberer der Geschichte es zuletzt im Sinne hat, als eine Art von Gott sich verehren und anstaunen zu lassen; wie dann ein einziger, unvernünftiger, kalter Wind aus dem sibirischen Osten diesen kühnsten Hoffnungen, diesen feinsten Berechnungen unwiderruflich den Todesstreich versetzt, und die erkrankte Welt ihr Heil, ihre Wiedergenesung von daher datirt: so hat man wohl hier einen so vollständigen, so abwechselnden,

so glänzenden und hohen Verlauf von menschlichen Thorheiten, Schwächen und Hinfälligkeiten, wie ihn die Geschichte zum zweiten Male nicht wieder so vollständig zu Stande bringen wird.

Und fragt man sich zuletzt, welche von den zwei größten Weltnarrheiten die schlimmste sey, ob jene politische, jene heldenhafte, die den Erdkreis in die gefährlichste Unruhe versetzt hat, oder jene grüblerische, welche anfangs das ganze Universum erpacken zu können wähnte, und dann jene Wendung aufs Lustige, Behagliche hinnahm, wie uns der Teufel und sein Doctor zuletzt in dem feenhaften Wolkenpalast nach unserer Voraussetzung erscheinen: so wird man sich denn doch unbedenklich für die behaglichere Seite entscheiden müssen. Ob und wie dieser Wolkenpalast möglich und wirklich sey, darnach wird man gar nicht erst fragen dürfen, da sich der großartigste, mächtigste Weltverlauf, den die Geschichte ausgeboren hat, nur selbstaufhebend und vernichtend endet. Wenn man Bonaparte, diese Riesengestalt und Riesengewalt eines Herrschers, zuletzt auf Helena enden sieht: so fragt man nicht weiter allzu scharf und genau, was auf Erden wahr und wirklich, was Lüge und Fiction, Dichtung und bloßes Gespenst ist.

Nunmehr aber dürfte es endlich an der Zeit seyn, unsern Helden seiner Rolle zu entlassen. Sehen wir ihn nämlich zuletzt es doch wirklich zu einer Art von Behagen bringen, das für ihn um so größer seyn muß, da demselben Weltzustände der größten Unbehaglichkeit, Trübsal, Noth, Verwirrung und Rathlosigkeit zur Folie, zur Unterlage dienen: so würde es zu einem vollendeten Ablauf seiner Schicksale, Abentheuer und Seltsamkeiten gehören, daß, indem er für Leben, Gemüß auf dem phantastisch realen Wege zu einer Art Abschluß und einiger Selbsterkenntniß gelangt ist, ihm noch die Anschauung einer möglichst vollendeten Ausführung seiner ideellen auf Natur und Wissenschaft bezüglichen Jugendträume gewährt werde.

Nehmen wir bei jenen aus dem Wolkenpalast vorausgesetzten Excursionen zur Erde an, daß unser Mann in Folge dieser abentheuerlichen Wanderungen auch auf eine Art Musensitz stoße, von dem wunderholdesten Frauenbild bewohnt. Man verleihe ihr alles Schöne, Sittliche, Große, Reine, Keusche, Hohe, Liebenswerthe, was der Dichter an seine Natalien, Eugenien, Ottilien, Elevnoren einzeln ausgetheilt hat. Man lasse sie als eine Art von Priesterin der Natur und Wissen-

schaft erscheinen, vor deren klarem Blick sich alle die Probleme aufgeschlossen haben, die den Dichter selbst sein ganzes Leben bewegt, und in deren wenigstens theilweiser Lösung er sich für hoch begünstigt und begnadigt hält: so wird sogleich eine Art von Conflict in unserm Helden entstehen müssen, eine neue Art von Unruhe, die um so größer seyn muß, als er sich eben kaum durch ein absolutes Entsagen, Zugeben und Dreinfinden in das Verworrene des Weltlaufs realistisch phantastisch beschwichtigt sieht.

Daß dieser Conflict tragisch enden werde, dafür ist um so mehr Wahrscheinlichkeit vorhanden, als unser Held bei dem Versuche in jene Kreise einzudringen, und sich so viel Liebes, Werthes zuzueignen, nur zurückgestoßen wird.

Da wird ihm denn klar, daß das Leben denn doch noch eine höhere und andere Auskunft biete, als die, für welche Mephistopheles ihn gewonnen, und zu der ein großer, verachtender Blick auf die Geschichte hinführt. Er fühlt aber, daß, um zu dieser andern Auskunft zu gelangen, eine Unverwüstlichkeit, Unzerstückelung ursprünglichen, reinen, heiligen Sinnes gehöre, auf die er nach allem Vorgefallenen, Erlebten, nun nicht mehr Anspruch machen dürfe; er muß bekennen, für die

Erde sey seine Zeit und sein Schicksal abgelaufen. Und so endigt er wenigstens mit einem vollkommenen Geständniß seiner Unwürdigkeit, da er Würdiges nicht mehr ganz und vollkommen zu erreichen vermag.

Sind wir nun kühn genug, uns einen Epilog zu der Tragödie noch zu denken, wie wir einen Prolog vor ihr fanden: so dürfte Faust entleibt oder vielmehr entkörpert vor dem uns schon bekannten himmlischen Personal nicht unwürdig erscheinen. Eine Begnadigungsscene der höchsten, erhabensten Art eines reuigen, zum Selbstgeständniß des Fehls gelangten Sünders würde sich vor uns entwickeln. Der Herr würde, statt den Schuldigen, Reuigen zu vernichten oder ewiger Selbstqual zu überlassen, ihm in den unendlichen Gebieten seiner Welt auf neuen angemessenen Schauplatz stellen, um auf der Erde Versäumtes bei nunmehr geklärtem und verklärten Blicke nachzuholen. Mephistopheles würde nicht so zuversichtlich, wie im Prolog, sich dießmal zeigen, da er vielmehr beschämt gestehen muß, daß es zwar möglich sey, bis zu einem gewissen Puncte den Menschen zu verwirren, ihn zum Zugeben kümmerlichster Beschränktheit zu nöthigen. Allein Verrath und gänzlichen Abfall vom Höchsten, so-

daß es ihm in vollendeter Gestalt erscheint, werde er doch nie üben, selbst wenn er demüthigst gestehen muß, es nicht erreicht oder durch leichtsinniges Verschulden verfehlt zu haben.

Und so würden dieß die drei großen Grundideen seyn, in welchen die Tragödie schließen dürfte.

Dem Menschen bleibt in kümmerlichster Weltsituation so viel Freiheit des Geistes übrig, daß er selbst im schlimmsten Falle das Gemeine, Bedingende, Niederziehende durch Ironie, Humor, phantastischen Scherz von sich abzuwehren, und sich darüber zu stellen vermag. Die Lehre, die Lebensansicht und Lebensweisheit, für welche Mephistopheles Fausten zu gewinnen, zu erziehen sucht, weist und deutet darauf hin.

Dem Menschen wohnt aber zweitens noch mehr als ein solcher abwehrender, verneinend zu Werke gehender Sinn bei. Ein Allerreinstes, Allerheiligstes ist ihm in die Brust gepflanzt. Diesem wage er es allein zu folgen, und er wird auch positiv und affirmativ zu den schönsten und höchsten Resultaten gelangen.

Endlich darf der Mensch über Verfehltes auf der Erde, falls er sich nur ohne Schuld dabei weiß, sich nicht abhärmen und den Kopf zerbre-

chen. Das Universum, der Herr ist überreich, um die Lücken eines ganzen Erdendaseyns sofort zu suppliren. Also ist die Welt, in welcher wir leben, unter allen Umständen die beste. In schlimmer, trüber Zeit, wie in guter, ist überall und immer in ihr gesorgt, daß sich der Mensch in einer Art von Gleichgewicht mit seinen Forderungen, Ansprüchen, Zuständen und Kräften darin erhalte; und verfolgt ihn ja so radicales Unglück, daß ihn die Erde nicht begnügt, so gebe er höhere Sinnesweise nur nicht auf, und wenn er nichts mehr besitzt, so halte er am Kinderglauben einer andern Welt nach dieser Welt um so tiefer fest: es wird sich dann Alles ins Gleiche setzen, und Aeonen werden ihn für Verlust und Darben in Zeit und Raum genugsam, ja überschwänglichst entschädigen.

Indem wir nun am Schlusse der Auslegung des goethischen Gedichts stehen, drängen sich uns die mannigfaltigsten Betrachtungen zu. Statt aller andern jedoch sey die eine nur herausgehoben: Wenn das Streben nach dem Absoluten sich in der neuern und neuesten Menschheit auf mancherlei Weise hervorgethan, und auf dem philosophischen Wege der ernsthaftesten Behandlung unterworfen zu werden, nicht für unwerth befun-

den worden: so ist es merkwürdig, wie der Dichter dasselbe als einen Wahn von sich zu weisen scheint, dem auf ernstem Wege positiv durchaus nichts abzugewinnen sey. Auf einem scherzhaften Wege hingegen in gründlich tüchtiger, verneinender Behandlung gewähre es die glänzendsten Vortheile und Befriedigung. Es verleihe nämlich einem, in seiner allgemein menschlichen Begrenztheit sich unbehaglich fühlenden Charakter eben das Recht, sich über alle Grenzen und Schranken, die dem Menschen nothwendiger und zufälliger Weise gezogen sind, hinaus zu versetzen, um mit der Phantasie in jener ungebundenen, doch gefälligen Willkürlichkeit und Zügellosigkeit den nie endenden Wettstreit zu beginnen. Statt daß also das Absolute in die philosophische Region aufzunehmen sey, wo es stets starr, trocken, todt, ungenießbar verbleibe, und verrückte Combinationen veranlasse, gehöre der Begriff desselben recht eigentlich der Poesie an, die ihm allein Giltigkeit zu verschaffen, und ihn durch das grenzenlose Schwärmen der Einbildungskraft, dem er entspricht, erst lebendig, wirksam, wahr, so wie ergötzlich und heiter zu machen im Stande sey.

Gedruckt
bei E. W. J. Krahn
in
Hirschberg.

Verbesserungen.

Seite 7. Z. 12. v. u. st. bänderreich l. bändereich.
» 79. » 3. v. u. st. und l. und.
— » 13. v. o. st. uur l. nur.
» 271. » 11. v. u. st. denn l. dann.
» 320. » 9. v. o. st. engen l. engern.